This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

$B 82 565

11423

University of California.

FROM THE LIBRARY OF

DR. FRANCIS LIEBER,

Professor of History and Law in Columbia College, New York.

THE GIFT OF

MICHAEL REESE,

Of San Francisco.

1873.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Library.

Die

Kulturgeſchichte

im

Lichte des Fortſchritts.

Einleitung

zu einer

Kulturgeſchichte der neuern Zeit.

Von

Otto Henne-Am Rhyn.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Library
Of California

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1869.

CB83
H47

11423

Inhalt.

		Seite
1.	Die Kulturgeschichte als Wissenschaft	3
2.	Die Literatur der Kulturgeschichte	7
3.	Ob es Gesetze der Geschichte gebe	10
4.	Die Faktoren der Kulturgeschichte	18
	a. Abhängigkeit von der Natur	23
	α. Einwirkung der geograph. Gestaltung der Erdoberfläche	—
	β. Einwirkung des Klimas	25
	γ. Einwirkung des Bodens und der Nahrung	26
	b. Abhängigkeit vom Menschen	27
	c. Zusammenwirken der Natur und des Menschen	29
5.	Die Momente der Kulturgeschichte	30
6.	Die Perioden der Kulturgeschichte	38
7.	Die Kultur des Morgenlandes	44
	a. Chinesen	46
	b. Aegypter	53
	c. Semiten	60
	d. Arier	86
8.	Die klassische Kultur	103
	a. Die antike Kunst	104
	b. Die antike Wissenschaft	110
	c. Der antike Staat	116
	d. Die antike Religion	119
9.	Das Christenthum und die Kultur	122
	a. Die christliche Religion	—
	b. Die christliche Kunst	133
	c. Die Nationalliteratur im Bereiche der Christenheit	138
	d. Die christliche Wissenschaft gegenüber der mohammedanischen und jüdischen	140
	e. Die moralischen und socialen Zustände unter dem positiven Christenthum	152
10.	Die moderne Kultur	164
	a. Die Periode des Erwachens	166
	b. Die Periode des Kampfes	173
	c. Die Periode des Sieges	176

Berichtigungen.

S. 29 Z. 25 u. 26 v. o. lies Neigungen ſtatt Meinungen.
" 38 " 20 u. 21 v. o. l. nachhinkt ſt. zurückweicht.
" 50 " 1 v. o. l. geocentriſche ſt. grometriſche.

Die

Kulturgeſchichte

im

Lichte des Fortſchritts.

UNIVERSITY
Library.
Of California.

1. Die Kulturgeschichte als Wissenschaft.

Unter allen Geschöpfen der Erde ist der Mensch das einzige, welches eine gemeinsam fortschreitende geistige Entwickelung aufzuweisen hat, und nehmen auch nicht alle Verzweigungen der menschlichen Gattung an diesem Fortschritte Theil, so ist und bleibt doch derselbe eine Zierde und ein Vorrecht unseres Geschlechtes. Das Gesetz jener Entwickelung nun ist ein so mächtig gebietendes und eine so vollständige Harmonie der einzelnen Faktoren seiner Erfüllung erforderndes, daß sich ihm keine von dem menschlichen Geiste eingeschlagene Richtung entziehen kann. So ist denn auch das menschliche Wissen selbst, welches die Kenntnisse umfaßt, die wir von allem Existirenden besitzen können, den Wandelungen unterworfen, welche der geistige Fortschritt der Menschheit erleidet. Dieses Wissen nimmt daher neue Gestalten an, so oft neue, bisher verborgene Wahrheiten entdeckt und so oft bisher für Wahrheit gehaltene Annahmen als Irrthum und Täuschung enthüllt werden.

Die Geschichte der Wissenschaften hat daher ihre Krisen, wie diejenige anderer Richtungen der menschlichen Geistesthätigkeit. Es versinken Zweige des Forschens und Wissens in das Meer der Vergessenheit, wenn die denkende Menschheit zu dem Ergebnisse gelangt ist, daß dieselben keine Wahrheiten zu enthüllen vermögen, es steigen neue aus dem unergründlichen Borne des Gedankens empor, von welchen die Ergründung der Wahrheit mit besserm Rechte erwartet werden darf. So wird das Streben des Menschen nach Erkenntniß der Wahrheit ein immer rastloseres und nimmt immer weitere und großartigere Dimensionen an. Alles, was sich in einem eng begrenzten Kreise von Ideen bewegt, innerhalb der Schranken veralteter Vorurtheile stehen bleibt, verliert im Laufe der Zeiten an Interesse; die alten Einschachtelungen, in die man die Wissenschaften sperrte und in denen man sie von einander abpferchte, werden zerbrochen, das Wissen wird encyklopädischer und kosmopolitischer. Die alten Systeme werden weggeworfen, die verschiedenen einseitigen — ismus überwunden, und es taucht nach und nach

ein völlig neuer Horizont des Forschens auf. Wir wollen nicht von „Wissenschaften“ sprechen, über deren Nichtigkeit jetzt Alles einig ist, wie z. B. von der Astrologie, der Alchemie, der Chiromantie, der Physiognomik, lauter Gewebe von Hypothesen und Willkürlichkeiten, durch welche keine Wahrheit erforscht, sondern nur eine müßige Phantasie beschäftigt wurde, und denen sich vielleicht bald die sog. Phrenologie anschließen dürfte, um den vom forschenden Geiste über Bord geworfenen Ballast zu vervollständigen.

Mit diesen Plänklern im Heere des Unsinns und der Unvernunft ist jedoch das letztere noch nicht gänzlich geschlagen. Noch steht das Gros dieser der Freiheit des Denkens und Forschens so gefährlichen Armee schlagfertig aufrecht und macht keine Miene das Feld zu räumen. Ihm gilt daher der Kampf der freien Wissenschaft unserer Zeit. Der Sieg über die kleinen Afterwissenschaften wäre ein unvollständiger und nutzloser, wenn die großen ihr Wesen forttrieben. Auch sie zu überwinden ist die Aufgabe des fortschreitenden Forschens. Wir wissen wohl, daß wir in ein Wespennest stoßen, wenn wir die Namen dieser großen Afterwissenschaften nennen, da dieselben nicht nur winzige Häufchen Ueberspannter und Begeisterter, sondern ganze Bevölkerungen unter Anführung ihrer hochweisen Lehrer und überfrommen Priester zu ihren Anhängern und Verehrern zählen, und das Bewußtsein von ihrer vollständigen Leerheit und Nutzlosigkeit erst im Aufdämmern begriffen ist. Diese großen Afterwissenschaften sind die Theologie und die Metaphysik. Bisher ist wenigstens Das erreicht, daß dieselben nicht mehr die Throne der Alleinherrschaft und der Verachtung alles übrigen Wissens einnehmen, welche die erstere im Mittelalter, die letztere im Zeitalter der Aufklärung behauptete. Diese Throne sind gestürzt und — mit Recht bisher noch nicht wieder eingenommen; denn Vorrechte duldet unsere Zeit im geistigen Gebiete nicht mehr. Nur allgemein als nichtig und verwerflich anerkannt sind die beiden genannten Afterwissenschaften noch nicht; aber sie sollen es mit der Zeit werden.

Die Theologie und die Metaphysik haben beide zu ihrem Gegenstande Dinge, welche von den Menschen, deren ganzer geistiger Anlage gemäß, niemals erforscht werden können, über welche wir daher auch niemals etwas wissen werden, nämlich die Welt der Uebersinnlichkeit, welche in ihrer Gesammtheit eine Hypothese ist, für deren Wirklichkeit keine einzige vollkommen beglaubigte Thatsache spricht; denn was über die Sinnlichkeit hinausgeht, entzieht sich nun einmal faktisch jeder Forschung unerbittlich und wird sich in Ewigkeit jeder solchen entziehen; daher auch alle Versuche der Menschen, eine geglaubte Voraussetzung der Natur mit Namen und Eigenschaften und eine gehoffte Ueberdauerung des menschlichen Lebens, ja sogar der Welt, mit bestimmten Lokalitäten auszustatten, — stets eitle und ärmliche Versuche bleiben werden. — Theologie und Metaphysik unterscheiden sich indessen dadurch von einander, daß die Theologie mittels eines gewissen Ceremoniells

dem Volke, die Metaphyſik aber durch bloße Wortſpielerei dem Studirten begreiflich zu machen geſucht wird; die Theologie oder vielmehr ihr Inhalt, die Religion, iſt die Metaphyſik des Volkes, die Metaphyſik die Religion der dünkelhaften Gelehrten; beide ſind herrſchſüchtig und unduldſam; zu einer phyſiſchen Macht aber hat es blos die Theologie gebracht, — für ſie wurden unzählige Kriege geführt, Heere, Stämme, ja Völker unterdrückt und vernichtet und unermeßlich viel Blut verſpritzt — für die Metaphyſik nur Tinte! beide aber ſind jedenfalls keine Wiſſenſchaften, was bei einiger Analyſe ihres Inhaltes leicht eingeſehen werden muß.

Das Geſammtgebiet der Theologie beſteht aus der Kirchen- und Dogmengeſchichte, welche ein Zweig der Kulturgeſchichte, aus dem Kirchenrechte, welches ein Theil der Rechtswiſſenſchaft iſt, aus der Bibelkunde und Exegeſe, welche zur hebräiſchen und helleniſtiſchen Literatur gehören, aus der Dogmatik, welche bloße, unerwieſene und durch keine Thatſachen unterſtützte Behauptungen einzelner Kirchen und Sekten, und aus der Paſtoral, welche lediglich die Abrichtung zum geiſtlichen Berufe zu ihrem Inhalte hat. Wo bleibt da eine beſondere theologiſche Wiſſenſchaft? Die Dogmatik kann es ſchon deshalb nicht ſein, weil ſie in jeder Konfeſſion eine andere iſt, und jede religiöſe Richtung für ihre Dogmatik unbedingten Glauben fordert, mithin alle Forſchung ausſchließt, ja ſogar verdammt. Zwar gibt es auch wirkliche Wiſſenſchaften, in welchen Parteianſichten ſich bekämpfen; allein dieſe Wiſſenſchaften umfaſſen außer den in ihrem Gebiete ſtreitigen Punkten noch weit bedeutendere Gebiete, welche durch genaue Forſchung über jeden Zweifel erhoben ſind, während von der Dogmatik, nach Entfernung der ſtreitigen Fragen, gar nichts übrig bleibt, indem ſie einzig und allein aus ſolchen beſteht und keine Möglichkeit einer Löſung derſelben denkbar iſt. Dagegen naht dieſen Streitfragen des Glaubens, wenn auch keine Löſung, doch — eine Auflöſung und gründliche Beſeitigung. Sie müſſen ſich, was in der Zeit theologiſcher Alleinherrſchaft undenkbar war und unfehlbar den Tod des kühnen Denkers zur Folge hatte, die Kritik gefallen laſſen und ihr prunkendes, glänzend übertünchtes Gebäude vom unerbittlichen Zahne der Naturforſchung völlig unterhöhlt ſehen. Richtig ſagt eine geiſtreiche Schriftſtellerin unſerer Zeit, die Aſtronomie habe der Dogmatik den Himmel über den Häuptern und die Geologie ihr die Erde unter den Füßen weggezogen. Noch immer beherrſcht zwar dieſe himmel- und bodenloſe Dogmatik das große Heer Jener, welche entweder die Naturforſchung nicht kennen, oder aus der Stellung, die ihnen das Hypotheſengewebe irgend einer Kirche verſchafft, Vortheil ziehen; aber im Kreiſe der wiſſenſchaftlich Gebildeten und aufrichtig Forſchenden verfangen ihre gleißenden Künſte nichts mehr.

Es wurde im Zeitalter der Aufklärung für einen Triumph angeſehen, daß die Herrſchaft der Theologie durch jene der Metaphyſik abgelöst wurde, d. h. die Herrſchaft der von Kirchengemeinſchaften aufgeſtellten

Hypotheſen durch jene der von Einzelnen geſchmiedeten. Die philoſophiſchen Syſteme jagten ſich, eines das andere, und die Philoſophen bildeten ſich ein, Wunder gewirkt zu haben, als zuletzt an die Stelle der Allmacht eines außerweltlichen Gottes die Allmacht der „abſoluten Idee“ getreten war. Aber die abſolute Idee wurde in kurzer Zeit wieder gründlich vergeſſen, und das Volk glaubte nach wie vor an den außerweltlichen perſönlichen Gott. Die Hypotheſe der Kirche, weil plaſtiſcher und poetiſcher, überdauerte die Hypotheſe und hohle Phraſe der ſich ſo nennenden Philoſophie. Es half nichts, daß Hegel ſeine Metaphyſik „Logik“ taufte; ſie blieb dennoch Metaphyſik und theilte das Schickſal ihrer Schweſtern, — das der ruhmloſen Vergeſſenheit! —

Zur Metaphyſik rechnen wir den ganzen Komplex jener angeblich philoſophiſchen Disciplinen, welche rein auf Hypotheſen und willkürliche Folgerungen gebaut ſind. Dazu gehören: die alte Metaphyſik im engern Sinne, d. h. die angebliche Wiſſenſchaft von übernatürlichen Dingen, — angeblich, weil übernatürliche Dinge unmöglich erforſcht werden können, die Religionsphiloſophie, d. h. die Analyſe der religiöſen Vorſtellungen, die ſelbſt wieder Hypotheſen ſind, weil ſie auf dem unerforſchbaren Verhältniſſe des Sinnlichen zum Ueberſinnlichen beruhen, die Naturphiloſophie, welche aus bodenloſen Abſtraktionen der Naturerſcheinungen und die Geſchichtsphiloſophie, welche aus Zurechtlegung der hiſtoriſchen Thatſachen zu irgend welchen einſeitigen Zwecken beſteht.

Die eigentliche Metaphyſik im engern Sinne iſt abgethan und überwunden im Reiche der Wiſſenſchaft, und es fehlt nur noch die Zerſtörung des Nimbus, der ihre Vertreter und deren Werke, obſchon ſie Niemand mehr lieſt, noch umgibt. Mit der Theologie fällt auch die Religionsphiloſophie und an ihre Stelle tritt die von der Naturwiſſenſchaft und der Geſchichte durch ihre Forſchungen geübte Kritik religiöſer Vorſtellungen. Die Natur- und Geſchichtsphiloſophie endlich werden durch philoſophiſche, d. h. vernünftige Behandlung der Naturwiſſenſchaft und der Geſchichte überflüſſig.

Damit iſt freilich die alte Philoſophie aufgelöst, aber nur zum Vortheile der Wiſſenſchaft ſelbſt. Hegels Syſtem gipfelte in der Identificirung der Philoſophie und Wiſſenſchaft als dritter Aeußerung des abſoluten Geiſtes und machte hiedurch der für ſich abgeſchloſſenen Philoſophie ein Ende. Die geſammte Wiſſenſchaft muß philoſophiſch, d. h. weisheitliebend werden, und diejenigen bisher zur Philoſophie gerechneten Disciplinen, deren Gegenſtand, weil auf Thatſachen beruhend, nicht als dahingefallen bezeichnet werden kann, haben den übrigen Wiſſenſchaften gegenüber keine bevorzugte Stellung mehr in Anſpruch zu nehmen. Es gehört dahin: die Pſychologie, welche, als Darſtellung der Thatſachen des Seelenlebens, den Zuſammenhang und die Wechſelwirkung des Körpers und der Seele kennen lehrt und daher zugleich die Spitze der Naturwiſſen-

schaften und die Grundlage der Geisteswissenschaften ist. Aus ihr muß sich erweisen, daß auf den Thatsachen des Denkens, Fühlens und Wollens die Ideen des Wahren, des Schönen und des Guten beruhen und den Inhalt für die drei Wissenschaften der Logik, Aesthetik und Ethik darbieten. Während von diesem herrlichen Kleeblatte der mittlere Zweig in sich selbst abgeschlossen ist, erzeugt der erstere weiter die Wissenschaft der Sprache, der letztere aber die weit umfassenderen historischen und politischen Wissenschaften, als Anwendung der ethischen Idee auf die weitesten Kreise. Unter denselben sinkt die bisher so mächtige Rechtswissenschaft, in Folge allmäligen Veraltens des früher allein herrschenden römischen Rechtes und ihres immer vollständigern Aufgehens in der Gesetzgebung, die nicht mehr Wissenschaft, sondern Staats-Konvenienz ist, immer mehr zur Bedeutungslosigkeit herab, gegenüber den frisch aufstrebenden Staatswissenschaften, und unter diesen ragt, als neuer Zweig der Geistesthätigkeit, die Nationalökonomie hervor, die Wissenschaft des Zusammenlebens der Menschen und ihres Verhältnisses zur untergeordneten Natur. Als Erläuterung dieser Verhältnisse durch Zahlen entwickelt sich riesig die Statistik, die sich zur Nationalökonomie verhält wie die Chronologie zur Geschichte. Und diese neuen Wissenschaften haben nicht wenig dazu beigetragen, daß die vorher so trockene Geschichte; die dumpfen Fürstengrüfte und blutigen Schlachtfelder, in und auf denen sie sich mit Vorliebe bewegte, verließ, in's frische, farbige und lärmende Leben der Völker heraustrat und hierdurch zur Kulturgeschichte wurde. Es ist dies ein Fortschritt in der historischen Wissenschaft, der nicht genug gewürdigt und begrüßt werden kann; denn er ist es erst, der die Geschichte genießbar macht, ihr Leben und Wahrheit verleiht, sie nicht nur im Staatskleide und in der Kriegsrüstung, sondern auch im Alltags- und Hausrocke auftreten läßt. Es ist keine Uebertreibung, wenn wir die Kulturgeschichte den höchsten und vollkommensten Zweig des menschlichen Wissens nennen; denn sie umfaßt alle anderen, indem sie die Fortschritte der Menschheit in denselben nachweist, und auch alle übrigen Richtungen menschlicher Thätigkeit in den Kreis ihrer Erzählung zieht, — und sie hat ohne Zweifel eine große Zukunft vor sich.

2. Die Literatur der Kulturgeschichte.

Die Kulturgeschichte ist ein Kind des germanischen Geistes; aber auf dem theoretischen und träumerischen Boden Deutschlands trat sie bisher erst schüchtern auf, ängstlich tastend, ob sie Niemanden in den Weg trete. Entweder ließ sie sich von der Hand ihrer älteren Schwester, der politischen Geschichte, leiten, gleichsam als Ergänzung derselben (Schlosser, Weber u. s. w.), oder sie erschien als bloße, nach kulturhistorischen Mo-

menten gegliederte Ethnographie ohne Rücksicht auf historische Zeitfolge (Klemm), oder sie bestand aus lose an einander gereihten und sehr lakonisch gehaltenen Angaben über Sittenzustände und Schriftsteller, ohne ein zusammenhängendes, von einem Geiste durchwehtes Gemälde zu liefern (Wachsmuth), oder sie zersplitterte sich in Geschichten einzelner Zweige menschlicher Geistesthätigkeit, wie der Kunst (Kugler und Lübke), der Literatur (Gervinus, Scherr, Kurz), der Pädagogik (Raumer), der Philosophie (Schwegler), und der einzelnen Wissenschaften in einem Sammelwerke (Münchener Sammlung). Ein Werk macht indessen eine Ausnahme als wirkliche, aus einem Guß gearbeitete Kulturgeschichte; es beschränkt sich jedoch auf Deutschland und enthält sich der Aufstellung von Grundsätzen der Kulturhistorik; es ist Joh. Scherr's deutsche Kultur- und Sittengeschichte.

Eine Kulturgeschichte, wie sie das vorgeschrittene Zeitbewußtsein und eine rationelle Reform historischer Wissenschaft fordern, hat erst in neuester Zeit unter den praktischen und handelnden Nachkommen der seefahrenden Angeln und Sachsen dies- und jenseits des atlantischen Oceans ihre Apostel gefunden. Es sind Engländer und Amerikaner, welche die ersten Grundsätze allgemeiner und unabhängiger Kulturgeschichte aufgestellt haben. Wir sprechen hier von Heinrich Thomas Buckle's Geschichte der Civilisation in England, von John William Draper's Geschichte der geistigen Entwicklung Europa's und von William Hartpole Lecky's Geschichte der Aufklärung.

Buckle, der Begründer der mit diesen Werken in Gang gebrachten Bewegung für wissenschaftliche Kulturgeschichte, war der Sohn eines Kaufmanns, dessen Vermögen es ihm ermöglichte, ganz den Wissenschaften zu leben. Dieses Glück bewahrte ihn jedoch nicht vor einem frühen Tode, den er im Alter von nicht ganz vierzig Jahren auf einer Orientreise in Damask fand. Aus diesem Grunde blieb sein nur allzu großartig berechnetes und breit angelegtes Werk ein unförmlicher Torso. Nicht nur ist es weit von der Vollendung entfernt, sondern auch der vorhandene Anfang ist kein für sich abgerundetes Gemälde, — ja, er läßt nicht einmal einen klaren Blick auf den Plan zu, der dem riesenhaften Reste zu Grunde hätte liegen sollen. Obschon Buckle wiederholt ankündigt, was er liefern wolle, ist dennoch zwischen diesen Ankündigungen und dem wirklich Gelieferten keine rechte Uebereinstimmung zu entdecken. Er will die Geschichte der Civilisation in England schreiben, beschäftigt sich aber in dem vollendeten Theile seines Buches sehr wenig mit diesem Thema. Das Ganze, was wir von ihm besitzen, ist eigentlich blos eine Einleitung, in welcher er, nach Aufstellung der Gesetze der Geschichte nach seinem Systeme, und nach einem kurzen Ueberblick der neueren englischen Kulturgeschichte, sich mit Abrissen der französischen, spanischen und schottischen Kulturgeschichte beschäftigt, denen, wie angedeutet ist, eben solche Abrisse der deutschen und amerikanischen

Civilisation hätten folgen sollen. Nach all diesem hätte dann erst, wie wir uns vorzustellen haben, der eigentliche Inhalt des Werkes, wie ihn der Titel bezeichnet, seinen Anfang genommen, — eine Aufgabe, welche die Kräfte eines Menschen übersteigt. Die englischen Historiker leiden überhaupt an dem Fehler, ihre Kräfte zu wenig in Anschlag zu bringen und zu ausführlich zu schreiben, so daß der unerbittliche Tod sie nur zu oft in ihrer Arbeit unterbricht, wenn diese kaum begonnen hat; wir haben dies z. B. mit Macaulay erlebt. —

Ganz anders der Amerikaner Draper. Als Naturforscher (er ist Professor der Chemie und Physiologie an der Universität zu New-York) hat er sich eine präcise, kurze und schlagende Art und Weise der Aeußerung seiner Gedanken angeeignet. Diese seine Kürze hat jedoch leider zur Folge, daß er sich von seinen Lieblingsideen ganz beherrschen läßt und alles Uebrige nicht berücksichtigt, sein Werk mithin, ohne durch eine gewaltsame Unterbrechung, wie jenes Buckle's, dazu gezwungen zu sein, an bedeutenden Unvollständigkeiten leidet. Sein ökonomisch zusammengedrängter und auf Sturmesflügeln dahin eilender Inhalt ist folgender: Auf eine der Buckle'schen entsprechende Einleitung über die Gesetze der Geschichte folgt eine Darstellung der griechischen Philosophie mit „Seitenblicken" auf die indische und ägyptische Civilisation und auf die römische Geschichte, hierauf eine Geschichte der christlichen Kirche mit einem „Seitenblicke" auf die arabische Literatur, und zuletzt eine Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik seit der Entdeckung Amerika's. Also Philosophie im Alterthum, Theologie im Mittelalter und Naturwissenschaft in der Neuzeit sind Draper's fragmentarische Perioden einer europäischen Kulturgeschichte.

Lecky, ein noch sehr junger Irländer, hat in seiner „Geschichte des Rationalismus (oder, wie der deutsche Uebersetzer, der in diesem Worte eine Zweideutigkeit sieht, verbessert: der Aufklärung) in Europa" ein den beiden so eben genannten insofern unähnliches Werk geliefert, als er sich in keiner Weise mit Theorieen abgibt, daher auch nicht nach Gesetzen der Geschichte sucht. Er meldet blos Thatsachen; aber aus der Art und Weise, wie dies geschieht, erhellen seine Ueberzeugungen hinlänglich und lassen ihn als einen Gesinnungsgenossen der bereits genannten Schriftsteller erkennen, als einen entschiedenen, energischen Gegner der Unterdrückung und des Zwanges gegen Körper und Geist, als einen für Freiheit, Licht und Recht begeisterten Kämpfer. Sein Werk ist ein Paneghrikos auf die Aufklärung, d. h. auf die Verwerfung der religiösen Autorität, welche als Willkür und Selbstsucht entlarvt wird. Das Werk ist eingetheilt nach den verschiedenen Mitteln, welche die Aufklärung in ihrem Riesengange vom Mittelalter bis zur Gegenwart anwandte, um mit deren Hülfe die ihr entgegenstehenden Gewalten zu vernichten und über ihren Trümmern zum Siege zu gelangen. Es sind diese Mittel nach Lecky's Eintheilung: 1) die Untergrabung des Wunderglaubens, und zwar a. des Glaubens an Zau-

berei und Hexerei und b. des Glaubens an die von der Kirche anerkannten und ausgeübten Wunder; 2) die Befreiung der Kunst, der Wissenschaft und der Moral aus den Fesseln des Glaubens, und ihre damit verbundene höhere Entwickelung; 3) der Kampf gegen alle Verfolgung um des Glaubens willen, gehe sie aus von welcher Kirche sie immer wolle; 4) die „Säkularisation der Politik", d. h. die Entfernung geistlicher und kirchlicher Organe vom Einfluß auf die weltlichen Angelegenheiten; und endlich 5) die Beförderung der Industrie, des Handels und des Verkehrs und die Beseitigung der die freie Bewegung in diesen Dingen hemmenden religiösen Vorurtheile. Man sieht, das Thema ist umfassend und allseitig, und die Ausführung bleibt nicht hinter dem Versprechen, es zu lösen, zurück. Lecky hat es verstanden, den Scharfsinn Buckle's mit der Klarheit Draper's zu verbinden und sowol die Weitschweifigkeit des Erstern, als die willkürliche Unvollständigkeit des Letztern zu vermeiden. Sein Buch ist ein volles Ganzes, es ist aus einem Gusse und ist ein Triumph der Gesinnungstüchtigkeit. Freilich ist es keine vollständige Kulturgeschichte; aber es ist das Programm des Geistes einer solchen und bringt die eigentliche Tendenz, welche jede Kulturgeschichte haben sollte, in einem gedrängten Bilde zur erhebenden Anschauung. —

3. Ob es Gesetze der Geschichte gebe.

Die Geschichtschreibung des Alterthums unterschied sich von der Poesie einzig und allein durch den Umstand, daß sie nicht in Verse, sondern in Prosa eingekleidet wurde. Gleich der Poesie enthielt sie Wahrheit und Dichtung in bunter Mischung, gleich ihr legte sie das Hauptgewicht auf schöne, fesselnde Darstellung. Die Geschichtswerke eines Herodot, Thukydides, Livius, Sallust und Tacitus waren Epopöen in ungebundener Rede. Mit Abstraktionen, mit dem Suchen nach Gesetzen, mit der Erörterung von Streitfragen befassen sie sich nicht.

Die Geschichtschreibung des Mittelalters verfiel in ein anderes Extrem, nämlich in die äußerste Poesielosigkeit. Die Chroniken jener Zeit berichteten blos, was ihre Verfasser für geschehen hielten, und hüllten selbst die von denselben für Wahrheit angesehene Dichtung und Fabel in das trockenste, begeisterungsloseste Gewand. Zusammenhängende Erzählung, anziehende Form, praktische Nutzanwendung und gedankenvolle Gruppirung werden umsonst in jenen Elaboraten gesucht.

Ganz anders wieder entwickelte sich die moderne Geschichtschreibung. Nach und nach aus der Chronikschreiberei emporgewachsen und durch den Einfluß der wieder bekannt gewordenen antiken Historiker veredelt, suchte sie einerseits wieder Kunstwerk zu werden, anderseits aber durch Kritik die Fabel von der Wahrheit auszuscheiden, was indessen bei allzufest einge-

wurzeltem Fürwahrhalten so vieler Sagen, eine schwierige Arbeit war, die noch heute nicht bewältigt ist. Aus diesem letzten Streben entstand die Abart der einseitig kritischen, blos nach Quellen grübelnden, unschönen und ungenießbaren Geschichtschreibung.

In der Gegenwart endlich ist der Auffassung der Geschichte als Kunstwerk der Versuch ihrer Erhebung zur Wissenschaft, d. h. ihrer Gründung auf Gesetze, gegenübergetreten, freilich ein Versuch, der erst in der Kindheit steht.

Ohne uns bei anderen Schriftstellern aufzuhalten, die sich mit diesem Versuche beschäftigten, aber weder die Beachtung fanden, die sie verdienten, noch die Wissenschaft wesentlich förderten, wie z. B. bei dem französischen Juristen Charles Comte, wenden wir uns gleich dem Manne zu, dessen bereits besprochenes Werk wirklich Epoche gemacht hat, nämlich Buckle.

Sein Buch beginnt mit unnachsichtiger Verurtheilung der früheren Historiker. „Es ist ein unglücklicher Umstand, sagt er, daß die Geschichte des Menschengeschlechts wol in ihren gesonderten Theilen mit bedeutendem Talent untersucht worden, daß aber kaum irgendwer es unternommen hat, sie zu einem Ganzen zusammenzufügen und ausfindig zu machen, wie sie mit einander verbunden sind. In allen übrigen großen Gebieten der Forschung wird die Nothwendigkeit der Verallgemeinerung von Jedermann zugegeben; und wir begegnen edlen Anstrengungen, auf besondere Thatsachen gestützt sich dazu zu erheben, die Gesetze zu entdecken, unter deren Herrschaft diese Thatsachen stehen. Die Historiker hingegen sind so weit davon entfernt, dies Verfahren zu dem ihrigen zu machen, daß unter ihnen der sonderbare Gedanke vorherrscht, ihr Geschäft sei lediglich, Begebenheiten zu erzählen und diese allenfalls mit passenden sittlichen und politischen Betrachtungen zu beleben. Nach diesem Plan ist jeder Schriftsteller zum Geschichtschreiber befähigt. Sei er auch aus Denkfaulheit oder natürlicher Beschränktheit unfähig, die höchsten Zweige des Wissens zu behandeln, er braucht nur einige Jahre auf das Lesen einer gewissen Anzahl Bücher zu verwenden, und er mag die Geschichte eines großen Volkes schreiben und in seinem Fache ein Ansehen erlangen.“

Buckle sucht also das Wesen einer Wissenschaft darin, daß ihre Theile zu einem Ganzen zusammengefügt und daß ihr Inhalt aus Gesetzen herzuleiten sei; er ruft also einerseits nach einer einheitlichen, nicht in Fragmente zersplitterten Darstellung, anderseits nach Gesetzen der Geschichte, um letztere zu einer Wissenschaft zu erheben, was sie nach seiner Ansicht bisher nicht war, weil sie, wie er dafürhält, sich blos damit abgab, „Begebenheiten zu erzählen und diese allenfalls mit Betrachtungen zu beleben.“ Es wird nun allerdings Jedermann mit ihm darüber einverstanden sein, daß eine Geschichte, welche sich blos mit letzterm beschäftigt, keine Wissenschaft ist. Allein, kann dies von aller bisherigen Geschichtforschung behauptet werden? Wir glauben nein! Buckle geht offenbar

zu weit, wenn er Dasjenige, was bisher geſchehen, um die Geſchichte der Menſchen nach wiſſenſchaftlicher Methode zu erforſchen, ſo wegwerfend behandelt, als ob es nur auf „drei oder vier Originalwerke“ beſchränkt wäre, — und er ſtellt ſich namentlich damit ein Armuthszeugniß aus, daß er in dieſer Hinſicht die deutſchen Leiſtungen mit vollkommenem Stillſchweigen übergeht, wie er denn überhaupt bezüglich Deutſchlands und der Deutſchen, beſonders der wiſſenſchaftlichen Literatur dieſes Volkes, ſich in einer fabelhaften Unwiſſenheit befindet. Sonſt müßte er wiſſen, daß was wir bisher „Philoſophie der Geſchichte“ nannten, wenn auch jetzt ein überwundener Standpunkt, nichts war, als eben die Aufſuchung eines einheitlichen, die ganze Geſchichte durchziehenden Geiſtes, und daß die neuere deutſche Geſchichtſchreibung, nach Herders Vorgang und mit Schloſſer an der Spitze, unendlich viel gethan hat, um die ſogenannte Geſchichtsphiloſophie der Geſchichte ſelbſt einzuverleiben, oder, mit anderen Worten, gerade was Buckle ſo ſchmerzlich vermißt, „die Geſchichte der Menſchheit nach der erſchöpfenden Methode zu erforſchen, die in anderen Wiſſenſchaften den Erfolg ſicherte und durch die allein empiriſche Beobachtungen zur wiſſenſchaftlichen Wahrheit erhoben werden können.“

Freilich iſt Buckle, wie wir geſehen haben, damit nicht zufrieden; er verlangt in der Geſchichte nicht nur eine wiſſenſchaftliche Methode, ſondern auch ein wiſſenſchaftliches Princip, er verlangt Geſetze der Geſchichte. Der Ausdruck „Geſetze“ iſt aus der Naturwiſſenſchaft entlehnt; denn es liegt nahe, Natur und Geſchichte als den Inbegriff der Ereigniſſe in der Körper- und in der Geiſterwelt, im Raume und in der Zeit, in Analogie zu ſetzen. Daher ſtellt ſich der amerikaniſche Kulturhiſtoriker Draper, welcher ſelbſt Naturforſcher iſt, in ſeinem erwähnten Werke mit Entſchiedenheit ſogleich auf den Boden der Natur, erklärt dieſe als die Grundlage der Geſchichte und verlangt von der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft einen völligen Anſchluß an die Naturwiſſenſchaft und ein Verfahren nach dem Muſter desjenigen der letztern. In Uebereinſtimmung damit beklagt denn auch Buckle, daß „die berühmteſten Hiſtoriker hinter den ausgezeichnetſten Naturforſchern zurückbleiben, und daß Keiner, der ſich der Geſchichte gewidmet, ſich an Geiſt mit Kepler, Newton u. A. meſſen könne.“ Uns dünkt, es wäre richtiger zu ſagen, die Reſultate der Geſchichtforſchung ſeien mit denjenigen der Naturforſchung nicht zu vergleichen, und es iſt dies auch ſehr erklärlich. Die Gegenſtände der Naturforſchung ſind immer vorhanden, und mit Ausnahme der Art und Weiſe ihrer Schöpfung, die für uns ſtets Hypotheſe bleibt, entgeht von ihrem Leben und Treiben der Beobachtung nichts; die Thatſachen ihrer Exiſtenz und Vervielfältigung wiederholen ſich ſtets in derſelben Weiſe, und was beſonders wichtig, ſie ſind, mit dem Menſchen, für unſern Horizont abgeſchloſſen und fertig; es iſt daher leicht, ſie zu beobachten und wenigſtens nicht mit unüberſteiglichen Schwierigkeiten verbunden, Entdeckungen über ihre Beſchaffenheit

zu machen und ihr ganzes ungeheures Reich zu überblicken und einzutheilen. Ganz anders in der Geschichte. Ihre Thatsachen sind unwiderruflich vergangen, sie wiederholen sich nicht, wenigstens nicht in gleicher Weise und unter gleichen Umständen; wir können sie daher nicht vollständig erforschen, — nicht einmal wenn wir Augenzeugen einzelner Ereignisse gewesen sind, weil es ja dem Einzelnen doch nicht möglich ist, Alles zu überblicken, was jene Ereignisse hervorrief, mit ihnen im Zusammenhange stand und aus ihnen folgte. Wir müssen uns also in der Geschichte lediglich auf Andere verlassen, auf mündliche und vorzugsweise schriftliche Quellen, und wie unzuverlässig solche sind, ergibt sich schon daraus, daß diese Quellen ebenfalls von einzelnen Menschen herrühren, die, gleich uns, eben nur Einzelnheiten beobachten konnten, und selbst in der Darstellung dieser durch Familien-, Staats-, Religions- und andere Rücksichten mehr oder weniger befangen waren. Und zu alle dem kommt noch, daß die Geschichte nicht abgeschlossen und fertig ist, wie für den Menschen die Natur, daß viele Thatsachen sich erst aus ihren Folgen und Wirkungen richtig beurtheilen lassen und der Zusammenhang einer unfertigen Reihe von Einzelnheiten viel schwerer zu erkennen und zu beurtheilen ist, als derjenige einer abgeschlossenen Reihe. Wie sollte es demnach selbst dem geistvollsten Historiker möglich sein, Entdeckungen zu machen, die sich mit denen der ihre Gegenstände stets vor Augen habenden Naturforscher messen ließen?

Aehnlich wie mit der Frage, warum die Resultate der Geschichtforschung hinter jenen der Naturforschung zurückgeblieben sind, verhält es sich nun auch mit jener, warum in der Natur *Gesetze* entdeckt worden sind, in der Geschichte aber nicht, also eben mit der Frage, deren Lösung der Zweck von Buckle's Werk ist. Die Beantwortung dieser Frage finden wir in Folgendem. Die *Natur* besteht aus lauter körperlichen Dingen; diese sind sinnlich wahrnehmbar, dem Kreislaufe der Materie unterworfen und handeln unbewußt und willenlos; wie sie daher leicht zu beobachten sind, weil ihre Existenz keinem Zweifel unterliegen kann, so sind auch ihre Gesetze zu ergründen, weil deren Wirksamkeit sich unserer Beobachtung nicht nur nicht entzieht, sondern sogar aufdrängt, und weil die Naturwesen den Gesetzen, welchen sie unterworfen sind, von denen sie aber keine Ahnung haben, das Spiel nicht verderben können. Die *Geschichte* dagegen bewegt sich nicht unter den Stoffwesen, sondern sie ist ein Werk der Geister. So klar uns aber die Entstehung und das Wesen der Körper ist, so unklar ist uns nicht nur die Entstehung und das Wesen der Geister, sondern es wird uns auch ein ewiges Räthsel bleiben, in welchem Verhältnisse Geist und Körper stehen, ob sie blos verschiedenen Formen und Seiten eines und desselben Dinges, oder aber unter sich ganz verschiedene Dinge, ob sie von einander trennbar oder untrennbar seien, beziehungsweise ob es übersinnliche Dinge gebe — oder nicht, und wenn ja, worin diese bestehen, woher sie kommen und wohin sie gehen! Sei dem nun, wie ihm wolle, so ist

Das, was wir Geist nennen, für uns unergründlich, und während wir von allen Gattungen irdischer Wesen die körperlichen Eigenschaften kennen und klassificiren, daher auch die Gesetze ergründen können, auf welchen sie beruhen, ist es uns dagegen unmöglich, über die geistigen Eigenschaften einzelner Wesen gründliche Auskunft zu erlangen oder zu ertheilen, und dieselben mit körperlichen Eigenschaften in Einklang und durchgreifende Parallele zu bringen. Da zudem die menschlichen Geister, denen die Erfassung abstrakter Vorstellungen geläufig ist, selbstbewußt handeln und durch alle möglichen Berechnungen von Gesetzen ihres Handelns einen Strich ziehen können, so sind derlei Berechnungen unnütz und es können daher auch keine Gesetze geistiger Bewegung aufgefunden werden. Und diese Unmöglichkeit wird noch dadurch deutlicher, daß, während die Natur die gesammte Körperwelt umfaßt und nicht das unbedeutendste Atom von ihrem Reiche ausschließt, — die Geschichte zur Erfüllung ihres Berufs nur eines kleinen Theiles der Geisteswelt bedarf, die meisten Individuen aber, als unbrauchbar zur Erfüllung ihrer Aufgabe, unbeachtet bei Seite lassen muß, es also doppelt mühsam ist, zu ergründen, welche geistigen Aeußerungen der Geschichte angehören und welche nicht, und eine allgemein gültige Grenze in dieser Beziehung gar nicht gezogen werden kann.

Nachdem wir uns klar gemacht, warum die Geschichte bis jetzt keine Gesetze kenne, wollen wir untersuchen, ob solche etwa künftig aufzufinden seien. Buckle selbst, der sich als Prophet der Entdeckung gerirt, die Geschichte gleich der Natur auf Gesetze zu gründen, kennt keine Grundlage für das Verfahren zur Erreichung dieses Zieles, sondern will erst nach derselben forschen. Indem er sich damit bemüht, findet er, diese Forschung beruhe auf der Frage, „ob die Handlungen der Menschen, und folglich auch der Gesellschaft, bestimmten Gesetzen unterworfen oder das Ergebniß entweder des Zufalls oder einer übernatürlichen Einwirkung seien?“ Aus der Ungewißheit über diese Frage haben sich die beiden „Dogmen“ von der Vorherbestimmung und vom freien Willen entwickelt, von denen, nach Buckle's Ansicht, ersteres ein „theologisches“, letzteres ein „metaphysisches“ ist. Beide sind aber, nach der „Ueberzeugung der ausgezeichneteren Denker Europa's“, — Irrthümer. Die Wahrheit liegt, nach Buckle, und wir stimmen ihm hierin bei, in der Ueberzeugung, „daß unsere Handlungen aus Beweggründen geschehen, welche wieder die Folgen aus etwas Vorhergegangenem sind, und daß wir folglich, wenn wir mit Allem, was vorhergegangen, und mit allen Gesetzen, nach denen es erfolgt, bekannt wären, mit unfehlbarer Gewißheit alle unmittelbaren Ergebnisse davon vorhersagen könnten.“ Die Handlungen der Menschen werden also weder durch eine überfinnliche Macht, noch durch ihren ungebundenen Willen bestimmt, sondern durch ihre eigene Vergangenheit. In der Beschaffenheit einer Thatsache, welche als Ursache einer andern betrachtet werden muß, ist daher, mittels aller ihrer Verumständungen, die aber von Einzelnen

selten oder nie überblickt werden können, auch die Nothwendigkeit enthalten, daß die Thatsache, welche als ihre Wirkung erscheint, nur so und nicht anders beschaffen sein kann. Daraus folgt, daß der Wille des Menschen weder durchaus frei, noch durchaus unfrei ist. Die Lehre vom freien Willen, so schön sie klingt, fällt schon durch die einfache Thatsache dahin, daß der Mensch keine Revolution durchführen kann, wenn die Zustände des Staates, in welchem eine solche stattfinden soll, nicht faul und die Bevölkerung desselben nicht aufgeklärt und energisch zu gleicher Zeit ist, — daß er keine Ilias dichten und kein jüngstes Gericht malen kann, wenn er nicht das erforderliche künstlerische Genie besitzt, — ja, um auch in das Gebiet des gewöhnlichen Lebens herabzusteigen, daß er sich nicht verheirathen kann, wenn er keine Gelegenheit zur Bekanntschaft mit weiblichen Personen findet, und keinen Lebensberuf betreiben, wenn es ihm an Arbeitskraft, Kapital und Kundschaft mangelt. Der Mensch ist rein ohnmächtig in dem Versuche, sich willkürlich emporzuschwingen oder seinen Sturz willkürlich aufzuhalten. Die Lehre vom vollen freien Willen hatte auch immer nur die ärgste Tyrannei zur Konsequenz; denn indem man den Menschen für frei erklärte, machte man ihn natürlich auch für alle seine Handlungen ohne Ausnahme verantwortlich und überhäufte ihn dafür mit zeitlichen und bedrohte ihn mit ewigen Strafen, während die Lehre vom beschränkten Willen ihm viel freiern Spielraum läßt und ihm für Manches Nachsicht schenkt, wofür er bei vermuthetem freiem Willen strenge Ahndung hätte erdulden müssen. Der Wille des Menschen ist daher nur soweit frei, als die unsichtbare Schnur reicht, mit welcher er an die Verhältnisse seiner Geburt, Anlagen, Umgebung und Lebensschicksale angebunden ist. Diese Verhältnisse modeln den Gesichtskreis, und damit die Neigungen, Ansichten, Leidenschaften des Menschen, und durch diese Eigenthümlichkeiten seines Geistes werden wieder die Handlungen bestimmt, welche von unseren Duodez-Drakonen dem sogenannten freien Willen aufgebürdet und nach papierenen Paragraphen, ohne Einblick in Herz und Gewissen, mit wahnsinniger Strenge bestraft werden. So lange wir nicht alle Faktoren kennen, welche aus einem Menschen Das gemacht haben, was er ist und ihn zu Dem gebracht haben, was er that, so lange können wir uns auch nicht anmaßen, als Richter über seine Handlungen aufzutreten, an welchen vielmehr oft unzählige andere Umstände, wie Abstammung, Erziehung, Lebensweise, Umgang, Druck von außen, sociale Mißstände u. s. w. die wahre Schuld tragen. Wir müssen daher der bürgerlichen Gesellschaft, welche unmöglich mit allen jenen Verhältnissen vertraut sein kann, geradezu die Fähigkeit absprechen, an widerrechtlich handelnden Menschen „Gerechtigkeit“ zu üben, sie zu „strafen“, zu „begnadigen“ u. s. w., wir können ihr nur gestatten, schädliche Individuen gleich den „Geisteskranken“, als „Rechtskranke“ in Sicherheit zu bringen und das Möglichste zu ihrer Lenkung auf bessere Wege zu thun. Daß nach Diesem

die „Todesstrafe“ nichts als ein officieller Mord ist, brauchen wir nicht nachzuweisen.

Alle Veränderungen der Geschichte sind nach Buckle die Frucht der Einwirkung der Natur auf den menschlichen Geist und des menschlichen Geistes auf die Natur. Die Vorarbeiten für die Kenntniß dieser doppelten Einwirkung findet er in der Statistik, und die Ergebnisse dieser Wissenschaft liefern ihm ganz überraschende Gleichmäßigkeiten in den „Erscheinungen der geistigen Welt“. Er findet, daß die Morde, sogar die verschiedenen Abarten derselben, ferner die Selbstmorde, welche an gewissen Orten vorkommen, sich jährlich beinahe in derselben Anzahl wiederholen, daß die Heirathen desto häufiger sind, je niedriger die Kornpreise stehen (was sehr begreiflich ist!), daß die jährliche Zahl der unbestellbaren, d. h. falsch, ungenügend oder gar nicht adressirten Briefe beinahe immer dieselbe bleibt u. s. w. —

Doch was soll dies beweisen? Nach unserer Ansicht nichts — als daß diejenigen Handlungen der geistigen Welt, welche stets vorkommen und dem jeweiligen Zustande der menschlichen Gesellschaft zufolge vorkommen müssen, so lange in entsprechender Anzahl verübt werden, als die Ursachen, denen sie entspringen, mit ungeschwächter Macht andauern, und daß sie daher naturgemäß eben solcher Regelmäßigkeit unterliegen, wie jene Ereignisse im Leben der Natur, welche eine Folge des regelmäßigen Verlaufes der natürlichen Erscheinungen sind. Aber, fragen wir, sind jene Handlungen **Geschichte?** Wird sich je die Geschichte mit gewöhnlichen Vorkommnissen abgeben, wird es je Geschichtforschern einfallen, der Nachwelt zu erzählen, wie oft Das vorgekommen sei, was immer vorkommt? Nach unserer Ansicht ist die Geschichte die Verewigung der außerordentlichen Thaten der Menschen, und ihr Zweck Der, zu zeigen, wie sich der Fortschritt geltend macht, wie sich die Menschheit vervollkommnet, und durch diesen Nachweis dazu beizutragen, daß dieser Fortschritt stets weiter geführt, diese Vervollkommnung durch ein des Strebens würdiges Ziel gekrönt werde. Für die außerordentlichen Thaten der Menschen wird aber so wenig je ein Maßstab oder ein Gesetz gefunden werden, wie für die außerordentlichen Naturereignisse, als: Ueberschwemmungen, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, Bergstürze, Eisgänge, Stürme u. s. w. Die Statistik hat ihre großen Verdienste, sie belehrt uns über den Zustand der Gesellschaft und über die Heilmittel gegen dessen Mängel und Auswüchse, sie ist mithin die Grundlage der Nationalökonomie und der Staatswissenschaft; aber für die Geschichte wird sie stets von untergeordnetem Werthe bleiben. Alle ihre Zahlen werden niemals im Stande sein, den Zeitpunkt einer Revolution, eines Krieges, eines Friedensschlusses, einer wissenschaftlichen oder künstlerischen That, einer religiösen Krise u. s. w. voraus zu bestimmen, wie die Astronomie die Durchgänge und Verfinsterungen der Gestirne voraus bestimmt. Gerade der Umstand,

daß weder eine Vorherbestimmung, noch eine absolute Willensfreiheit existirt, unterstützt unsere Ansicht, daß der Mensch niemals Gesetze der Geschichte entdecken wird.

Ferne davon, diesen Mangel zu beklagen, halten wir es gerade für einen großen Vorzug, den die Geschichte vor den übrigen Wissenschaften besitzt, daß sie an keine bekannten Gesetze gebunden ist. Sie wird hierdurch zur freiesten Wissenschaft, wie auch ihre Kenntniß zur Freiheit führen soll. Die Bildung, d. h. die Nährung des Geistes durch Gedanken, die wir aus den Ereignissen und Werken der Vergangenheit und Gegenwart der Menschheit schöpfen, bewirkt nämlich nothwendig ein immer weiteres Zurückdrängen der Schranken, welche unserer Willensfreiheit gesetzt sind, verlängert die Schnur, durch welche wir an die Verhältnisse gebunden sind. Das Denken über Geschehenes und Werdendes macht uns freier, und die Freiheit vervielfältigt unsere Lebensäußerungen. Freiheit und Geschichte erziehen und bedingen daher einander wechselweise, und je freier die Geschöpfe sind, d. h. je mehr sie denken, desto eher haben sie eine Geschichte.

Aus der Freiheit der Geschichte von bekannten und ihre Bewegung beschränkenden Gesetzen folgt aber nicht, daß sie keine Wissenschaft sein könne. Sie ist nur keine Maschinerie, wie das Planetensystem, die Athmung, Verdauung, Zeugung u. s. w.; sie ist ein freier Proceß, welchen weder die Einzelnen nach ihrem Gutdünken leiten können, noch eine unbekannte Macht nach Laune entscheidet. Die mannigfaltigen Verhältnisse des Erdballs und das Zusammenwirken des den Menschen gestatteten Maßes von Freiheit führen ihre Resultate herbei. Eine Wissenschaft aber wird sie durch die Herstellung eines engen, bindenden Zusammenhanges zwischen ihren Thatsachen und durch die Entdeckung eines rothen Fadens in diesem Zusammenhange. Dieser rothe Faden kann kein anderer sein, als der Fortschritt der Menschheit zu höheren Zielen, ihre Vervollkommnung, und diese höheren Ziele der Vervollkommnung können nur in allgemeinem Wohlsein, Glück und Frieden bestehen. Ob dieselben je zu erreichen, das kann die Menschheit allerdings so wenig wissen, als der Einzelne, ob sie ihm beschieden seien. Daß aber trotz unzähligen sich aufthürmenden Widerwärtigkeiten und scheinbar sich häufenden Hindernissen die Geschichte im Ganzen und Großen jenen Weg geht, das kann Jeder entdecken, der die Fortschritte der Jahrhunderte in ihrer Aufeinanderfolge vorurtheilslos und aufmerksam betrachtet. Und sind auch nicht alle Individuen dazu bestimmt, die Vortheile dieser allmäligen Errungenschaften zu genießen und bessere Zustände zu erleben und zu erreichen, als die sind, unter denen sie zu leiden haben, so muß eben das Individuum sich daran gewöhnen, der Gesammtheit ein Opfer zu bringen und sich damit zu trösten, daß, was es zum gemeinen Wohle beiträgt, seine Nachkommen oder die Nachkommen seiner Freunde oder Stammesgenossen einst zu genießen haben werden, — immerhin die ewig ungelöste Frage noch vorbehalten, ob nicht dem Einzelnen

eine lohnende Fortdauer bevorstehe. Der Gläubige wird in dieser Hoffnung, der Ungläubige im Bewußtsein edler Selbstaufopferung seine Befriedigung finden. Die Geschichte ist daher eine Biographie der Menschheit, als eines zusammengehörigen Ganzen, und darin besteht ihre Einheit, ihr wissenschaftlicher Charakter. Es ist dies jedoch nicht so zu verstehen, als ob die Menschheit auch altern und sterben könne; da wir bezüglich eines derartigen Schicksals ganz im Ungewissen sind, müssen wir vorläufig den Begriff der Biographie auf das Leben, Wirken und Streben eines einheitlichen Organismus beschränken, welcher zu fühlen, zu denken und zu wollen fähig ist. Es ist nicht nur die Biographie eines alternden oder gestorbenen, sondern auch diejenige eines in seiner vollen Lebenskraft stehenden Menschen denkbar, von welchem noch nicht vorauszusehen ist, wie, wo und wann das Schicksal seinem Wirken ein Ziel setzen werde.

Das Resultat unserer Untersuchung ist: daß die Geschichte wol an Gesetze gebunden ist, daß aber diese den Menschen zu ihrem Heile unbekannt sind und unbekannt bleiben werden.

4. Die Faktoren der Kulturgeschichte.

Wenn die Geschichte im Allgemeinen eine Biographie der Menschheit, so ist von ihren beiden Zweigen die politische Geschichte die eigentliche Lebensgeschichte, die Kulturgeschichte aber die Bildungsgeschichte der Menschheit, jene die Erzählung der äußeren Schicksale, diese der inneren Entwickelung unseres Geschlechtes. So wenig nun aber der Biographie eines einzelnen Menschen zugemuthet werden kann, sein gewöhnliches tägliches Leben, Alles was er gethan und gesprochen u. s. w. zu erzählen, so wenig gehört in die Geschichte der Menschheit alles Einzelne, was man von den Ereignissen unter den verschiedenen Völkern weiß. Wie in weiteren Kreisen nur Interesse erwecken kann, was ein bedeutender Mensch für das allgemeine Beste gewirkt, so kann sich auch die Lebens- und Bildungsgeschichte der Menschheit nur mit Dem befassen, was für den Fortschritt und die Vervollkommnung der Menschheit von Bedeutung ist. Solch' Bedeutungsvolles weist aber weder die Geschichte sämmtlicher Völker, noch diejenige sämmtlicher Zeiträume der Geschichte einzelner Völker auf, und in der Biographie der Menschheit kann daher nur die Geschichte gewisser Völker während gewisser Zeiträume Platz finden. Wir nennen die Völker, welche für den Fortschritt und die Vervollkommnung der Menschheit wirkten, mit Bezug auf die Zeit, in welcher sie dies thaten, — Kulturvölker, im Gegensatze zu den Naturvölkern, deren Schicksale für die Gesammtentwickelung des Menschengeschlechtes bedeutungslos sind. Nicht jedes Volk gehört stets zu den einen oder stets zu den anderen. Während blos jene

Völker, welche wir heute noch als wild bezeichnen, stets Naturvölker waren, gab es dagegen andere, welche mit der Zeit zu Kulturvölkern wurden und es noch jetzt sind, wie die meisten europäischen Völker, und wieder andere, welche von der früher erreichten Stufe hoher Kultur wieder herabgestiegen sind, wie die meisten asiatischen Völker.

Fragt man nun, wodurch ein Volk zum Kulturvolk, d. h. wodurch es ihm möglich werde, auf die Entwickelung der Menschheit in größerm Maßstabe einzuwirken, so antwortet hierauf Buckle, der, wie schon bemerkt, die Kultur in der Einwirkung der Natur auf den Menschen und des Menschen auf die Natur erblickt: durch Klima, Nahrung, Boden und die Naturerscheinung im Ganzen, nicht aber durch die Racenunterschiede, welche nichts als Hypothesen seien, für deren Dasein noch niemals ein Beweis gebracht worden! Wenn wir ihm nun hierin entgegentreten und nicht nur im Klima u. s. w. objektive, sondern auch in der Race subjektive Faktoren der Kultur finden, was wir nachweisen werden, so müssen wir von vorn herein die Erklärung abgeben, daß wir diese unsere Ueberzeugung nicht in Verbindung mit der Frage nach dem Ursprunge des Menschengeschlechtes bringen, sondern als unabhängig davon betrachten.

Das Menschengeschlecht gleicht nämlich einem Menschen, welcher als kleines Kind in eine Einöde ausgesetzt wurde und darin wild aufwuchs. Ein solcher Mensch würde unmöglich wissen können, wie er entstanden ist, und ebenso unmöglich, daß er einst sterben müsse. Auch wir Civilisirte wissen beides nur daher, daß wir davon sprechen hören, und unter Umständen selbst mit ansehen können, wie Menschen in's Leben treten und es verlassen. Dem Menschengeschlechte im Allgemeinen steht nun aber kein älteres Geschlecht zur Seite, das einer Erinnerung an unsere Schöpfung fähig wäre und uns darüber etwas mittheilen könnte; auch sind wir, obschon uns untergegangene Thierarten bekannt sind, bei dem Fortleben und der steten Fortpflanzung der übrigen außer Stande zu beurtheilen, ob unser Untergang einst erfolgen müsse, — und so weiß die Menschheit weder von ihrer ursprünglichen Entstehung, noch von ihrem muthmaßlichen Ende irgend etwas. Bei allen Völkern, welche nicht in ganz thierähnlicher Stumpfheit dahin leben, hat sich daher die Sage, wie überhaupt der Welt-, so besonders auch der Menschenschöpfung, wie nicht minder des Weltunterganges, des „jüngsten Tages", bemächtigt und fabelte z. B. bei den alten Deutschen die Entstehung der ersten Menschen aus Bäumen, bei den alten Griechen aus Steinen, bei den alten Juden aus Erde, welch' letztere Erzählung, wenn auch nicht als wissenschaftliche Wahrheit, doch als sinnvolle Allegorie unstreitig am höchsten steht. Denn aus irdischem Stoffe besteht offenbar der Mensch, und das Weib findet seinen Lebenszweck nur in Vereinigung mit dem Manne, wie auch das Böse unläugbar in dem Mangel an Beherrschung der Begierden seinen Ursprung hat und sich naturgemäß von den Eltern auf die Kinder forterbt. Daß aber ohne den „Sünden-

fall" weder der Tod, noch die Mühseligkeit des Erwerbs und die Schmerzen der Geburt ihren Einzug auf der Erde gehalten hätten, ist natürlich eine Dichtung, da der „Sündenfall", d. h. die Unterscheidung von Gut und Böse, bei Geschöpfen aus irdischem Stoffe jedenfalls eintreten mußte.

Mit der Ungewißheit der Menschheit über ihre Entstehung hängt auf das Innigste die Frage zusammen, ob die Menschen von einem oder mehreren Urpaaren abstammen. Es gibt in dieser Beziehung gegenwärtig dreierlei Ansichten. Die erste ist jene, welche in Aufrechthaltung der hebräischen Schöpfungssage, weil dieselbe für göttliche Offenbarung gehalten wird, jede Thiergattung und so auch den Menschen, je durch unmittelbare göttliche Erschaffung eines Urpaares entstanden glaubt, und die verschiedenen Menschenracen für Degenerationen des Urmenschen hält. Die zweite behauptet die Entstehung mehrerer Urpaare und demzufolge eine ursprüngliche und angeborene Trennung der Menschen in Racen, — jedoch ohne über die Art und Weise der Entstehung jener Urpaare irgend welche Hypothesen aufstellen zu können. Die dritte Ansicht endlich ist die schon von Aristoteles geahnte, in neuerer Zeit von Oken aufgenommene und neulich von Darwin präcisirte Theorie der allmäligen Herausbildung sämmtlicher Pflanzen- und Thierformen aus gemeinschaftlichen Urkeimen durch fortschreitende Spaltung und vom Niederen zum Höheren aufsteigende Veredelung. Nach dieser Theorie wäre der Mensch ein Nachkomme der Thierwelt und nicht nur alle Menschen unter sich, sondern auch alle organischen Wesen überhaupt mit einander verwandt. — Da der Verfasser dieses Buches nicht Naturforscher ist, so kann er sich weder auf eine Beurtheilung dieser Ansichten, noch auf die Entscheidung für eine derselben einlassen, sondern macht nur darauf aufmerksam, daß über den Widerstreit derselben die Akten wohl niemals werden geschlossen sein können, und alle drei mit größter Wahrscheinlichkeit Hypothesen bleiben müssen. Von vorn herein ohne wissenschaftlichen Werth ist jedenfalls die erste (biblische) Theorie, weil sie ohne Untersuchung und Prüfung für wahr hält, was die alte Ueberlieferung eines einzelnen Volkes erzählt. Mit Bezug auf die dritte (Darwin'sche) Theorie muß dagegen bemerkt werden, daß mit bloßem Lächerlichmachen und Ziehen in's Absurde keine Lehre widerlegt wird und daß der Religion, welche blos aus Hypothesen über das Verhältniß der Natur und des Menschen zu Uebersinnlichem besteht, in Sachen der Wissenschaft, welche Beweise fordert, kein maßgebendes Urtheil zugeschrieben werden kann.

Verhalte es sich nun aber mit der Entstehung des Menschengeschlechtes so oder anders, habe es eines oder mehrere Urpaare gegeben, so ist unter allen Umständen die Existenz von tief eingreifenden Verschiedenheiten der Menschen unter sich, von Menschenracen, und deren Einwirkung auf die Geschichte, besonders die Kulturgeschichte, eine nicht zu läugnende Thatsache. Die Wahrheit derselben entging denn auch dem Naturforscher und Kulturhistoriker Draper so wenig, daß er, welcher alle Ein-

wirkung auf die Kultur blos dem Klima und daher diesem allein auch die Veränderlichkeit der Menschenschädel zuschreibt, trotzdem zugesteht, es seien den Racen gewisse Anlagen, Vorstellungen, Ausdrucksweisen u. s. w. angeboren, so dem Neger der Aberglaube, dem Mongolen die einsilbigen Sprachen, und diese Eigenthümlichkeiten „vererben sich mit dem Blute.“ Ja, er bekennt geradezu, daß „Verschmelzung mit einer niedrigern Race den Standpunkt einer höhern herabdrücke.“

Noch mehr als dies Zugeständniß eines Gelehrten, der, gleich Buckle, den Einfluß der Race auf die Kultur leugnet, muß von der Wirklichkeit dieses Einflusses ein Hinblick auf die Verbreitung der Menschenracen und ihr Verhältniß unter sich, am meisten aber die Thatsachen der Kulturgeschichte selbst überzeugen.

Auf den Inseln Südost-Asiens und Oceaniens, also in demselben Klima, leben seit undenklichen Zeiten drei Racen, deren Einwanderung in jene Gegenden außerhalb aller historischen Erinnerung liegt, — die Malaien, die Papuas und die Australneger, letztere beide mehr oder weniger negerartig, erstere edler gebildet, neben einander, ohne daß bis jetzt eine Verschmelzung derselben oder ein Uebergang von der einen zur andern stattgefunden hätte; sie stehen sich noch immer so schroff gegenüber, wie als die Europäer sie zum ersten Male kennen lernten. Das gleiche Klima hat also hier keine gemeinsame Kultur hervorgebracht. In Ostindien leben neben und unter den dem indo-europäischen Stamme angehörenden Hindus die als Parias von ihnen verachteten Angehörigen niederer Menschenracen, und zwar nachweisbar seit Jahrtausenden, und doch sind trotz der Einheit des Klimas, weder jene dunkler und unedler, noch diese heller und civilisirter geworden; jede der beiden Racen behielt die Kultur, wozu ihre Abstammung sie befähigte. In Nordasien und Nordost-Europa leben auf gleicher Breite mit den Europäern häßliche mongolische Stämme, ohne sich Jenen im Geringsten zu nähern. Ebenso gehören Kamtschadalen und Hinterindier derselben Hauptrace an, ohne sich nach dem himmelweit verschiedenen Klima modificirt zu haben. In Afrika leben in demselben Klima mit den Negern die braunen und einer Race mit den Europäern angehörenden Berbern und die, wenn auch schwarzen, doch mit edleren Formen ausgestatteten Fula und Mandingo, ohne sich je ihnen assimilirt zu haben. Und südlich von ihnen, zu beiden Seiten des Aequators und südwärts bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung leben die Kaffernstämme mit nicht platter, sondern hoher Stirne, trotz der Verschiedenheit der von ihnen bewohnten Klimate überall mit denselben Eigenthümlichkeiten, und diese nehmen weder im Norden die häßliche Physiognomie des Negers, noch im Süden die schmutziggelbe Farbe und die Stupidität der mit ihnen dort in gleicher Breite hausenden Hottentotten an. In Amerika erstreckt sich die nämliche rothe Race von den Seeen des Nordens bis zum Feuerlande herab, wol mit verschiedenen Modifikationen, aber ohne in der heißen Zone eine

dunklere Farbe und plattere Schädel, stumpfe Nase und Wollenhaar anzunehmen. Endlich leben seit dreihundert Jahren Neger in Amerika und Europäer in sämmtlichen Erdtheilen, und stets sind ihre Nachkommen, wenn auch Letztere von der Sonne verbrannt, der Schädelform und Kultur ihrer Vorfahren treu geblieben. Und Angesichts dieser Thatsachen darf Buckle die Racenunterschiede Hypothesen nennen, für deren Dasein noch niemals ein Beweis gebracht worden sei! Wir theilen durchaus seine Beweisführung von der Einwirkung des Klimas, der Nahrung, der Naturscenerie u. s. w. auf die Kultur; aber auch die Race ist ein Faktor, der auf die Civilisation der Völker mächtigen Einfluß ausübt, und wir sind daher überzeugt, daß die Einwirkung des Klimas durch die Eigenthümlichkeit der Race und letztere durch erstere modificirt wird und daher erst das Zusammenwirken beider Einflüsse, des angeborenen und des angewöhnten, die geistige Entwickelung der Völker vorzeichnet.

Es hat sich dieser Grundsatz auch bisher in der Kulturgeschichte glänzend bestätigt. Je edler die Race eines Volkes, desto mehr hat dasselbe für den Fortschritt und die Vervollkommnung der Menschheit gewirkt, desto mehr Bedeutung haben seine Schicksale für die gemeinsamen Interessen der Menschheit, desto eher gestalten sie sich zu einer Geschichte, namentlich zu einer Kulturgeschichte. Die Pflanzen und Thiere haben keine Geschichte, weil in ihnen kein Gefühl der Zusammengehörigkeit ihrer Gattung waltet; selbst der Staat der Bienen erhebt sich nicht über den Horizont einer Familie. Auch die niederen Menschenracen haben keine Geschichte; ihre Interessen schreiten meistens von der Familie blos bis zum Stamme vorwärts. Selbst die Staaten, welche sie hervorgebracht, China und Japan, die vollkommensten unter ihnen, nicht ausgenommen, besitzen wol Verzeichnisse von Kaisern, Kriegen, Eroberungen und Revolutionen, wol eine ziemlich hohe Kultur, — aber keine Geschichte, d. h. keine fortschreitende Entwickelung des Volksgeistes. Eine solche muß weiter gesucht werden. Im Irrthum befindet sich hier aber Buckle, welcher, als Surrogat der von ihm verworfenen Racenunterschiede und als nicht ganz zutreffende Illustration des Klima- und Bodenbegriffs, den Erdtheil zur entscheidenden Grenze verschiedenartiger Kultur macht und ausspricht, daß in den außereuropäischen Kulturländern die Natur dem Menschen, in den europäischen dagegen der Mensch der Natur überlegen sei, daß daher in der Bevölkerung jener die Phantasie, in derjenigen dieser der Verstand vorwalte. Abgesehen von der hierin liegenden Inkonsequenz, indem Europa als solches in Klima, Boden, Nahrung u. s. w. nicht durchweg von anderen Gegenden der nämlichen geographischen Breite verschieden ist, glauben wir vielmehr, daß bezüglich dieses Unterschiedes zwischen phantasievollen und verständigen Völkern nicht sowohl der Wohnplatz, beziehungsweise der Erdtheil, als vielmehr ein Zusammenwirken verschiedener Umstände, und zwar nach unserer Ansicht vorzüglich der Race und des Klima's, maßgebend

ſei. Im Ganzen wird den niedrigeren Racen die Natur mehr imponiren, als den höheren, in jenen wird daher die Phantaſie vorwalten, in dieſen der Verſtand. Innerhalb der Racen aber muß es wieder verſchiedene Modifikationen geben, zu denen allerdings die Scenerie des von ihnen bewohnten Landes, nicht aber der Erdtheil als ſolcher beitragen wird; denn Europa hat ebenſowohl überwältigende Naturſchönheiten, als viele Gegenden außerhalb Europa's öde, traurig und reizlos ſind. Auf wen wird z. B. der herrliche Garten Italiens, namentlich der Golf von Neapel, auf wen die Wunderwelt der Alpen, ihrer Gletſcher und Seeen, auf wen die Fjorde Norwegens nicht weit tieferen Eindruck hervorbringen, als die Steppen Aſiens und die Wüſten Afrikas?

Wir ziehen hieraus den Schluß, daß die Abſtufungen in der Kultur der Menſchheit abhängig ſeien einmal von der Natur und ſodann vom Menſchen. Die Abhängigkeit von der Natur verzweigt ſich ferner in die Einwirkung der geographiſchen Geſtaltung der Erdoberfläche, in diejenige des Klimas und in diejenige des Bodens und der von demſelben dargebotenen Nahrung.

a. Abhängigkeit von der Natur.

α. Einwirkung der geographiſchen Geſtaltung der Erdoberfläche.

Dieſe Geſtaltung hängt ab von der Erhebung der feſten Beſtandtheile der Erdrinde über die tropfbar flüſſigen, alſo durch die Ausdehnung des Landes in die Breite (horizontale) und in die Höhe (vertikale Gliederung). Durch die horizontale Gliederung zerfällt das Land der Erde in größere Maſſen oder Kontinente und in kleinere Maſſen oder Inſeln. Die letzteren ſind entweder durch ſchmale Meeresarme getrennte Anhängſel eines Feſtlandes, oder ſie liegen entfernt von jedem ſolchen in reichen Gruppen. Die Kontinente hinwieder ſind entweder maſſig und abgerundet, ſo daß die Küſtenausdehnung hinter dem Flächenraum des Innern zurückbleibt, oder ſie verzweigen und gliedern ſich in eine Menge von Landengen und Halbinſeln, ſo daß das Innere nirgends in bedeutender Entfernung vom Meere gelegen iſt und die Küſtenentwickelung diejenige weit größerer, aber ungegliederter Kontinente überwiegt. Die größten Kontinente beſtehen aus je zwei dieſen beiden Formen angehörenden und nur durch eine ſchmale Landenge zuſammenhängenden Theilen. Es iſt dies der Fall im weſtlichen Kontinente, wo das maſſige Süd- mit dem gegliederten Nordamerika durch den Iſthmos von Panama, und im öſtlichen Kontinente, wo das maſſige Afrika mit dem gegliederten Aſien und Europa durch den Iſthmos von Suez zuſammenhängt, während der Kontinent von Auſtralien rein maſſig iſt und

mit keinem gegliederten in Verbindung steht. Vollkommen gegliedert ist indessen Asien nicht; in ihm überwiegt ein massenhaftes Innere die karg entwickelten Glieder bedeutend. Weniger massenhaft und wenn auch in der Gliederung noch immer unvollkommen, doch schlank und gefällig geformt und den Mangel eindringender Meerbusen durch große Seeen und Ströme ersetzend ist Nordamerika. In Europa dagegen sehen wir die Gliederform durch und durch ausgebildet; aber hier bietet die sarmatische Tiefebene wieder einen Uebergang zur asiatischen Zwittergestalt dar. Betrachten wir nun diese verschiedenen Kontinente nach ihrer Lage, so werden wir finden, daß diejenigen von gegliederter und gemischter Form im Norden und diejenigen von massiger Form im Süden liegen, ferner daß jene einander bedeutend genähert sind, während diese weite Meeresstrecken zwischen sich haben. Europa ist von Nordamerika durch ein verhältnißmäßig schmales Meer, letzteres von Asien nur durch die Behringsstraße getrennt. Afrika und Südamerika dagegen haben den breitesten und in das südliche Eismeer auslaufenden Theil des atlantischen, Afrika und Australien den ganzen indischen, Australien und Südamerika den ganzen großen Ocean zwischen sich. Aus diesem doppelten Verhältnisse der Gliederung und Annäherung im Norden, der Abrundung und Entfernung im Süden geht aber mit Nothwendigkeit hervor, daß Asien, Europa und Nordamerika ein reger Schauplatz des Verkehrs der Völker, Australien, Afrika und Südamerika aber letzterm höchst ungünstig sein müssen. Und wirklich sind bisher jene drei ganz oder theilweise gegliederten Erdtheile, oder vielmehr ihre meist gegliederten Abschnitte das Theater der Welt- und Kulturgeschichte gewesen, und es waren von ihrem Gebiete gerade die von der Gliederung am wenigsten in Anspruch genommenen Theile, — Hochasien und Sibirien, Sarmatien und Nordamerika's Inneres, welche von den historischen Ereignissen, den weltbewegenden Thaten am wenigsten berührt wurden und den Fortschritten der Kultur bis auf unsere Tage am längsten widerstanden haben. — Ebenso sind die südlichen, massigen Kontinente durchaus unhistorisch. Australien hat gar keine Geschichte, und in Afrika und Südamerika ist es nur je ein Land, dort Aegypten, hier Peru, welches eine Kultur hervorgebracht hat; aber in beiden war es eine allem Anschein nach von Außen eingeführte, eine für sich ängstlich abgeschlossene und eine stabil und ohne Fortschritt gebliebene, an welcher überdies die Masse des Volkes keinen aktiven Antheil nahm, sondern nur als willenlose, von den Pharaonen und Inka's geleitete Sklavenheerde erscheint. Was aber in unseren Zeiten in diesen Erdtheilen auf dem Gebiete geistiger Kultur geleistet wird, ist eben ein Werk der von den gegliederten Küsten Europa's ausgegangenen Kolonisten, wird aber nie dazu gelangen, eine selbständige, die Initiative ergreifende Rolle in der Geschichte zu spielen.

Aber auch die vertikale Gliederung und der durch sie bedingte Lauf der Gewässer ist von bedeutendem Einflusse auf die Entwickelung der Kultur.

Beides dient dazu, den einzelnen Gliedern der in ſolche verzweigten Kontinente einen ausgeprägten Charakter zu verleihen und ſie zum Wohnplatze aktiver Kulturvölker geeignet zu machen. Ein allmäliges Emporſteigen des Landes, wobei namhafte Flüſſe Raum zur Entwickelung gewinnen und ſich zu aderartig veräſtelten Waſſerſyſtemen ausbreiten können, begünſtigt die Kultur; ungünſtig ſind ihr dagegen die Extreme vertikaler Gliederung: weite, höhenloſe Tiefebenen auf der einen, ſchroff ſich erhebende Küſten, welche kein Stromgebiet ſich geſtalten laſſen, auf der andern Seite. Beweis dafür iſt die Stellung zur Kultur der Menſchheit, welche ſich die reich bewäſſerten und ſanftanſteigenden Stufenländer Deutſchlands, Frankreichs und Englands ſeit ihrem Eintritte in die Geſchichte fortwährend und ohne Unterbrechung zu bewahren gewußt haben. Annähernd von derſelben Bedeutung, jedoch nicht in ſtetig fortſchreitendem Maße, iſt die Weſtküſte Italiens, deren Höhenſtufen zu ſchmal ſind, um Mannigfaltigkeit und wohlthuende Vertheilung der Kulturmomente zu geſtatten, ſowie die Po-Ebene, die wieder zu flach hierzu iſt, während die ziemlich ſchroffe Oſtküſte Italiens beinahe ohne Geſchichte erſcheint. Unbeſtändig in der hiſtoriſchen Entwickelung und zur Umkehr vom Fortſchritte ſehr geneigt ſind die kontraſtirenden Extreme des zwar reich gegliederten, aber ganz in Küſtenland aufgehenden Griechenland und des zwar ſehr entwickelte Stufenbildung zeigenden, doch in afrikaniſcher Weiſe allzu maſſenhaft ausgerundeten Iberien. Aus allen dieſen Momenten ſcheint geſchloſſen werden zu dürfen, daß Nordamerika, deſſen Oſt- und Weſtküſten ſehr buchtenreich ſind, während zugleich das Innere muſterhaft gegliederte Stromſyſteme mit meerartigen Seeen enthält und nur mäßige Erhebungen daſſelbe von den Küſten trennen, einer großen Zukunft entgegen geht.

β. Einwirkung des Klimas.

Während in der geographiſchen Geſtaltung der Länder, der Kartenfiguration, das gegenſeitige Verhältniß des feſten und des tropfbarflüſſigen ſ. g. Elementes, iſt in Bezug auf das Klima einzig und allein die elaſtiſch flüſſige Hülle unſeres Erdballs maßgebend. Für die Kultur können nun allerdings nicht alle Spezialitäten von Bedeutung ſein, welche die Meteorologie unſerer Zeit zum Gegenſtande hat, ſondern blos die allgemeinſten Begriffe. Auf die Anzahl der Grade mittlerer Jahrestemperatur kann es dabei nicht ankommen, — und eine ſo großartige Entdeckung A. v. Humboldt's Iſothermen für die Naturwiſſenſchaft ſind, — für die Kulturgeſchichte werden ſie im Weſentlichen nur eine Beſtätigung der alten ehrlichen Eintheilung unſerer Erdoberfläche in die heiße, gemäßigte und kalte Zone enthalten können.

Sind nun überhaupt die nördlichen, gegliederten und naheliegenden Kontinente der Schauplatz für die Lebens- und Bildungsgeſchichte der

Menschheit, so hat die Erfahrung gezeigt, daß die letztere auch in diesem ihrem wahren Schauplatze wieder mit Vorliebe in der gemäßigten Zone spielt und die kalte und heiße rechts und links liegen läßt, so daß z. B. die schön gegliederten und dem Verkehre höchst günstigen Halbinseln Kamtschatka in der alten und Labrador in der neuen Welt außerhalb des Gebietes der Kulturgeschichte bleiben und das ähnlich beschaffene Skandinavien an derselben nur insoweit Theil nimmt, als es von edlerer Menschenrace bewohnt ist. Ein gemäßigtes Klima, verschont von allen aufreibenden Extremen der Hitze und Kälte, ist in Wahrheit wesentlich, ja unentbehrlich für den Fortschritt in der Geschichte, und die Kultur gedieh nirgends auf die Dauer, wo ihr Träger, der Mensch, mit klimatischen Extravaganzen zu kämpfen hatte. Außer dem horizontalen Klima, dem der Breitegrade und Isothermen, wird daher auch das vertikale, oder jenes der Erhebung des Landes über das Meer, Einfluß auf den Fortschritt ausüben, und dieser nur sein gesundes Geleise einhalten, wo beide Abstufungen in wohlthuende Harmonie treten und wo es nicht, wie im Isthmos von Anahuak (Mexiko), in einem und demselben Lande der Meereshöhe nach eine tierra caliente, templada und fria gibt.

γ. Einwirkung des Bodens und der Nahrung.

Im dreifachen Wechselverhältniß des Festen, Tropfbaren und Elastischen oder der Erde, des Wassers und der Luft, muß das organische Leben der Erde begründet und bedingt sein. Diese drei Bestandtheile der Erdrinde sind es, in welchen die Pflanze wurzelt, Leben einsaugt und wächst, das Thier ruht, trinkt und athmet. Pflanze und Thier sind es nun auch, auf welche der Mensch als auf seine Nahrung angewiesen ist, und zwar in einem Maße, welches mit der Vertheilung des Klimas nothwendiger Weise übereinstimmt. Je wärmer das Klima, desto mehr befördert es den Wuchs der an den Boden gefesselten und der freien Bewegung beraubten Pflanze, — je kälter, desto mehr verhindert es ihn. Die kalte Zone muß daher überaus arm, die heiße überaus reich an Pflanzen sein und die gemäßigte hierin die Mitte halten, und so ist es auch der Fall. Daraus folgt nun, daß die Bewohner der kalten Zone Mangel, die der heißen Ueberfluß an vegetabilischer Nahrung haben, während diejenigen der gemäßigten an keinem von beiden absolut leiden, aber dieselbe sehr knapp zugemessen bekommen, so daß sie von dem durch atmosphärische Einwirkung bedingten zeitlichen Wechsel der Fruchtbarkeit abhängig sind. Es ist daher klar, daß der Mensch nicht durchweg von Früchten leben kann, sondern dafür ein Surrogat suchen muß, und dies kann er nur in animalischer Nahrung finden. Für die Bewohner der heißen Zone ist dies nicht nöthig, für diejenigen der gemäßigten in beschränktem, für diejenigen der kalten aber in reichem Maße. In der kalten Zone finden wir daher reine Carnivoren,

Fleiſcheſſer, in der heißen reine Frugivoren, Früchteeſſer, in der gemäßigten ſogenannte Omnivoren, Alleseſſer. Die Erfahrung nun hat gezeigt, daß die Letzteren die Träger der Kultur ſind, und daß die Völker, welche einſeitige Nahrung genießen, ſeien es Fleiſch- oder Pflanzenſpeiſen, ſich in der Geſchichte ſtets paſſiv verhalten haben und weder für den materiellen, noch für den geiſtigen Fortſchritt großartige Leiſtungen aufzuweiſen haben. Es iſt zwar ein ſchöner Gedanke der ſ. g. Vegetarianer, daß die Tödtung unſchädlicher Thiere auf der Jagd, beim Fiſchfange und im Schlachthauſe in ſtreng moraliſchem Sinne ſo gut ein Mord ſei, als die Tödtung des Menſchen; allein ſie iſt dennoch, wenn auch in mäßigerer Weiſe als bisher, eine dira necessitas, ein Unvermeidliches; denn einmal iſt es wohl eine über allen Zweifel erhabene Thatſache, daß wir in unſerer gemäßigten Zone abſoluten Mangel an Nahrung hätten, wollten wir uns auf Pflanzen beſchränken, indem letztere, während ſie in der heißen Zone verfaulen, faktiſch rein aufgezehrt werden und uns ſo wenig ſättigen, daß wir überall, und gewiß nicht aus bloßer Gewohnheit oder Gaumenluſt, ſondern aus Nothwendigkeit, zur Opferung der Thiere ſchreiten. Eine Mäßigung iſt aber ſchon darin vorhanden, daß wir eine unwillkürliche Scheu vor dem Genuſſe fleiſchfreſſender Thiere haben und uns auf pflanzenfreſſende beſchränken, während die im Norden hie und da vorkommende Bärenverſpeiſung ſchon ein Uebergang zur Wallroßfett- und Fiſchthran-Nahrung der kalten Zone iſt, deren Bewohner hierin weniger ſkrupulös ſind. Anderſeits liegt uns aber die erwähnte Thatſache vor, daß Völker, welche ausſchließlich Pflanzenkoſt genießen, in Thatloſigkeit erſchlaffen, wie die blos Fleiſch eſſenden Eismeerbewohner in thieriſcher Stumpfheit verſunken ſind, alle hiſtoriſchen und kulturbewirkenden Völker aber von beiden Nahrungsgattungen lebten, und ſelbſt geiſtig hervorragende Einzelne, welche grundſätzlich Vegetarianer ſind, doch wenigſtens von omnivoren Eltern ſtammen.

b. Abhängigkeit vom Menſchen.

Die Abhängigkeit der Kulturentwickelung vom Menſchen offenbart ſich in der Verſchiedenheit der Racen, die wir bereits dargelegt haben. Wie viel deren es gibt, das können wir bei den vielen Vermiſchungen und Abarten, — wo dieſelben ihren Urſprung genommen, wie und wann, — bei dem gänzlichen Mangel an ſo alten hiſtoriſchen Quellen nicht einmal vermuthen, geſchweige denn entſcheiden. Jedenfalls müſſen wir endlich einmal von Blumenbachs durchaus ungenügenden und die Menſchheit keineswegs erſchöpfenden fünf Racen abſtrahiren, ſelbſt Prichards ſieben als ungenügend zurückweiſen und Bory de St. Vincents fünfzehn als Spielerei verwerfen. Ebenſo müſſen wir die in neueſter Zeit verſuchte Eintheilung der Menſchen

mit ausschließlicher Rücksicht auf den Schädelbau als unbrauchbar erklären, indem durch dieselbe Völker von ganz verschiedener geistiger Anlage und Kulturentwickelung zusammengeworfen und solche, welche in dieser Beziehung zusammen gehören, von einander getrennt werden. Man vergleiche nur des schwedischen Ethnologen Andreas Retzius grenzenlos willkürliche Eintheilung der Völker in orthognathische und prognathische Dolichokephalen und Brachykephalen. Wollen wir aber wenigstens eine Uebersicht gewinnen, so können wir einstweilen, bis die Forschungen über die Verschiedenheit der Menschen weiter vorgeschritten sind, uns damit begnügen, Cuviers drei Racen als sehr deutlich von einander abstechende Typen, denen alle in der Geschichte handelnden Völker angehören, als Hauptracen zu unterscheiden und die in diese Eintheilung nicht passenden Völker, als für die Geschichte unwesentliche Nebenracen, unberücksichtigt zu lassen. Diese drei Hauptracen sind: die afrikanische, schwarze, welche keine Geschichte hat, die mongolische, gelbe, deren Geschichte entweder in Stabilität versumpft wie in China, oder blos meteorartig emporblitzt und wieder verschwindet, wie in den Horden Dschingis-Khans und Timurs, und die in der Regel weiße, auf deren Schultern die ganze Kultur der Menschheit ruht, für die wir aber dessen ungeachtet noch keinen passenden Namen gefunden haben; denn kaukasisch ist sie so wenig ausschließlich wie alpinisch oder pyrenäisch, und über ihre Heimat wissen wir so wenig etwas sicheres wie über diejenige anderer Völker. Diese Race ist es, in welcher das hellenische Schönheitsideal verkörpert ist, d. h. dasjenige, in dessen Darstellung die Kunst in alter und neuer Zeit ihre höchsten Triumphe gefeiert hat; sie ist es, in deren Köpfen sämmtliche religiöse und wissenschaftliche Systeme der Welt entsprungen sind. Und in diese Arbeit haben sich die beiden Völkerheere, in welche sie zerfällt, brüderlich getheilt. Die Semiten, Nomaden von jeher, übernahmen die religiöse Arbeit in Moses, Jesus und Mohammed; aber der Versuch, alle Bestrebungen der Kultur in Hypothesen zusammenzudrängen, rächte sich an ihnen; sie haben ihre Rolle ausgespielt und sind, mit Ausnahme der unter den Ariern zerstreuten Juden, auf die Stufe der niederen Racen herabgestiegen. Die Arier dagegen, Ackerbauer von Alters her, warfen sich auf die Gebiete der Politik, Kunst und Wissenschaft, in welchen ein Fortschritt möglich ist; denn wenn auch unter ihnen Religionsstifter, wie Buddha und Zoroaster auftraten, so ist zu unterscheiden, daß die Lehre des Erstern unter seiner eigenen Race keinen Boden fand und die des Letztern, ohne weitere Verbreitung zu finden, wieder zu Grunde gegangen ist. Die von den Ariern erwählte Arbeit aber hat sich als eine lohnende erwiesen; denn sie erhoben sich stets höher und werden sich immer noch höher erheben. Ihnen ist die Zukunft der Menschheit und die Erziehung der übrigen Racen anvertraut.

c. Zusammenwirken der Natur und des Menschen.

Für sich allein bringen weder geographische Gestaltung, Klima, Boden und Nahrung, noch die Race, eine Kultur hervor. Diese Faktoren müssen sich alle durchdringen, um hohe und schöne Resultate zu erzielen. Niedere Menschenracen in ungegliederten Kontinenten mit heißem oder kaltem Klima und ausschließlicher Frucht- oder Fleischkost werden, soweit es von ihnen abhängt, stets unkultivirt bleiben und keine Siege über die Natur davontragen. Unter den Völkern dieser niederen Racen ist nur das höchst begabte, das chinesische, mit Hülfe eines gemäßigten Klimas (obschon weit von Europa und daher im Widerspruche mit Buckle!) zur Beherrschung der Natur durch Ackerbau, Kanäle und Straßen und zu einem verhältnißmäßig hohen Grade der Kultur und Aufklärung gelangt, auf der erreichten Stufe jedoch, weil ihm der geistige Schwung der Arier fehlt, seit Jahrtausenden ohne Fortschritt stehen geblieben. Nur die Arier haben sich auf die Dauer des Fortschritts fähig erwiesen. Wo sie aber über das Gebiet hinausgreifen, das eine gesunde historische Entwickelung bedingt, d. h. über die gegliederten Kontinente und die gemäßigte Zone, und sich den unhistorischen Völkern nähern, da entarten sie und lassen sich, wie z. B. in Indien und Aegypten, von der Natur überwältigen und im Fortschritte aufhalten, so daß ihre gesellschaftliche Ordnung zum Kastenwesen, ihre Kunst zur vielarmigen und thierköpfigen Karrikatur wird und ihre Wissenschaft in den Kinderschuhen stecken bleibt. Und je näher sie, wenn auch in einem der Kultur günstigen Gebiete lebend, jenen erschlaffenden Gegenden sind oder je weniger das von ihnen bewohnte Land die Entwickelung allseitiger Kultur zu befördern geeignet ist, desto eher lassen sie sich von einseitigen Meinungen beherrschen, wie z. B. von der Phantasie in Griechenland, von der Herrschsucht in Rom, und gelangen weder über den Sklavenbesitz hinaus zur Humanität, noch aus der durchweg mit Fabelwerk versetzten Wissenschaft heraus zur freien kritischen Forschung, und zur belebenden, von geistloser Arbeit erlösenden Technik.

Je weiter sich dagegen die Arier von den aufregenden Scenerien des Südens entfernen und je mehr sie sich in gesund gegliederten Ländern niederlassen, desto staunenswerthere Fortschritte der Civilisation bringen sie zu Tage, so in Mittel- und Nordwest-Europa und in dem von da aus kolonisirten Nordamerika, wo nach und nach die Achtung des Menschen vor Seinesgleichen zur Wahrheit wird, für dessen Wohl unerschöpfliche industrielle Erfindungen gemacht, für dessen Bildung unzählige Schulen gegründet und die Resultate einer vorurtheilslosen Wissenschaft populärisirt werden — lauter Erfolge, welche die Pfahlbauer in Europa und die Rothhäute in Nordamerika niemals hätten erringen können! Die neuliche Aufhebung der Sklaverei in Nordamerika, welche der voran-

gegangenen Aufhebung der Leibeigenschaft in Europa würdig nachgefolgt ist, hat die Wahrheit der oben entwickelten Grundsätze glänzend bestätigt.

Selbst in unserer nächsten Nähe finden wir sie bestätigt durch den Umstand, daß z. B. die Thäler der Alpen, (in Baiern Oesterreich, der Schweiz u. s. w.), in welchen sich noch Spuren einer Urbevölkerung nachweisen lassen, deren Herkunft unbekannt, die aber jedenfalls nicht arisch ist, und in welchen zugleich die Natur in ihrer Erhabenheit sich entfaltet, — auf allen Gebieten der Kultur viel weiter zurückgeblieben sind, als jene des benachbarten, wenn auch nicht geradezu reizlosen, doch weniger imponirenden Hügel- und Flachlandes, in welchem eine unvermischte arische Bevölkerung ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat.

Aus dem Erwähnten folgt, daß das Klima ohne die Race, wie die Race ohne das Klima und die Ländergestalt, niemals civilisatorische Resultate erzielt hätte; denn die arische Race, vor deren Auftreten sich andere Stämme mit der Kultivirung günstig beschaffener Länder vergeblich abgemüht hatten, unterwarf nicht nur diese dem Scepter des Fortschrittes, sondern auch durch ihre Einwanderung und Kolonisation mannigfache Länder von an sich ungünstiger Lage und überwältigenden Naturscenen. Sämmtliche Kulturvölker, mit Ausnahme der Chinesen und Japanesen, sind arischen Stammes, und unter ihnen sind nur jene von der durch sie behaupteten Stufe nicht wieder herabgestiegen, welche Länder mit gegliederter Form und gemäßigtem Klima bewohnen. Ja es hat sich sogar gezeigt, daß der Verkehr mit den Ariern Völker niederer Race in gegliederten Ländern, wie z. B. die Japanesen, in weit höherm Maße und kürzerer Zeit dem Fortschritte zugeführt hat, als solche, welche in große Kontinente gleichsam vergraben sind, wie die Chinesen.

Wir gelangen mithin zu dem Grundsatze: *Je inniger sich die verkehrbefördernde Gestalt des Landes und der gemäßigte Charakter des Klimas, des Bodens und der Nahrung mit ihrer Bewohnung durch Völker edler Race verbindet, desto vollkommener ist die Civilisation, d. h. die Beherrschung der Natur durch den Geist.* Mit anderen Worten: die Kulturgeschichte spielt, so weit sie eine allgemein menschliche Bedeutung hat, *im südlichen und mittlern Europa und in Nordamerika.*

5. Die Momente der Kulturgeschichte.

Wie die Bildungsgeschichte des einzelnen Menschen durch die Verwirklichung beseligender Ideen bedingt wird, so auch die Bildungsgeschichte der Menschheit, die Kulturgeschichte. Solcher das menschliche Geistesleben veredelnder Ideen sind hauptsächlich drei: die das Denken befriedigende des *Wahren*, die das Fühlen befriedigende des *Schönen* und die das

Wollen befriedigende des Guten. Alle Kultur besteht in der Pflege dieser drei Ideen, und die Kulturgeschichte ist daher auch nach drei Momenten zu unterscheiden, dem intellektuellen, dem ästhetischen und dem moralischen. Wie jeder Fortschritt ein Maß und Ziel haben muß, widrigenfalls er sich überstürzt und einen desto grellern Rückschritt zur Folge hat, so sorgen auch jene Momente in ihrer Wechselwirkung für die Bewegung des Fortschrittes menschlicher Geistesbildung in Maß und Ziel. Das moralische Moment ist das konservative in der Kulturgeschichte, das intellektuelle das progressive und das ästhetische vermittelt das Gleichgewicht beider, indem es das moralische verklärt und das intellektuelle zügelt. Die Tugend würde trocken und langweilig ohne die Schönheit, und die letztere muß durch künstlerische Gestaltung den wissenschaftlichen Gedankenflug aufhalten, damit er erfaßt und verstanden werde. So hat jedes der drei Momente nicht nur seinen reichen Inhalt, sondern auch seine die beiden anderen ergänzende und erläuternde Bedeutung. Die Pflege des Guten bleibt so ziemlich auf demselben Standpunkte stehen; denn ist einmal erkannt, was gut sei, d. h. was vom Gewissen des Menschen gebilligt wird, so läßt dieser Begriff, so voll und klar ist er für sich, keine weitere Modifikation und Spezifikation zu. Die Grundsätze eines Mose, Kong-fu-tse, Sokrates, Jesus, Boethius, Savonarola und Pestalozzi sind, trotz der dazwischen liegenden Jahrtausende, im Grunde dieselben, und die späteren kein wesentlicher Fortschritt gegenüber den früheren, ohne daß deshalb gesagt werden dürfte, diese Erneuerungen und Erfrischungen der Principien des Guten seien nicht nothwendig gewesen; sie waren dies im Verhältnisse zu der immer wieder einreißenden Oberherrschaft der menschlichen Leidenschaft über die Vernunft. Die Moral führt blos dahin zurück, wo sich der Mensch bereits befand, ehe er fiel, — nur die Bildung bringt ihn weiter. Daher ist auch die Pflege des Wahren in einem unaufhaltsamen Fortschritte begriffen. Die wissenschaftlichen Bestrebungen stehen nie still und machen auch keine Rückschritte. Dagegen bewegt sich die Pflege des Schönen, ihrer vermittelnden Aufgabe gemäß, in mannigfaltigen Formen hin und her, ohne im eigentlichen Sinne stehen zu bleiben, noch vorwärts zu schreiten, wie sie denn schon in den ältesten Zeiten durch Homer und Phidias eine solche Vollkommenheit erreicht hatte, daß sie in Rafael, Shakespeare und Mozart wohl neue Gebiete betreten, nicht aber Größeres leisten konnte, als ehemals.

Wenn nun unsere beiden angelsächsischen Kulturhistoriker Buckle und Draper von diesen drei Momenten das vermittelnde ästhetische durchaus ignoriren, so ist begreiflich, daß ihnen die beiden übrigen, das intellektuelle und moralische, als unversöhnliche Gegensätze erscheinen, und daß sie das zweite, als das stabile, zu Gunsten des erstern, mobilen, über alle Gebühr herabsetzen. Nach ihnen hätte das moralische Princip das intellektuelle stets nur am Fortschritte zu verhindern gesucht und letzteres blos gut zu

machen gehabt, was das erste geschadet; und so hätte es die Civilisation nicht mit der Moral, sondern blos mit der Bildung zu thun und würden nicht die „braven", sondern die geistreichen Menschen die Geschichte machen. Ja, der Amerikaner geht so weit, zu behaupten, Europa habe versucht, die Völker durch Sittlichkeit, — Amerika, sie durch Bildung zu regieren, — jener Versuch sei mißlungen, dieser werde dagegen gelingen. Dieser Gegensatz leidet an bedeutenden Schwächen. Einmal nehmen die beiden Schriftsteller blos auf die Einseitigkeit Rücksicht; sie verurtheilen mit den tugendhaften aber bildungslosen Menschen, welche allerdings mehr Unheil angerichtet haben als alle Bösewichte (es gehören dazu vorzugsweise die politischen und religiösen Fanatiker), alle tugendhaften Menschen schlechtweg, als ob es nicht Solche gäbe, die zugleich tugendhaft und geistreich sind, und als ob die lasterhaften Genies in der Welt etwas Gutes bewirken könnten! Letztere sind vielmehr noch schädlicher als die Fanatiker; denn es gehören zu ihnen vor Allem die blutdürstigen Eroberer und Despoten, ein Nero, Omar, Timur, Napoleon! Dann aber fehlen unsere beiden Kulturhistoriker vorzugsweise darin, daß sie unter der „Moral" offenbar die Religion verstehen, indem sie sich von der hergebrachten und durch aufgedrungene Autoritäten künstlich gemachten Verquickung dieser beiden Begriffe nicht losmachen können.

Die Religion spielt allerdings eine große Rolle in der Kulturgeschichte; allein diese Rolle ist größtentheils eine Usurpation; denn es gibt kein selbständiges religiöses Moment in der Civilisation, sondern was dafür gehalten wird, ist eine Vermischung der drei wahren Momente, ein Versuch, dieselben zu Gunsten bevorzugter Personen, Meinungen und Einrichtungen zu beeinträchtigen und zu schädigen. Die Religion entstand nämlich aus der Betrachtung und Bewunderung der Natur und der Verehrung ihres Schöpfers als Dessen, der das größte Kunstwerk vollendet, also aus dem ästhetischen Momente. Fanatische, ehrgeizige und herrschsüchtige Menschen umgaben dieses anfangs unbestimmte, unwillkürliche und bescheidene Gefühl mit einem Schwalle von Lehren und Vorstellungen, die nach ihrer Vorgabe unfehlbare Wahrheiten enthielten und nothwendig geglaubt werden mußten, und spielten damit ihre Anschauung auf das intellektuelle Gebiet hinüber. Zugleich mußten die durch die Verbreitung solcher Lehren gewonnenen Gemeinschaften der Gläubigen durch Vorschriften über Leben und Streben befestigt werden, und so war auch im moralischen Gebiete Fuß gefaßt. Es kam endlich so weit, daß nur noch für wahr galt, was die betreffende Kirche lehrte, nur für schön, was zu ihrer Ausschmückung diente, nur für gut, was ihre Zwecke beförderte. Die Kirche monopolisirte das intellektuelle Moment in ihrem Dogma, das ästhetische in ihrem Kultus, das moralische in ihrer Disciplin. Wissenschaft, Kunst und Tugend wurden Vasallinnen der Religion und waren geächtet, wenn sie über letztere hinausgriffen. So beugte sich das gesammte Reich

menschlicher Geistesbildung unter das Joch übersinnlicher Hypothesen, und die Ideen des Wahren, Schönen und Guten waren beschnitten, beraubt, entstellt! Dem ursprünglich ästhetischen Charakter der Religion und dem Umstande, daß sie auf den Gebieten der Wissenschaft und Moral blos eingeschmuggelt wurde, entsprach es denn auch, daß unter der Kirchenherrschaft überall blos die Kunst blühte, sei es in der himmelnden Einseitigkeit eines Fra Angelico da Fiesole, sei es in der widerwillig geduldeten grollenden Opposition eines Michel Angelo, daß aber die Wissenschaft in Scholastik entartete und zu neuem Fortschritte mit kühnem Sprung aus dem Lager der Religion sich retten — und die Moral, welche die Hierarchen zu lehren vorgegeben, in den Sitten der Kirchenhäupter das traurigste Fiasco erleben mußte. So hatte der Versuch der Religions- und Kirchenmänner, die gesammten Momente der Kultur in ein einziges unter einheitlicher Leitung zusammenzufassen, durchaus fehlgeschlagen, und es zeigte sich deutlich, daß diese drei Momente nur in ihrer Freiheit und ungestörten Entwickelung gedeihen können und daß die Vorstellung der Uebersinnlichkeit nur als Gefühl, nur in dem freien, an keine Nothwendigkeit gefesselten ästhetischen Gebiete ihre Berechtigung besitzt, in der Wissenschaft aber als unbewiesen, und in der Moral als das Verdienst der uneigennützigen Absicht aufhebend, unbrauchbar ist. In dieser Weise wird in einer fortschrittlich gesinnten Kulturgeschichte das Eingreifen der religiösen Systeme aufgefaßt werden müssen.

Es ist begreiflich, daß die Annahme einer Gegensätzlichkeit der Tugend und Bildung die beiden Schriftsteller Buckle und Draper dahin bringt, der Geschichte der Bildung, der Kulturgeschichte also, größern Werth beizulegen als der politischen, d. h. der Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit. Wenn aber Buckle durch seine sehr gerechtfertigte Vorliebe für die Kulturgeschichte sich hinreißen läßt, die politische Geschichte zur Nichtigkeit herabzusetzen, wenn er in ihr nichts entdeckt als „persönliche Anekdoten von Königen und Höfen, endlose Nachrichten darüber, was ein Minister gesagt und ein anderer gedacht, lange Berichte von Feldzügen, Schlachten und Belagerungen, die sehr interessant sind für Die, welche dabei waren, aber völlig unnütz für uns u. s. w.", so geht er offenbar zu weit und vergißt, daß die politische Geschichte die nothwendige Grundlage der Kulturgeschichte, daß die Thaten bedeutender Menschen die beste Illustration für die Entwickelung des Geistes ihrer Zeit sind, daß die Art und Weise, wie Staaten regiert werden, auf die fortschreitende Civilisation schließen läßt, daß die Entwickelung der geistigen Bildung meist von größerer oder — geringerer Freiheit in politischer Beziehung abhängt u. s. w. Wie wollten z. B. die Zeitalter eines Perikles, Augustus, Friedrich II. von Staufen, Ludwig XIV., Friedrich des Großen u. A. in ihren literarischen und künstlerischen Leistungen geschildert werden, ohne auf die politischen Thaten jener Männer und ihr Verhältniß zu ihren Völkern gebührende

Rücksicht zu nehmen? Allerdings hat die frühere Geschichtschreibung allzu einseitig das politische Feld bearbeitet; allein dies wird in Folge der Zunahme geistiger Bildung von selbst anders, und in Zukunft wird es keine Geschichte ohne Kulturgeschichte mehr geben; die politische Geschichte wird allerdings nach und nach in eine untergeordnetere Stellung herabsteigen; allein die Nothwendigkeit ihrer Kenntniß wird niemals geleugnet werden können. —

Die Kulturgeschichte muß, ihren verschiedenen Momenten zufolge, in mehrere Zweige zerfallen, welche entweder selbständig bearbeitet oder in ihrer Gesammtheit und Wechselwirkung geschildert werden können. Aus dem ästhetischen Momente geht die Religions- und die Kunstgeschichte, aus dem intellektuellen die Geschichte der Wissenschaften, aus dem moralischen die Sitten- und die Rechtsgeschichte hervor. Durch besondere Darstellung der von Kunst (specieller: Poesie) und Wissenschaft mittels Sprache und Schrift geschaffenen Werke bildet sich die Literaturgeschichte, durch Erzählung der Usurpationen religiöser Gemeinschaften auf intellektuellem und moralischem Gebiete die Kirchengeschichte. Mannigfache Vermengungen und Verquickungen dieser Zweige unter sich sind nicht zu vermeiden, da einzelne derselben zu Zeiten in einander übergingen und sich mit einander verknüpften. Immerhin aber müssen sie alle von einem und demselben Geiste durchdrungen sein und in schöner Harmonie einander ergänzen, so daß sie ein Gemälde darbieten, aus dem kein Gegenstand herausgenommen werden kann, ohne den Eindruck des Ganzen zu zerstören. Dieser das Ganze durchdringende Geist kann aber, nachdem wir die Kulturgeschichte als die Biographie der Menschheit aufgefaßt und uns überzeugt haben, daß jede Lebensentwickelung auf dem Gesetze des Fortschrittes beruht, auch nur der Geist des Fortschrittes sein. Eine den Fortschritt leugnende, dem Stillstande oder gar dem Rückschritte huldigende Kulturgeschichte ist daher schlechterdings undenkbar; denn eine solche müßte das Lebensprincip der Menschheit selbst geradezu verleugnen und der letztern alle Fähigkeit zu weiterer Entwickelung absprechen, oder sie müßte, da ein solches Absprechen doch gar zu sehr der offenbaren Thatsächlichkeit Hohn böte, willkürlich einen Haltpunkt annehmen, von welchem aus die Menschheit nicht weiter schreiten dürfte, und eine solche Willkürlichkeit würde sich von selbst richten!

Huldigt nun aber die Kulturgeschichte dem Fortschritte, so muß sie folgerichtig auch selbst zur Verwirklichung desselben beitragen, d. h. ihre Bearbeitung muß stets darauf hinweisen, was zu geschehen habe, um diese Idee zur Wahrheit zu machen; sie muß die Erforderniße hiezu dem Bewußtsein des Volkes stets näher bringen und sein Verständniß, seinen Sinn hiefür pflegen und befördern. Dieses Streben muß die Geschichte sämmtlicher Kulturzweige kennzeichnen und in Bezug auf jeden einzelnen derselben

nachweisen, wie und wodurch dessen Pflege für das Gedeihen der Menschheit wohlthätig wirken, unter welchen Umständen aber sie demselben eher schädlich werden könne und müsse.

In der Religions- und Kirchengeschichte, welche kaum getrennt zu behandeln sind, indem die Geschichte einer Idee nothwendig auch die Geschichte ihrer Entstellungen und Verirrungen und der Anmaßungen ihrer Pfleger enthalten muß, hat die Kulturgeschichte vor Allem zu betonen, worin das richtige Maß bestehe, auf welches die Idee der Religion zurückzuführen ist, um ihren Usurpationen ein Ende zu machen. Dieses richtige Maß ist ohne Zweifel die Ahnung des Ueberirdischen, Allmächtigen und der Fortdauer des Individuums nach dem Tode zum Zwecke der Vereinigung mit Jenem, mit andern Worten der Glaube an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele. In diesen beiden Punkten besteht alle Religion, und da dieselben außerhalb aller Forschung stehen und daher nicht Gegenstand des Denkens, das darin zu keinem Ziele kommen kann, sondern des Fühlens sind, so bilden sie einen Bestandtheil des ästhetischen Momentes in der Kulturgeschichte, noch specieller einen solchen der Poesie. Die Religion, wie alle Poesie, hat es mit Vorstellungen zu thun, nicht mit Begriffen, Urtheilen und Schlüssen wie die Wissenschaft; denn ihre Gegenstände können nicht begriffen, daher über sie auch nicht geurtheilt und geschlossen werden. Der Charakter der Religion, wie aller Poesie, ist daher subjektiv; es steht dem Individuum frei, sich seine Vorstellungen vom Uebersinnlichen zu gestalten wie es will, oder vielmehr wie es fühlt, oder auch gar keine solchen sich zu bilden. Wagt es aber das religiös fühlende Individuum, seine subjektiven Anschauungen in die Objektivität überzutragen, und von anderen Individuen zu verlangen, daß sie die nämlichen Vorstellungen vom Uebersinnlichen sich zu eigen machen sollen, so überschreitet es die Schranken der Poesie und Kunst, es fälscht den eigentlichen Charakter der Religion, es usurpirt das Gebiet der Wissenschaft, indem es die Religion zur Theologie, und das Gebiet der Moralität, indem es dieselbe zur Kirche hinaufkünstelt, — während das Gefühlte nur als solches, in der Aesthetik, nicht als Gewußtes, wie die Theologie will, von der Wissenschaft benützt werden kann, und die Gemeinschaften von gleich Fühlenden nur den Charakter freier Gesellschaften in Anspruch nehmen können, und nicht denjenigen von Mächten, welche erobernd verfahren und Individuen in ihren Kreis zu treten oder wider Ueberzeugung darin zu bleiben zwingen, sei es als unmündige Kinder durch Beschneidung oder Taufe, sei es als Erwachsene durch Inquisition oder staatskirchliche Institutionen. Alle solche Versuche und Uebungen machen auch das beschränkte Maß von Willensfreiheit, das der Mensch besitzt, zu einer Täuschung, und eine fortschrittlich gesinnte Kulturgeschichte hat sie alle zu bekämpfen und zu verurtheilen; sie hat nachzuweisen, daß die Religion und ihre Auswüchse: Theologie und Kirche, wie Buckle dargethan hat und wir weiter unten

noch genauer ausführen werden, nicht Urſachen, ſondern Wirkungen gewiſſer Stufen der Civiliſation ſind.

Aehnlich verhält es ſich mit zwei anderen Zweigen menſchlicher Thätigkeit, die gleich der Religion oft als Bedingungen des Fortſchrittes und der Kultur betrachtet werden, während ſie vielmehr Folgen derſelben ſind, nämlich mit der Literatur und der Regierungsform.

Die Literaturgeſchichte, als Zweig der Kulturgeſchichte, beſteht aus der Geſchichte der Poeſie, welche ſich als ſolche von der Kunſtgeſchichte ablöst, und aus der Geſchichte jener Wiſſenſchaften, welche vorzugsweiſe oder ausſchließlich durch das Mittel des ſchriftlichen Ausdrucks wirken und belehren. Es gehören hieher vorzüglich die Geſchichte und die philoſophiſchen Wiſſenſchaften, während die Mathematik durch Zahlen und Figuren, die Naturwiſſenſchaften durch Experimente, Präparate und Abbildungen, die Geographie durch Karten, die Medicin durch Kuren, die Rechtswiſſenſchaft durch Proceſſe u. ſ. w. ihre Lehren verbreiten. — Was nun die Aufgabe der Literaturgeſchichte betrifft, ſo beſteht dieſelbe darin, nachzuweiſen, daß die Literatur als ſolche weder zu achten noch zu preiſen iſt, indem ſie, wie Buckle ſagt, „nicht nur voller Weisheit, ſondern auch voller Abgeſchmacktheiten iſt“, und hinter der „Gelehrſamkeit“ ſich oft die kraſſeſte Unwiſſenheit und Geiſtesbeſchränktheit verbirgt. Man könnte die geſammte theologiſche und juriſtiſche, den größten Theil der philoſophiſchen und poetiſchen und Vieles von der hiſtoriſchen Literatur verbrennen, ohne daß der Fortſchritt, die Bildung, der Geſchmack und die Tugend der Menſchen im Geringſten Schaden litten. Es ſind ganz andere Momente, als die ſchriftliche Aufzeichnung an ſich, was der Menſchheit in Anſehung der Literatur von Nutzen iſt, nämlich die reine und unverdorbene Pflege des Wahren, Schönen und Guten. Die Literatur, auch die beſte, bedingt den Fortſchritt nicht; denn ſie iſt vielmehr ein Kennzeichen der von ihm jeweilen erreichten Stufe und befördert ihn daher nur wenn er ſchon vorhanden iſt, vorausgeſetzt, daß ſie dazu befähigt ſei. Von dieſem Standpunkte hat eine vernünftige Literaturgeſchichte die geiſtigen Arbeiten aufzufaſſen. In der Beurtheilung der letztern iſt daher nicht, wie zum größten Schaden der Wahrheit leider ſo oft geſchieht, der individuelle Geſchmack des Verfaſſers maßgebend; die Literaturgeſchichte darf keine fortlaufende Recenſion, d. h. keine auf augenblicklichem Eindrucke und launiſcher Stimmung beruhende Beurtheilung der Werke ſein, ſondern ſie muß als das unerbittliche Gericht der Weltgeſchichte einherſchreiten, Das verewigen, was wahr, ſchön und gut, und Das todtſchweigen, was unwahr, unſchön und ſchlecht iſt.

Ebenſo iſt endlich in der moraliſchen und ſocialen Kulturgeſchichte, d. h. in der Geſchichte der rechtlichen und ſtaatlichen Einrichtungen und Zuſtände, wohl zu berückſichtigen, daß eine wirkliche Beförderung des Fortſchritts nie von den Regierungen als ſolchen ausgeht und daher von

der Regierungsform unabhängig ist. Wenn Fürsten die Kunst, die Literatur u. s. w. beschützten, so thaten sie es entweder aus Eitelkeit, und dann waren die von ihnen erzielten Resultate gleich Null, wie z. B. bei Augustus und Ludwig XIV., oder sie begünstigten falsche und schädliche Richtungen auf Unkosten wahrer und nützlicher, wie z. B. Friedrich der Große den französischen Geschmack gegenüber dem von ihm ignorirten Aufblühen der deutschen Literatur, oder sie wurden, wie Karl August von Weimar, durch ihr persönliches Verhältniß zu großen Geistern dazu bewogen. Ein Perikles, ein Lorenzo Medici, beschützten das Wahre und Schöne nicht als politische Charaktere, sondern trotz dieser Stellung. Die geistige Kultur war nie abhängig von der Staatsform, sie blühte oder darbte stets in Republiken so gut wie in Monarchien, und Republikaner wie Michelangelo, Tizian, Rembrandt und Milton, standen Monarchisten, wie Rafael, Rubens und Shakespeare nicht wesentlich nach. Vielmehr haben die Regierungen durch ihre Bureaukratie, ihre unberufene Einmischung in Alles, was durch Privatthätigkeit besorgt werden kann, dem Fortschritte mehr Hindernisse bereitet, als Vorschub geleistet. Ferner muß die Kulturgeschichte, wenn sie dem Fortschritte huldigt, auch ein Ziel desselben im Auge haben. Ein Ziel des Fortschrittes kann aber nur die Vervollkommnung der Menschheit sein, und diese kann wieder nur in der höchst möglichen Entwickelung der höchsten Ideen, also jener des Schönen, Guten und Wahren bestehen. Entwickeln können sich diese Ideen, wie wir gesehen haben, nur in der Freiheit, und die Freiheit muß daher, da wir uns von der Vervollkommnung der Menschheit keinen klaren Begriff zu machen im Stande sind, so lange wir selbst in unvollkommenem Zustande uns befinden, — das nächste für uns verständliche Ziel des Fortschrittes der Kulturgeschichte sein. Freiheit ist aber die ungestörte Anwendung der Fähigkeiten des Menschen, soweit selbe nicht wieder Das zerstört, was sie bezwecken soll. Die Beeinträchtigung der Rechte des Menschen z. B., welche derselbe auf Leben, Gesundheit, Freiheit, Familienbestand und Eigenthum besitzt, ist daher keine Verwirklichung der Freiheitsidee, sondern umgekehrt eine Zerstörung derselben. Nur soweit wir die Freiheit und die Rechte Anderer achten, huldigen wir selbst der Freiheit und sind in unserm Rechte. Die Freiheit ist daher ein sehr positiver Begriff, sie ist das reinste, höchste Gut, eine Einstellung derselben ist unmöglich ohne völlige Beseitigung, und es kann selbst von einem Mißbrauche der Freiheit keine Rede sein; denn was die Feinde der Freiheit so nennen, nämlich das Verbrechen, ist kein Mißbrauch der Freiheit, sondern geradezu die Aufhebung, die Unterdrückung derselben, und zwar nicht nur derjenigen Anderer, sondern auch der eigenen, nämlich der unschätzbaren Freiheit von der Pein der Gewissensbisse!

Wenn wir nun den Fortgang der Menschengeschichte aufmerksam betrachten, so müssen wir überall einen Kampf zu Gunsten der Freiheit gegen ihr sich widersetzende Kräfte gewahren, und diese freiheitsfeindlichen Kräfte

ſehen wir überall unter dem zermalmenden Titel der „Autorität“ auftreten. Freiheit und Autorität meſſen ſich in unaufhörlichem Kampfe und gehen aus demſelben mit wechſelſeitigem Glück und Unglück hervor; ſie ſind die beiden Hauptheldeu im Drama der Kulturgeſchichte. Und ihr Kampf iſt für die Entwickelung der geiſtigen Freiheit, welche doch ſtets das ideale Ziel menſchlichen Strebens bleiben wird und muß, ein nothwendiger, weil ohne ihn, ohne den unendlichen Reiz des Widerſtandes, die Freiheit ſelbſt nicht emporkommen und fortſchreiten könnte, ſondern verſumpfen und erſticken müßte. Nur im Kampfe mit dem Häßlichen, Schlechten und Falſchen gewinnt das Schöne, Gute und Wahre Geſtalt und Beſtand, und nichts Edles wurde geboren ohne Mitwirkung ſeines Gegenſatzes. Aber nicht nur Glück und Unglück im ewigen Streite, — auch das Heer der Kämpfer für Freiheit und Autorität wechſelt bunt. Wer heute für die Freiheit kämpft, ſo weit er ſie verſteht, donnert morgen, wenn er ſein beſchränktes Ziel erreicht hat, vom hohen Roſſe der Autorität herab Jene nieder, welche bei dem Erreichten nicht ewig ſtehen bleiben, ſondern deſſen weitere Konſequenzen verfolgen wollen. So erweiſt ſich das ſogenannte Princip der Autorität, auch das gemäßigte, konſervative genannt, als ein durch und durch hohles, faules und lügenhaftes, als ein Chamäleon, das ſeine Farben wechſelt und heute bis B, morgen bis C und ſo weiter zurückweicht und Conceſſionen macht, bis es endlich bei Z angelangt iſt und ihm nichts weiter übrig bleibt, als die Herrſchaft der Freiheit ohne Bedenken für eine nicht mehr zu bewältigende Thatſache anzuerkennen.

6. Die Perioden der Kulturgeſchichte.

Die Lebens- und Bildungsgeſchichte eines Einzelnen wird in der Regel mit ſeiner Geburt beginnen und ſtufenweiſe durch ſeine Lebensalter aufſteigen. Ein genaues Feſthalten an der Reihenfolge der Jahre wird nicht möglich ſein, weil die verſchiedenen Gattungen der Wirkſamkeit eines Menſchen nicht nach gewiſſen Perioden ſich abgrenzen, ſondern die Jahre der einen Bethätigung in die einer andern eingreifen. Es müſſen daher die verſchiedenen Seiten des Charakters und Wirkens nach einander und zwar jede ſo vollſtändig als möglich, unterſucht und geprüft werden; allein es iſt auch darauf Rückſicht zu nehmen, daß keine Thatſache vor einer andern ſolchen erzählt werde, ohne welche ſie nicht verſtanden oder wenigſtens nicht richtig aufgefaßt und gewürdigt werden könnte. Der nämliche Weg muß nun auch in der Geſchichte und ſpeciell in der Kulturgeſchichte eingeſchlagen werden. In keiner von beiden iſt ohne Aufopferung des Zuſammenhanges, der Ueberſichtlichkeit und des Reichthums an Leben und Farben eine chroniſtiſche Methode, d. h. eine Aufzählung von Thatſachen nach der Jahreszahl möglich; aber die politiſche Geſchichte kann ſich viel enger an die

Zeitfolge anschließen als die Kulturgeschichte, deren einander ergänzende und fortsetzende Erscheinungen oft an Jahren weit auseinander liegen. Die Kulturgeschichte muß mithin einerseits darauf achten, daß sie die Entwickelung der einzelnen Momente und Zweige, aus denen sie besteht, möglichst vollständig jedes für sich behandle, anderseits aber auch, daß sie den Zusammenhang und die gegenseitige Ergänzung ihrer einzelnen Momente und Zweige nie aus dem Auge verliere und so die Bildungsgeschichte der Menschheit möglichst umfassend und einheitlich darstelle. Es muß daher auch die Eintheilung der Kulturgeschichte so beschaffen sein, daß die einzelnen Abschnitte auf die Entwickelung sämmtlicher Momente passen und von jedem derselben ein sowol für sich bestehendes, als in den Zusammenhang mit den übrigen gehörendes Bild entstehe. Die einzelnen Abschnitte der Kulturgeschichte müssen daher so begrenzt sein, daß sie die verschiedenen Lebensäußerungen des menschlichen Geistes in einer gewissen Zeit vollständig umfassen und keine Lücken enthalten, und sie müssen so charakterisirt werden, daß dabei nicht ein Moment auf Kosten der übrigen hervorgehoben wird und daß nicht die ganze Eintheilung blos einen einzelnen Zweig der Kulturgeschichte zu betreffen scheint. In neuester Zeit sind uns zwei in diesem Sinne fehlerhafte Eintheilungen bekannt geworden.

Die eine derselben ist diejenige des Amerikaners Draper; einmal ist sie höchst willkürlich, sodann logisch unwahr und endlich betrifft sie in einseitiger Weise das intellektuelle Gebiet. Er theilt nämlich seine „Geschichte der geistigen Entwickelung Europa's" zuvörderst ein in die geistige Geschichte Griechenlands und in diejenige Gesammt-Europa's, und jede dieser beiden Abtheilungen wieder in fünf Perioden, nämlich in jene: 1) der Leichtgläubigkeit, 2) des Forschens, 3) des Glaubens, 4) der Vernunft und 5) des Verfalles. Ist es nicht höchst unklar, „Leichtgläubigkeit" und „Glauben" von einander zu unterscheiden? Wo soll das eine aufhören und das andere beginnen? Wie ist es psychologisch zu erklären, daß „Forschen" zum „Glauben" führe? Auf normalem, denkendem Wege gewiß nicht, sondern nur auf einem von kirchlicher Seite mit vorgefaßten Meinungen künstlich zubereiteten! Durch welches Wunder soll der Uebergang vom „Glauben" zur „Vernunft" bewerkstelligt werden, wenn keine besondere Geistesthätigkeit dazwischen tritt? (Hier wäre das „Forschen" am Platze!) Und warum soll auf die Vernunft der „Verfall" folgen? Verdient dieselbe kein besseres Loos? Das Gezwungene dieser Eintheilung erhellt am besten aus der Abgrenzung dieser Perioden. In Griechenland soll das Zeitalter der Leichtgläubigkeit die mythische Zeit, das des Forschens die vorsokratische Philosophie, das des Glaubens die Systeme des Sokrates und Platon, das der Vernunft Aristoteles und dessen Nachfolger und das des Verfalls die Neuplatoniker umfassen. In Gesammt-Europa dagegen repräsentirt die römische Geschichte das Zeitalter der Leichtgläubigkeit (!), die Periode der Kirchenväter und Ketzereien das des „Forschens" (!?). Von

da an trennen sich Ost- und West-Europa. Dort herrscht unter Konstantin und seinen Nachfolgern der „Glaube", unter den Bilderstürmern die „Vernunft" und seit der Schwächung des byzantinischen Reichs (also aus rein politischen Gründen!) der Verfall. Hier aber repräsentirt die Macht der Päpste den Glauben und die Reformation die „Vernunft"; für Europa wäre sonach nur noch der Verfall übrig und eine neue Reihenfolge dieser beliebten Eintheilung würde wahrscheinlich in Amerika nachfolgen! —

Die Entgegenstellung Europa's und der außereuropäischen Erdtheile, wie sie sowol Buckle als Draper so stark betonen, ist nicht durchweg richtig. Nicht im Gebiete Europa's als solchen hat sich eine höhere, fortschreitende und selbständige Kultur entwickelt, sondern in den von geborenen oder ursprünglichen Europäern bewohnten und angebauten Landstrichen verschiedener Erdtheile. Die Kultur Europa's ist daher keine für sich abgeschlossene und schlechthin unabhängige, sondern wird vielmehr durch die günstige Gliederung und das gemäßigte Klima Europa's in Verbindung mit der diesen Erdtheil bewohnenden Race bestimmt. Schon in geographischer Hinsicht blos ein westlicher Auswuchs Asiens (welchem gegenüber seine Begrenzung von jeher unsicher und streitig war), fand sich Europa in Rücksicht auf seine Kultur in älteren Zeiten mit Vorderasien und Nordafrika, in neueren findet es sich mit Nordamerika zu einem Ganzen verknüpft, in welchem dieselben Sprachen gesprochen werden und übereinstimmende kulturhistorische Formen sich geltend machen. Ebenso ist es ein Grundirrthum Draper's, daß er nicht die Menschheit als Ganzes, sondern die einzelnen Völker den Individuen vergleicht und behauptet, die Völker entständen, lebten und vergingen gleich den Individuen, ihr Lebenslauf sei also demjenigen eines einzelnen Menschen analog (wie er denn auch die erwähnten willkürlichen Perioden als den Altersstufen entsprechend betrachtet).

Ganz entgegengesetzter Ansicht ist in dieser Beziehung der Urheber der zweiten oben angedeuteten fehlerhaften Eintheilung der Kulturgeschichte. Ernst Petsche, ein etwas einseitiger Bewunderer Buckle's, schließt sich in seinem Büchlein „Geschichte und Geschichtschreibung unserer Zeit" (Leipzig 1865) der Ansicht Buckle's und Draper's an, daß die Geschichte, gleich der Naturwissenschaft, auf Gesetzen beruhen müsse, deren Erforschung er jedoch aus ähnlichen Gründen, wie wir oben, für äußerst schwierig hält, ja denen er nicht einmal dann, wenn sie gefunden werden könnten, einen mehr als hypothetischen Charakter zuschreibt, so daß er sich schließlich mit der Forderung begnügt, es seien stets die Ursachen der einzelnen Erscheinungen aufzusuchen. In direkter Abweichung von Draper betont aber Petsche ganz richtig, daß der Gegenstand der Geschichte die gesammte Menschheit und kein einzelnes Volk sei. „Einzelne Völker zum Gegenstande der Untersuchung machen, sagt er, und von ihnen auf die Menschheit schließen und Gesetze aufstellen, wäre dasselbe, als ob z. B. der Anatom die Arme des menschlichen Körpers untersuchen und von ihnen auf die Organisation des

ganzen Körpers schließen wollte." „Die Menschheit bildet, fährt er fort, einen einzigen gesellschaftlichen Körper, der sich von den niederen Stufen der Kultur herauf zu größerer Vollkommenheit entwickelt." Auf diese Grundsätze gestützt, die im Wesentlichen Dasselbe anstreben, was unsere Idee der Geschichte als einer Biographie der Menschheit, verwirft denn auch Petsche das Princip, auf welchem Draper's Eintheilung beruht, nämlich die Annahme eines Verfalles einzelner Völker und einer Analogie der Geschichte solcher mit dem Menschenleben. Ein Volk kann nach ihm wol ausgerottet werden, aber es ist keine Nothwendigkeit seines Untergangs vorhanden, weil es keinen organisch zusammengehörigen Körper bildet, wie der Einzelne und wie die Menschheit, sondern blos eine zufällig zusammengehörige Menge von Familien. Völker, welche untergingen, erlitten dies Schicksal nur durch besondere Verumständungen, so die Römer durch die Völkerwanderung. Am besten erscheint die Lächerlichkeit der Annahme eines Alterns der Völker darin, daß man gewöhnlich den Zerfall der Sitten als Merkmal desselben anführt, während im Leben einzelner Menschen doch gewiß nicht die Sittenlosigkeit Merkmal des Alters ist.

Wir wollen nun nicht näher untersuchen, sondern blos darauf aufmerksam machen, ob es konsequent sei, wenn Petsche, der in demselben Buche (S. 109) sagt: „nicht die Völker bilden die Menschheit, sondern die Menschen," dennoch (S. 50) seine ganze Eintheilung der Geschichte, oder vielmehr, da auch er die politische Geschichte verwirft, der Kulturgeschichte, auf die Unterscheidung der Menschheit in Völker gründet, deren Existenz er doch selbst eine „zufällige" nennt. Gerade diese Eintheilung aber ist so abhängig von den politischen Ideen, daß sie für die Kulturgeschichte als verfehlt betrachtet werden muß. Petsche will die Eintheilung der Völker nach ihrem Grundcharakter als maßgebend für die Eintheilung der Geschichte aufstellen, ohne zu bedenken, daß die Geschichte, wenn sie eine solche der gesammten Menschheit sein soll, in jeder ihrer Hauptperioden oder Altersstufen die Gesammtheit der Menschen, wenigstens der für kulturhistorische Zwecke brauchbaren Menschen, überblicken muß. Er unterscheidet die Völker in zwei Hauptgruppen, solche, welche sich dadurch erhalten, daß sie der Natur nehmen, was sie freiwillig gibt, — Jäger-, Fischer- und Hirtenvölker, und solche, welche nach der Beherrschung der Natur streben, sich durch Arbeit erhalten, — Ackerbauer. Diese Eintheilung läßt sich noch hören, indem die Erstgenannten überhaupt keine Geschichte haben, sondern nur die Ackerbauer. Die Gruppirung Dieser nun ist nach Petsche „die Klippe, an welcher die Geschichte gescheitert ist," und nach unserer Ansicht auch jene, an welcher Petsche selbst gescheitert ist. — Derselbe glaubt die Ackerbauer, d. h. nach unserer Auffassung die Kulturvölker, nach „der Art des Verhältnisses, welches die Menschen zu einander einnehmen", eintheilen zu müssen, also nach den socialen und politischen Einrichtungen. Wie Draper's Eintheilung eine einseitig intellektuelle, so ist

Betsche's eine einseitig moralische, welche auf den Zustand der Kunst und Wissenschaft oder der eigentlich bewegenden Momente der Kulturgeschichte, keinerlei Licht wirft. Er theilt nämlich die Ackerbauer ein in Völker mit Sklaverei, Völker mit Kastenwesen und Völker mit Leibeigenschaft. Durch diese Gruppirung wird die Geschichte und ihr einheitlicher Charakter total zerrissen, und wir kommen in den Fall, moderne Zustände, die ohne die Erzählung früherer Ereignisse unverständlich sind, abzuhandeln, bevor wir zu solchen gelangen, die vor Jahrtausenden bereits aufgehört hatten zu existiren. Denn wir begegnen auf diese Weise zuerst der Sklaverei (in der antiken Welt und — den europäischen Kolonien in anderen Erdtheilen seit der Entdeckung Amerika's!), dann dem Kastenwesen (Indien, Aegypten, Mexiko, Peru!), und endlich der Leibeigenschaft (inneres Afrika, Malayen und — europäisches Mittelalter!). An letztere schließen sich dann die aus ihr entstandenen Staaten, in welchen sie aufgehoben ist (Türkei und Persien, Nordafrika, China, Japan, das moderne Europa und die freien Staaten Amerika's!). Es genügt, auf dieses Babel der Verwirrung hinzuweisen (die Geschichte der amerikanischen Sklavenstaaten vor derjenigen des alten Aegypten!!!), um die Unmöglichkeit der Ausführung einer solchen Anordnung einleuchtend zu machen. Wie oft sind es rein zufällige und unzuverlässige Merkmale, welche den Zustand eines Volkes als Sklaverei oder als Leibeigenschaft erscheinen lassen! Und wie unbedeutend der Einfluß dieser subtilen Unterscheidung auf die geistige Kultur der Völker ist, erhellt schon aus der gründlichen Verschiedenheit der hier zusammengestellten Völker in ihrer gesammten Lebensanschauung, in ihren Leistungen für die geistige Entwickelung der Menschheit und aus der Thatsache, daß manche der nach jener Anordnung weiter unten stehenden Völker in ihrer Civilisation solche, die weiter oben placirt sind, in hohem Maße überragen. Wie ist es z. B. zu rechtfertigen, daß die Hellenen unter den Ackerbauern die unterste Stufe einnehmen, die Malayen (!) über ihnen stehen und die Türken (!) und Chinesen (!!) beinahe an die Spitze kommen? Und wie ist es denkbar, daß sich die Geschichte der amerikanischen Sklavenstaaten an die römische knüpfen und von derjenigen der freien Staaten desselben Bundes trennen ließe??

Wollen wir daher ein vernünftiges Princip für die Eintheilung der Kulturgeschichte aufstellen, so müssen wir vor Allem die schon erörterte Frage in Berücksichtigung ziehen, welche Faktoren ein Zusammengreifen der kulturhistorischen Momente herbeiführen und begünstigen. Wir haben als solche die Ländergestalt, das Klima nebst Boden, Nahrung u. s. w. und die Race kennen gelernt, und die Behauptung aufgestellt: je gemäßigter ersteres und je edler letztere, desto mehr werde für den Fortschritt und die Vervollkommnung der Menschheit gewirkt. Das im Laufe der Zeiten immer günstiger sich gestaltende Zusammentreffen eines gemäßigten Klimas und einer edlen Race muß daher nothwendig einen

Maßstab für den ununterbrochenen Fortschritt in der Kulturgeschichte und damit auch das Princip einer Eintheilung derselben bilden. Die letztere muß hiernach eine zugleich geographische und chronologische sein, und nur eine solche kann alle Anforderungen zufrieden stellen, indem auf dem Schauplatze und in dem Zeitpunkte der geistigen Entwickelung alle Zweige letzterer sich treffen müssen und keiner derselben über seine Zurücksetzung und die Bevorzugung anderer klagen kann, wenn der an sich neutrale uninteressirte Boden und die alle Gegensätze ausgleichende Zeit dem Charakter eines Kulturkreises sein eigenthümliches Gepräge verleihen.

Unser Schema einer Eintheilung der Kulturgeschichte ist nun folgendes:

Die erste Stufe historischer Kultur ist diejenige, welche Völker niederer Race erreichen oder auf welcher solche höherer Race stehen bleiben, wenn sie sich in wenig gegliederten oder vom Meere abgelegenen Ländern von heißem Klima niedergelassen haben. Solche Völker leben in der Regel in den Thälern großer Ströme, wie die Chinesen am Hoangho und Yangtsekiang, die Inder am Indus und Ganges, die Aegypter am Nil, die Assyrer und Babyloner am Tigris und Euphrat, die Israeliten am Jordan, ohne miteinander in Verkehr zu treten, — jedes mit besonderer Verfassung, Kultur und Religion, — trotz dieser Zersplitterung aber Alle darin übereinstimmend, daß sie despotischen oder patriarchalischen Regierungen gehorchen, in dumpfer Scheu vor den Mächten der Natur befangen sind und daher ihre Begriffe in kindisch unbeholfener, unreifer, nebelhafter, barocker und bizarrer Weise sinnlich darstellen. (Orientalische Stufe.)

Den zweiten Grad kulturhistorischer Entwickelung ersteigen die Völker höherer Race, welche die Abschließung in Flußthäler überwunden haben und an reich gegliederten Küsten, jedoch solchen eingeschlossener Meere (Thalatta), leben, das Feld ihrer Thätigkeit entweder im Handel und in Anlegung von Kolonien (Hellas) oder in Krieg und Eroberung (Rom) suchen, mehrere Völker zu friedlichem Verkehr oder auch zu gewaltsamer Unterwerfung vereinigen und so ein Weltreich begründen. Das Princip der künstlerischen Darstellung der Begriffe wird durch die vermehrte Thatkraft und den erweiterten Verkehr ein klareres, das Denken ein unabhängigeres, der sociale Zustand ein freierer; der gesammte Standpunkt ist jedoch noch befangen in hergebrachten nationalen Schranken und festgewurzelten socialen Vorurtheilen. (Klassische oder antike Stufe.)

Zum Fortschritte kann diese Selbstüberschätzung nicht führen; sie muß erst in langer, herber Schule gedehmütigt werden; durch das gewaltsame Eindringen roher Völker und zugleich orientalischer Religionen erleidet das Weltreich die Nemesis für seine eigenen Thaten (Völkerwanderung), und an seine Stelle tritt im Norden des Mittelmeers eine bis zum atlantischen Ocean dringende Reihe christlicher, im Süden eine

bis zum indischen Weltmeere hingestreckte islamitischer Reiche. In beiden Reihen ist die Religion das leitende Princip, nachdem sie alle übrigen Lebensäußerungen des Geistes gewaltsam an sich gezogen hat. Im Christenthum befördert sie die Kunst, wenn auch nur in einer an die nebelhafte orientalische erinnernden Weise, mit gänzlicher Verkennung der klassischen Formenvollendung, während sie, in romantischer Verfälschung der menschlichen Natur, die Wissenschaft unterdrückt. Umgekehrt wird im Islam die Kunst verpönt und die Wissenschaft gepflegt, wenn auch nicht gerade durch orthodoxe Gewalten (arabisch-jüdische Astronomie und Medicin). Es ist die christlich-mohammedanische Zwischenstufe des Mittelalters.

Die angeborene Geisteskraft der europäischen Race und die gegliederte Gestalt, wie das gemäßigte Klima ihrer Wohnsitze begünstigen jedoch endlich die Anhäufung großartiger Erfindungen, die Entdeckung von Seewegen nach fernen Oceanen und die Entfesselung kirchlicher Opposition im Humanismus und in der Reformation. Das Mittelmeer ist nicht länger der Schauplatz der Weltgeschichte; es tritt ein weiterer, der Ocean, an seine Stelle. Von da an beginnt ein ununterbrochenes Streben nach Geistesfreiheit, wissenschaftlicher Wahrheit und Unabhängigkeit vom Dogma, nach künstlerischer Herstellung der klassischen Schönheitsideale und Anwendung der Principien derselben sogar auf die Gegenstände romantischer Phantasie, sowie nach politischem und socialem Fortschritte; die Schranken der Nationen und Konfessionen sinken immer tiefer und der Weltverkehr wird immer großartiger. Es ist die Neuzeit, die moderne Kulturstufe.

Wir haben daher folgende Abtheilungen der Kulturgeschichte:

I. Orientalische Stufe.
II. Antike oder klassische Stufe.
  1. Handels- und Kolonienreich — Hellas.
  2. Militärreich — Rom.
III. Fortschrittlose Zwischenstufe des Mittelalters.
  1. Christliche Welt.
  2. Mohammedanische Welt.
IV. Moderne oder universelle Stufe.

7. Die Kultur des Morgenlandes.

Abschließung jedes Volkes für sich, Leitung desselben durch eine unumschränkte Despotie mit Hülfe einer Aristokratie der Geburt, des Amtes oder des Priesterthums, Unterwerfung des Volkes unter eine mehr oder weniger abergläubische Religion durch eine ihren Vortheil schlau berechnende Priesterschaft, und Stehenbleiben der Civilisation auf dem zur Aufrechthaltung nationaler Abgeschlossenheit erforderlichen Standpunkte — das sind die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Kultur des Morgen-

landes oder der außer-europäischen Kultur des Alterthums. Die Geschichte der Kultur dieser abgeschlossenen Völker ist daher weit weniger ein Bestandtheil der allgemeinen Kulturgeschichte, als vielmehr eine Einleitung in dieselbe, weniger ein Theil der Biographie der Menschheit als die Geschichte der weniger bedeutenden Vorfahren des Menschheitganzen, denen das letztere zwar sein Leben und einen Theil seiner Kenntnisse verdankt, von denen es sich aber in hohem Maße emancipirt, und die es tief in den Schatten gestellt hat.

Diese kulturhistorischen Vorfahren des Menschheitganzen oder die morgenländischen Völker umfassen in geographischer Beziehung das südliche Asien vom äußersten Osten bis zum äußersten Westen und das nordöstliche Afrika — in ethnographischer das höchststehende Volk der niederen Racen, das chinesische und außer ihm lauter Völker der höhern Race; die letzteren zerfallen wieder in drei Gruppen, nämlich:

a) in die mit den Europäern verwandte, die reinste und höchstgebildete, in einem langen Streifen von unserm Erdtheile aus über Kleinasien, Armenien und Persien nach Indien verbreitet, die Arier;

b) in die vorzugsweise Asien angehörende und über den Südwesten dieses Erdtheils (Arabien, Syrien, Mesopotamien) verbreitete, die s. g. Semiten;

c) in die jetzt beinahe verschwundene, welche das afrikanische Nilland beherrschte und aus zwei Racen bestand, einer unterworfenen von negerischer und einer siegenden von wahrscheinlich semitischer Abstammung.

Wir erhalten so vier Abtheilungen morgenländischer Völker, welche sich sowohl durch ihre gesellschaftliche, staatliche, künstlerische und religiöse Kultur, als namentlich durch das Princip ihrer Sprache und Schrift unterscheiden, nämlich:

1. Chinesen: einsilbige Sprache und Bilderschrift (jede Silbe ein Wort, jedes Wort ein Bild), von oben nach unten geschrieben.

2. Aegypter: fast unbekannt gebliebene Sprache und Hieroglyphenschrift (allmälig vorschreitend von einfacher Abbildung der Gegenstände durch die Silbenbilderschrift zur Darstellung jedes Buchstabens durch ein Bild, dessen Gegenstand mit demselben beginnt), ohne Vokale und ohne Unterscheidung der Konsonanten desselben Organs, von oben nach unten und von rechts nach links geschrieben.

3. Semiten: in der Ausbildung vorgeschrittene Sprachen mit Darstellung der Buchstaben durch unzweifelhaft aus den Hieroglyphen vereinfachte Bilder und Unterscheidung der harten und

weichen Konsonanten, aber mangelhafter Bezeichnung der Vokale, von rechts nach links geschrieben.

4. Arier: ausgebildete Sprachen mit ganz einfachen Zeichen ohne Bezug auf Bilder und vollständiger Wiedergabe aller Vokale und Konsonanten, von links nach rechts geschrieben.

Jede der vier Gruppen bildete ursprünglich nur ein Volk, das sich mit der Zeit in mehrere verzweigte. Wenn nicht durch gewaltsame Eroberung, trat keines derselben mit dem andern in Verbindung, sondern blieb fest bei seinen Eigenthümlichkeiten. Wie diese Völker in die Gegenden gelangt sein mögen, in welchen wir sie zu historischer Zeit finden, darüber gibt es nur Hypothesen, mit welchen wir uns nicht befassen. Wir heben von jedem lediglich hervor, was für den von uns behandelten Gegenstand, nämlich für die Grundsätze der Kulturgeschichte im Allgemeinen und für die Entwickelung der modernen Kultur im Besondern, von bleibendem Interesse zu sein scheint.

a. Chinesen.

Das chinesische Land, im Osten Asiens, bietet keine eigentliche geographische Gliederung dar, sondern nur eine mächtige „Ausbauchung" des asiatischen Kontinentes. Es stößt somit zwar im Osten und Süden an das allbelebende, den Verkehr der Völker fördernde Meer; aber die abgerundete, ein beinahe fehlerloses Kreissegment darstellende und so gewissermaßen sich in sich selbst abschließende Gestalt seiner Küste scheint andeuten zu wollen, daß das Volk dieser Gestade sich selbst genüge und nicht mit anderen Völkern in Wechselverkehr treten wolle, daß es sich für den Herrn der Welt und die anderen Menschen für Barbaren halte. Und diese Gesinnung wird in hohem Maße begünstigt und bestätigt durch die unwegsamen Gebirge, brückenlosen Ströme und lebenleeren Wüsten, welche China im Westen und Norden vom übrigen Asien abschließen, wie nicht minder durch den riesenmäßigen Festlandsleib, der sich von dort bis nach Europa erstreckt und einem Versuche, in das „Reich der Mitte" dringen zu wollen, hohnlachend Trotz zu bieten scheint. Die inneren Provinzen und Tributländer des unermeßlichen Reichs der in Peking residirenden Mandschu-Dynastie, namentlich der breite wilde Gürtel zwischen China und Indien, am Mekhong-Strom und am Kuku-See, sind für uns beinahe noch so unbekannt, wie das Innere Afrika's oder Australiens, so eifersüchtig wacht jenes Volk über der Integrität seines Gebietes. —

So abwehrend aber China in Folge seiner geographischen Gestaltung gegen das Ausland sich verhält, so überaus günstig sind seine inneren Verhältnisse der Entwickelung einer selbständigen und verhältnißmäßig hohen Kultur, wenn auch dieselbe, aus dem doppelten Grunde des Mangels an

Verkehr nach außen und der angeborenen Inferiorität der einheimischen Race, keine fortschreitende sein kann, sondern stabil bleiben muß. China ist nämlich ein musterhaft ausgebildetes Strom- und Stufenland. Zwei Riesenströme, mit dem Marannon und Mississippi wetteifernd, der Hoang-ho und der Yang-tse-kiang, stürzen aus dem innersten Hochlande Asiens über zahlreiche Terrassen herab bis in die Tiefebene am Ufer des großen Oceans, und zahlreiche Nebenflüsse, die sich mit ihnen vereinigen, wie nicht minder Küstenflüsse, die auf beiden Seiten ihrer einander nahen Mündungen ihr Wasser dem Meere zutragen, helfen ihnen das Land zu einem der wasserreichsten der Erde machen. Hierzu haben übrigens die Menschen das Ihrige ebenfalls beigetragen. Der große Kaiserkanal, Yu-ho, welcher die drei Riesenstädte des Ostens, Peking, Nanking und Kanton, verbindet, hat eine solche Länge, daß er in Europa von der Ostsee bis zum adriatischen oder schwarzen Meere reichen würde. Das Klima wechselt zwischen Extremen von Hitze und Kälte und erleichtert den Söhnen des Landes die in neuerer Zeit stark zunehmende Auswanderung nach Gegenden verschiedener Temperatur, während der Nebel und die Stürme der China's Küsten bespülenden Meerestheile die abschließende Haltung gegen das Eindringen fremder Kultur begünstigen. Obschon das Klima eine mannigfache Vegetation erlauben würde, hat der Stabilismus der Eingeborenen das Land fast nur zu einem Konglomerate von Thee- und Reisgärten werden lassen. Weder das herrliche edle Obst, noch die frischen grünen Wälder Mitteleuropa's werden von den bezopften Söhnen des Reiches der Mitte kultivirt. Ebensowenig ertönt dort die muntere Heerdenglocke. Das eigensinnige Beharren auf den gewohnten Lebensmitteln verscheucht größtentheils sowol den Fleischgenuß, als jenen der Thierprodukte: Milch, Butter, Käse, wozu noch kommt, daß der Mensch selbst Lastthier ist; daher die Viehzucht fehlt; bezeichnender Weise macht jedoch das Schwein eine Ausnahme, weil — sein Unterhalt billig ist. Auch scheinen die Chinesen, aus ihrem starken Fischfang zu schließen, der römisch-katholischen Ansicht zu sein, daß das Fleisch der Fische kein Fleisch sei. Ein wichtiges Landesprodukt und eine großartige Erwerbsquelle ist endlich die Seidenraupe.

Die Bevölkerung China's, welche nach hunderten von Millionen gezählt wird und zwar durch eine Statistik, welche die Peitsche zur Hilfe nimmt, umfaßt beinahe ein Drittel der Menschheit und besteht zum größten Theile aus dem höchst fruchtbaren Volke der eigentlichen Chinesen, welche einige tausend Jahre vor Christus aus Hochasien einwanderten und die halbwilden Urbewohner unterjochten, selbst aber zu wiederholten Malen von Mongolen, Tataren und Mandschus bezwungen wurden.

Die den Chinesen angeborene leichte Fassungsgabe, welcher jedoch alle Gründlichkeit abgeht, verbunden mit dem Umstande, daß ihre ältere Geschichte sie nur mit weniger begabten Völkern in Berührung brachte, erzeugte in ihnen jenen dünkelhaften Hochmuth, der sie verleitete, sich für die

Herren der Welt, wenn auch einer ihnen unbekannten, und ihren Kaiser für den Sohn des Himmels zu halten, und der sie verhinderte, den von ihnen hochgehaltenen Ackerbau, sowie die mannigfachen von ihnen gemachten technischen Erfindungen zu vervollkommnen, indem es ihnen undenkbar ist, daß etwas Chinesisches einer Verbesserung bedürftig sein könnte. So sind sie denn in Allem, wozu sie es brachten, *stehen geblieben*, ihre Industrie und ihr Handel liegen darnieder, Posten für den Privatverkehr kennen sie nicht, ihre Münzen sind kupferne Klötze, mit Löchern in der Mitte an Schnüre gereiht, ihre Soldaten schlecht bewaffnet und feig, die Staatsverwaltung in Ceremoniendienst erstarrt, die Bildung, wenn auch verbreitet, im uralten Horizonte befangen und in monströsen Riesen-Encyklopädien wenig Nutzbringendes enthaltend.

Aus all' diesem geht hervor, daß das Zusammenwirken günstiger geographischer Lage, gemäßigten Klimas und bedeutender Fruchtbarkeit ein Land nicht zu *fortschreitender* Civilisation bringen kann, wenn die dasselbe bewohnende Race keine von der Natur bevorzugte ist. Einer solchen höhern Race gehören nun die Chinesen nicht an; denn ihr Typus entspricht nicht dem von der Kunst bis jetzt erreichten Schönheitsideal; sie sind daher auch nicht zum Fortschritt in der Kultur geschaffen, sondern blos zur Herstellung von Formen, deren Durchbildung und Weiterentwickelung Anderen überlassen werden muß. Sie sind nur eine Probe Dessen, was die niederen Racen erreichen können; aber der geistige Schwung der höheren fehlt ihnen. Es fehlt ihnen daher auch jede Leidenschaft geistigen Inhaltes, jeder Eifer für die Durchführung politischer oder religiöser, socialer oder intellektueller Ideen. All ihr Streben beschränkt sich auf das Nothwendige und Nützliche. Sie sind nüchterne begeisterungslose Moralisten, Politiker ohne Ideal, Dichter ohne Poesie, Gelehrte ohne Forschertrieb, und ihre Religion ist des Gemüthes und der Innigkeit baar, wie ihrer religiösen Mythe die tiefere allegorische Bedeutung derjenigen höher begabter Völker unbekannt ist. Und wenn bei diesen höher begabten Völkern sogenannte fromme Richtungen die sinnvolle, das Denken beschäftigende Allegorie zu Gunsten blinder Buchstabengläubigkeit über Bord geworfen haben, so ist dies eben nichts anderes als ächteste chinesenhafte Verirrung und Geistlosigkeit, und damit eine Rückkehr zu bereits von uns überwundenen Kulturstufen.

Damit ist nun aber nicht gesagt, daß die Stufe der Civilisation, welche den Söhnen des himmlischen Reiches zu ersteigen möglich ist, nicht in ganz achtungs-, ja selbst bewunderungswürdigen Individualitäten sich ausprägen könne, welche das Chinesenthum durch reine Ausbildung der in seiner praktischen Moral unläugbar enthaltenen guten Seiten zu veredeln im Stande wären. Eine solche Individualität *hat* existirt und repräsentirt daher den höchsten erreichbaren Gipfel chinesischer Vollkommenheit. Es ist der große Tugendlehrer Kong-fu-tse, mit Unrecht für einen Religions-

stifter gehalten, da er vielmehr die alte chinesische Religion, die in einem Cultus moralischer Begriffe und verstorbener Ahnen, ohne Phantasie und Poesie, bestand, in ihrer Reinheit herzustellen und zu erhalten strebte. Wie die Geburt aller großen National- und Religionshelden, so mußte zwar auch die seinige mit etwas übernatürlichem Pomp umgeben werden, und die Dichtung des Reiches der Mitte verstieg sich, außer der unvermeidlichen Verkündigung an die Mutter des Helden, zu dem ächt chinesischen Bilde zweier Drachen, die in der Geburtsstunde über das Haus dahinflogen und zu dem gleichzeitigen Ertönen himmlischer Instrumentalmusik. Des großen Mannes Leben aber ist so prosaisch und reizlos als chinesenmöglich. Er erscheint als untadeliger Bureaukrat, der alle die unvermeidlichen und unumgänglichen Grade und Prüfungen der Mandarinenhierarchie mit Ergebung und den besten Noten durchmacht, und sein Wirken bestand in der „fattesten Tugend“ und „zahlungsfähigsten Moral“. Unbeugsame Pflichttreue nach den Regeln strengster Zweckmäßigkeit, werkthätige Menschenliebe ohne Schwärmerei, und fromme Gottesverehrung ohne Grübelei, verbunden mit rationeller Landwirthschaft und Gartenkultur, charakterisiren das System dieses Biedermannes erster Klasse. Volksaussaugende Beamte ließ er, zum ersten Minister emporgestiegen, mit gleicher Kaltblütigkeit hinrichten, wie leichtfertige Tänzerinnen, und starb, im Alter von 73 Jahren, ruhig und hochverehrt in seiner Heimath Lu. China dankte ihm, fast drei Jahrhunderte nach seinem Tode, durch Erhebung seiner Lehre zur Staatsreligion. Das hat doch wenigstens die letztere vor anderen von Amtswegen dekretirten Glaubenssystemen voraus, daß sie Niemandem zumuthet, Hypothesen für wahr zu halten, sondern nur Das verlangt, was jeder „Ehrenmann“ ohne die mindesten Skrupel anerkennen kann. Respekt vor einer solchen Staatsreligion; Scheiterhaufen und Kerker sind ihr jedenfalls fremd, und Ehre daher den Chinesen, daß ihre Kirche nicht nöthig hatte, ihren Abscheu vor Blut durch Errichtung von Holzstößen zu offenbaren, welche die Ketzer ohne Blutvergießen in die andere Welt befördern! Ja, es ist schrecklich, aber wahr, diese prosaischen Menschen wagen es, zu existiren, ohne eine Kirche, ja noch mehr, ohne einen Priesterstand zu besitzen. So weit geht ihre Abneigung gegen alle Romantik! Was man von Lamas und Bonzen heute dort trifft, ist späterer buddhistischer Import, nur geduldet, wenig geachtet und blos für die Bedürfnisse des Pöbels. Der Kaiser, die Beamten und Alles was fashionabel ist, halten fest an Kong-fu-tse und seiner gesunden glaubenslosen Moral, welche die Jugend und die Ahnen verehrt und Das, was nicht zu erforschen ist, auch nicht untersucht. Jeder Hausvater ist in seiner Familie natürlicher Priester dieser Religion. Wol nennen die von Kong-fu-tse gesammelten heiligen Bücher, voran das Schu-king, den Himmel den Vater und die Erde die Mutter aller Dinge, — der gleiche Dualismus, mit dem die mosaische Schöpfungsmythe beginnt (das alte, unwissenschaftliche, geo-

metrische Oben und Unten des All's!) — und knüpfen hieran eine Art nebelhafter Kosmogonie, — jedoch ohne solche für göttliches Diktat auszugeben und einen absoluten Glauben daran zu fordern. Sind ja die heiligen Bücher selbst verschiedener Ansicht, indem das Y-king z. B. das „große räthselhafte Y" (das Chaos? oder Tohu-wabohu?) als Urstoff und zugleich als Schöpfer des Himmels und der Erde preist, während das Li-ki dem „göttlichen Verstande", Tao, letztere Stelle zuweist. Da sind ja spiritualistische und materialistische Theorieen zur Auswahl!

Wie der Mangel an Phantasie in Religion, Leben und Kunst, so geht aus der Unfähigkeit zum Fortschritte, die wir bei den Chinesen finden, auch der Mangel an Forschung im Gebiete der Wissenschaft hervor. Die Chinesen nehmen die Dinge wie sie sind, sie beobachten und kontroliren mit polizeilich-bureaukratischem Blicke Alles, was sie vorfinden; allein sie bekümmern sich nicht um dessen Ursprung, Beschaffenheit und Zweck. Besser als die Erde, die für sie außer der „Blume der Mitte" nicht existirt, kannten sie daher von Alters her den Himmel, dessen Gestirne ihnen ohne kaiserliche Erlaubniß leuchteten; aber die hinreißende Pracht und überwältigende Herrlichkeit des Sternengewölbes begeisterte sie weit weniger, als die schiefen Augen, langen Nägel und kleinen Füße ihrer Haremsschönen; — sie zählten und maßen die Sterne nur so, wie sie die Kupferklötze ihrer Taels zählten oder die Länge und Breite ihrer Theegärten maßen. Die Sterne mußten kontrolirt werden, weil sie einmal da waren, und in China kein unpatentirtes Leuchten gestattet ist. Die Chinesen berechneten astronomische Cyklen und nach diesen die Perioden ihrer Geschichte. Sie unterschieden die „sieben" Planeten, nach denen sie die Tage der Woche bezeichneten, von den Fixsternen, kannten die Zeit von $365^1/_4$ Tagen als wahre Länge des Jahres, das sie im bürgerlichen Leben blos zu 360 Tagen berechneten und in vier Jahreszeiten und zwölf Monate theilten; außerdem hatten sie aber noch Perioden von 60 Tagen, 60 Monaten, 60 Jahren und 600 Jahren, zur Ausgleichung des Monds- und Sonnen-Monats und Jahres.

So wenig wie den religiösen Fanatismus kennen die Chinesen die Begeisterung für Staatsformen. Eine Bewegung für Constitution oder gar Demokratie wäre ihnen unverständlich, — Grundrechte — böhmische Dörfer! Für sie gibt es nur den Despotismus, der aber weder durch den Meuchelmord, wie in Rußland, noch durch ein Stück Papier, wie in Westeuropa, gemildert wird, sondern durch den sehr einfachen und zweckmäßigen Umstand, daß er nicht vom Kaiser, sondern vom Gesetze ausgeht. Wie die Protestanten einen papiernen Papst, haben also die Chinesen einen papiernen Kaiser, und der lebende ist nur dessen erster Vollziehungsbeamter. Hiermit steht es denn nur im vollsten Einklange, daß die heiligen Bücher der Chinesen, hier speciell das Schu-king, den Aufstand gegen Fürsten, welche ihre Pflicht nicht erfüllen und das Volk bedrücken, förmlich rechtfertigen

und ausdrücklich erklären, daß die „Fürstenmacht vom Himmel um der Völker willen verliehen“ sei, und daß der Wille des Volkes vom Himmel zu dem seinigen gemacht werde, „die Regenten daher auf die Stimme des Volkes merken sollen“. China ist also eigentlich eine demokratische Monarchie, in welcher schon oft über hochmüthige Tyrannen blutiges Volksgericht gehalten wurde. Es stimmt ferner damit die Verbannung jeder Geburts- und Geldaristokratie überein. Der Aermste kann, wenn er Talent besitzt, zum ersten Minister emporsteigen, und es giebt keinen Adel, als den des Amtes und des Verdienstes. Ja die berühmtesten Kaiser, die Gründer großer Dynastieen, gingen oft aus dem Volke hervor. Wenn daher der Chinese zum Schwerte des Aufstandes greift, so ist es nicht der Kampf für eine vorgefaßte Idee, für einen Verfassungsgrundsatz, den er bestehen und durchführen will, sondern es ist der Instinkt, daß der wirkliche Regent einen unwürdigen Ausleger habe und ein besserer an seine Stelle kommen müsse. Auch der Fremdenhaß treibt ihn dazu, und er hat bereits im vierzehnten Jahrhundert die Enkel Dschingis-Khans vertrieben, wie er im neunzehnten, in beispiellos zähem, ganze Jahrzehende andauerndem Bürgerkriege, auch die lästigen Mandschus zu vertreiben suchte. Es ist Alles keine Begeisterung, sondern die prosaischeste, nüchternste Berechnung! Und der wunderliche, mormonenhafte Mischmasch von Christenthum, den sich die neuesten Rebellen zurecht gelegt haben, ist der beste Beweis, wie wenig die Chinesen fähig sind, Ideen in ihrer Reinheit von Eigennutz und Bombast zu begreifen. Freilich, wie weit hat es die Masse der europäischen Bevölkerung hierin gebracht? Aber bei den Chinesen sind auch die Höchstbegabten nicht zu fruchtbringender geistiger Arbeit durchgedrungen.

Eine ursprünglich chinesische Kolonie, die aber mit der Zeit nicht blos zur Selbständigkeit, sondern auch zu hoher, mit dem Mutterlande wetteifernder Bedeutung gelangt ist und sich in wesentlichen Dingen ganz anders entwickelte als jenes, ist Japan, das Inselreich im Osten Asiens. Schon die Sprache ist im Laufe der Zeiten eine ganz andere geworden, eine nicht mehr ein-, sondern mehrsilbige, entsprechend der gegen den großen Ocean offenen und nirgends abgeschlossenen Lage des reichgegliederten Landes, und dem entsprechend entwickelte sich auch die Silben- zur Lautschrift. Wie in China, so fand auch in Japan die Lehre Kong-fu-tse's Eingang, jedoch weniger Geltung, als der schlauere Buddhismus, dem hier nicht nur Duldung, sondern öffentliche Anerkennung zu Theil wurde, weil er sich berechnend mit der altjapanischen Kami- oder Geisterlehre zu verschmelzen wußte. Der letztern Haupt, der gleich dem Dalai-Lama niemals sterbende, sondern stets durch Priesterkniffe fortlebende Mikado oder Dairi, ist zugleich der anerkannte Herrscher des Landes, ein Cäsaropapismus, der durch die 1185 aufgekommene thatsächliche Ergreifung der erblichen weltlichen Gewalt von Seite des Kronfeldherrn (Sjogun, jetzt Taikun) abgeschafft und in einen Dualismus verwandelt, neulich aber unerwarteter

Weise, durch Niederwerfung des Taikun und seiner glänzenden Residenzstadt Jeddo, wieder in der alten Form hergestellt worden ist. Nicht die persönliche Tüchtigkeit führt zu Amt und Ansehen, wie in China; denn Japan ist eine Feudalaristokratie, in welcher die Daimios (Lehnsherren) die eigentliche Gewalt besitzen und den Taikun nach ihrem Willen lenkten, während der Mikado kaum als mehr denn ein Schatten, eine Strohfigur mit göttlichem Nimbus umgeben, betrachtet werden kann. Da die Race der Japaner dieselbe ist, wie die der Chinesen, so sind sie zwar, vermöge der offenen Lage, reichen Gliederung und des trefflichen Klimas ihrer Inseln, zu einer größern Rolle im Weltverkehre, zu bedeutendem Einflusse auf Handel und Industrie bestimmt; aber schöpferische Ideen und selbstständige Fortschritte im geistigen Leben sind ihnen so wenig, ja bei der lähmenden Oligarchie und dem mächtigen Bonzenthum vielleicht noch weniger zuzutrauen als ihrem Mutterstaate auf dem Festlande. Ueber dieses Bonzenthum sagt ein gelehrter Japaner bezeichnend: „Das Buttoo (Buddhismus) ist unser herrschender Gottesdienst und aus keinem andern Grunde als solcher aufgestellt, als um das Volk in seiner Dummheit zu bewahren. Das Streben fast aller Bonzen geht dahin, das Volk und vor allem den Landmann in Unwissenheit zu halten. Einfältigkeit, sagen sie, führe auf dem Wege des blinden Glaubens und Vertrauens in die Vorschriften und Auslegungen der heiligen Bücher von selbst schon zur Tugend.“ Solche herrliche Grundsätze kommen übrigens auch anderswo vor; aber ihre Zeit ist vorbei, — Dank dem geistigen Streben höherer Racen.

Warum sind aber China und Japan, diese Reiche niederer Race, nie von Völkern höherer Race erobert worden? Japan, das Inselreich, wurde überhaupt nie erobert, China nur von Racegenossen, den Tataren und Mandschus, die es aber nicht seiner Eigenthümlichkeiten berauben, sondern ihm nur den Zopf aufdrängen konnten. In Betrachtung dieses Umstandes müssen wir zu dem Schlusse gelangen, daß die gelbe oder mongolische Race Asiens eine eigenthümliche Zähigkeit besitze, eine Unbesiegbarkeit ihres Naturells. Wirklich, wenn wir den Lauf der Geschichte verfolgen, sind noch niemals Mongolen von reinen Nichtmongolen unterworfen worden; denn die Slawen, welche Nordasien einnehmen, sind wol ohne Zweifel ein halbmongolisches Mischvolk, wie ihre Gesichtsbildung deutlich verräth. Vielmehr haben die Horden der mongolischen Race, als Hunnen, Magyaren, Tataren und Türken, zu wiederholten Malen selbst Arier unterworfen, und zwar nicht nur im verweichlichten Indien, sondern selbst im starken Europa zur Blüthezeit feudaler Organisation. Diese Zähigkeit ist es, welche verhinderte, daß China das Schicksal des alten Mexiko oder Peru theilte. Es hat sich kein Cortez oder Pizarro an das „Reich der Mitte“ gewagt, weil die Europäer stets wohl wußten, daß hinter demselben die Race lauerte, die unter einem Dschingis und Timur Europa und die Welt zittern gemacht! An roher Körperkraft sind die Mongolen den Europäern

überlegen; aber niemals werden sie ihre Eroberungen auf die Dauer befestigen können; denn ihnen fehlt die geistige Kraft, es fehlt ihnen die Fähigkeit, staatliche Ideen hervorzubringen und sie durch die Pflege wissenschaftlicher Forschung zu befestigen. Diese Zähigkeit und diese geistige Unfähigkeit bewirkten in ihrer Verschwisterung das Stehenbleiben der Staaten dieser Race auf tausendjährigem Standpunkte, — daher dieselben eigentlich keiner Periode der Geschichte angehören, sondern ihr einförmiges Dasein durch alle Phasen der Weltentwickelung hindurchschleppen und als „unhistorische Völker" den „historischen" gegenübergestellt werden müssen.

Im Gegensatze zu diesen Mongolen nun erblicken wir in den übrigen orientalischen Völkern des Alterthums lauter solche, welche ihre Rolle längst ausgespielt haben und als Das, was sie früher waren, nicht mehr existiren, — indem sie entweder beinahe ausgerottet sind, wie die Aegypter, oder aus ihrem Vaterlande vertrieben, wie die Juden, oder von Europäern unterworfen und ihrer nationalen Gewohnheiten fast ganz beraubt, wie die Inder, oder in einen ganz neuen Kulturkreis, mit völliger Zerstörung des frühern, übergegangen, wie die Perser. Wir sehen auch an dieser Zusammenstellung: je höher die Race, desto weniger hat sie verloren. Die den Europäern an Abkunft am nächsten stehenden und ein gesundes Klima bewohnenden Perser haben nur ihre frühere Religion und die damit zusammenhängende Kultur verloren, die blos in den höhern Kasten arischen Inder in ihrem erschlaffenden Gangeslande die Selbständigkeit, die von Aegypten her afrikanisch gemischten Israeliten das Vaterland und die überwiegend afrikanischen Hamiten oder Aegypter sogar (bis auf unbedeutende Reste, die Kopten) ihre ganze Existenz. So spielt der Geist der Geschichte mit jenen Figuren seines Schachbrettes, die er nicht dazu bestimmt hat, dem Gegner, dem „Geiste, der stets verneint", Schach zu bieten!

b. Aegypter.

Zwischen dem mittelländischen und dem rothen Meere, diesen beiden großen Buchten des atlantischen und indischen Oceans ausgebreitet, liegt das ein einziges riesiges Stromthal bildende Land, welches die eigenen Bewohner Chemi oder Keme, d. i. das schwarze Land, die Hebräer Mizraim (Dualform von Misr), d. i. das ausgedehnte Land, und die Hellenen Aigyptos nannten, was vom ägyptischen Kah-Ptah, d. i. Land des Gottes Ptah (Hephaistos) abgeleitet wird. Der Strom, dessen Thal Aegypten ausmacht, seit der Auffindung seines Ursprunges als einer der längsten der Erde erkannt, wenn auch seine Länge noch nicht genau ausgemittelt ist, hieß im Lande Jaro oder Jero, d. h. Fluß, da man keinen andern kannte oder ihm an die Seite zu treten für würdig hielt,

hebräiſch Jeor; aus einem anderen Worte letzterer Sprache, welches ebenfalls Fluß heißt, Nahal, ſollen die Griechen nach Homer (der ihn noch, wie das Land, Aigyptos nannte), ihr „Neilos“ gebildet haben, was wir in „Nil“ abſchwächen. Dieſer Waſſerrieſe, deſſen Quellen im Alterthum ihrer Unbekanntheit wegen ſprichwörtlich waren, entſpringt, wie die Forſchungen der kühnen Briten Speke und Baker erwieſen haben, in dem Rieſenſee Victoria-N'yanza oder Ukerewe, durchfließt eine Ecke des mit erſterm wetteifernden Albert-N'yanza oder Luta-N'zige (beide halten die Mitte zwiſchen Aral- und Kaſpi-See), ſtrömt als Bahr-el-Abiad (weißer Fluß) gegen Norden, nimmt den aus Abeſſinien kommenden Bahr-el-Azrek (blauen Fluß) auf, bildet eine Menge von Katarakten, bei deren letztem er Aegypten betritt, durchfließt dies Land in ruhigem, ſegenſpendendem Laufe und erreicht endlich die Thalatta, im Alterthum mittels ſieben, jetzt nur noch mittels zwei Mündungen. Durch den Nil wird das Klima und die Fruchtbarkeit des Landes, die Lebensart und Kultur ſeiner Bewohner, ja die Geſchichte Aegyptens beſtimmt; denn das weſtlich durch Wüſten, öſtlich durch unzugängliche Küſtenfelſen, ſüdlich durch jene Katarakten, nördlich durch die Sümpfe und den Sand des Mündungsdelta von der übrigen Welt abgeſchloſſene Land iſt ganz auf ſeine reiche Waſſerader angewieſen, deren jährliche Ueberſchwemmungen ihm die ſeltenen Regengüſſe erſetzen, indem der vom Waſſer mitgeführte Schlamm als Fruchterde zurückbleibt; die Eintheilung des Jahres in drei viermonatliche Jahreszeiten: Waſſerzeit (Juni bis Oktober), Grünzeit (bis Februar) und Erntezeit (bis Juni) wird hierdurch begründet. Die Fruchtbarkeit Aegyptens war im Alterthum weltberühmt und die Viehzucht ganz anders als in China, von großartigem Maßſtabe; Einzelne beſaßen Hunderte von Rindern, Eſeln, Schafen und Tauſende von Ziegen. Der Nil lieferte zudem Fiſche im Ueberfluß.

Die Aegypter gehörten zwei Racen an, von denen die eine die nach Herodot „wollhaarigen und ſchwarzhäutigen“ Urbewohner, die andere die mit europäiſcher Geſichtsbildung gelblich-braune Farbe verbindenden Ueberwinder derſelben umfaßte. Letztere zerfielen in die beiden Geiſt und Leib des Volkes beherrſchenden Kaſten der Prieſter und Krieger, Erſtere in mehrere Kaſten, deren Anzahl und Benennung verſchieden angegeben wird, zu denen aber Alles gehörte, was ſich mit Viehzucht, Landbau, Handel, Verkehr, Gewerbe u. ſ. w. beſchäftigte. Jede dieſer Kaſten war erblich und von jeder Verbindung mit einer andern ſtreng abgeſchloſſen. Staatsämter und Grundbeſitz gab es nur für die Prieſter und Krieger, alſo die eingedrungene Race; vor dem Geſetze aber war Jedermann gleich, ſelbſt die Schweinehirten, deren Berührung für unrein galt, weil das ihrer Obhut anvertraute Thier nach ägyptiſchen Begriffen dies war. Scheint es nun auffallend, daß eine höhere Race dieſe ihre Superiorität gegenüber der zuerſt betrachteten (mongoliſchen), gleich zuerſt durch das letzterer unbekannte empörende Kaſtenſyſtem ankündigt, ſo löst ſich dieſer anſcheinende Wider-

ſpruch einfach dadurch, daß die auf Unterdrückung beruhende geſellſchaftliche Scheidung, erſcheine ſie nun als Sklaverei, als Kaſtenweſen oder als Leibeigenſchaft, nirgends von der Race als ſolcher, ſondern ſtets von dem gleichzeitigen Vorhandenſein mehrerer Racen in einem Lande und von dem gegenſeitigen Verhältniſſe derſelben abhängt. Wo eine Race eine andere unterwarf, da finden wir auch regelmäßig eines jener empörenden Verhältniſſe, und zwar immer dann in auffallenderer und drückenderer Weiſe, wenn die Ueberwinder die Ureinwohner zu fürchten hatten. In China nun befinden ſich die Ureinwohner (wenigſtens jetzt; ob früher, konnten wir nicht erfahren) in keiner drückenden Lage, weil ſie ein ſehr harmloſes und jedenfalls den Chineſen gegenüber nicht zahlreiches Volk zu ſein ſcheinen. Anders in Aegypten, wo es die Sieger mit einem Negerſtamme, alſo einer leidenſchaftlichen und rachſüchtigen Bevölkerung zu thun hatten, die ihnen an Zahl überlegen geweſen zu ſein ſcheint, ſo daß ſie ſehr berechnend die Unterworfenen, um ſie an gemeinſamem Handeln zu verhindern, in mehrere (wahrſcheinlich ſechs) Kaſten theilten, ſich ſelbſt nur in zwei, denen alle Waffen, die des Geiſtes wie die der Hand, überlaſſen waren. Welches von jenen drei Unterdrückungsſyſtemen nun jeweilen zur Geltung kommt, muß von beſonderen Umſtänden abhängen, die bis jetzt noch nicht ergründet ſind; im Ganzen kommen Sklaverei und Kaſtenweſen mehr im Alterthum, jene mehr in gemäßigten, dieſes mehr in heißen Ländern, die Leibeigenſchaft aber mehr in neuerer Zeit vor. Die Negerſklaverei in letzterer iſt abnorm und durch beſondere Verhältniſſe entſtanden. Der Geiſt der Jetztzeit aber verpönt alle drei, in Indien, Rußland und Amerika.

Die große Gewalt der Prieſter und Krieger war im Könige concentrirt, welcher einer dieſer beiden bevorzugten Kaſten angehören mußte und von dem Antritte ſeiner Regierung an beiden angehörte, indem ihn die Prieſter, wenn er ein Krieger war, ſofort in ihre Geheimlehren einweihten. Dieſe Kombination vergrößerte ſein Anſehen, indem nun Niemand ihm gleichſtand und Niemand etwas wußte, was ihm unbekannt war, und vermehrte ſeine Macht, die ſich ohnehin über ein Drittheil alles Grundbeſitzes erſtreckte, während jede der beiden herrſchenden Kaſten ebenfalls ein Drittheil beſaß. Der König war Geſetzgeber, Oberprieſter und Oberbefehlshaber des Heeres. Er galt als Sohn der Sonne (wie in China des Himmels) und ihm wurden Tempel und Feſte geweiht, ja ſeinem Bilde göttliche Ehren erwieſen. Bei all dieſem Glanz und Ruhm aber war er ein armer Mann; denn er war ein Sklave der Etiquette und konnte keinen Schritt thun, der nicht durch die Reglementsparagraphen dieſer Tyrannin vorgeſchrieben war. So erſcheint er weſentlich als ein koſtbares Spielzeug ſeines Volkes, als eine Puppe, deren Glieder von den in der Hand der Prieſter, ſeiner Rathgeber, befindlichen Drähten geleitet wurden, ſo daß dieſe ſchlaue Kaſte eigentlich die Beherrſcherin Aegyptens war, wie ſie es in früheren Zeiten in allen Ländern zu ſein wußte, ausgenommen in

dem glaubenslosen China, wo die Mandarinen ihre Stelle vertreten. Diese List aber, die der Gewalt überall die Hand bietet, ist eine Erscheinung, die sich überall wiederholt, wo niedere Racen von höheren beherrscht werden und die sich auch in Länder einer Race verpflanzt hat, wenn es nothwendig schien, das Volk durch gewisse Dinge zu blenden, damit es sich leichter leiten lasse.

Von der ägyptischen Staatsverwaltung wissen wir, daß in den Nomarchen, d. h. den Statthaltern der 36 Nomoi oder Bezirke, eine ausgebildete Bureaukratie vorhanden war, daß sehr genaue statistische Erhebungen vorgenommen wurden und reiche Archive, gefüllt mit Aufzeichnungen, existirten. Ja selbst jedes Hauswesen hatte seine durch den Hausvater geführte sorgfältige Registratur. Während die Verwaltung in den Händen der Krieger gelegen zu haben scheint, hatten die Priester die Rechtspflege gepachtet. Der aus dreißig von den Kollegien dieses Standes abgeordneten Richtern und einem von ihnen selbst gewählten Präsidenten bestehende Gerichtshof war völlig unabhängig von der königlichen Gewalt, und das vor ihm stattfindende Verfahren rein schriftlich. Auf Wandgemälden wurden die Richter ohne Hände und der Präsident mit niedergeschlagenen Augen abgebildet, um ihre Unbestechlichkeit und Unparteilichkeit anzuzeigen. Wie hierin die Anfänge der Allegorie und Symbolik, so erscheinen diejenigen der Offenbarung in der Thatsache, daß die ägyptischen Gesetze, nach welchen Recht gesprochen wurde, als von den Göttern gegeben galten. Wo die dürre prosaische Reflexion der Chinesen aufhört, da beginnt die Phantasie der höhern Race zu spielen, um bald in der Form der absichtlosen Begeisterung, bald in jener der berechnenden Volksverblendung zu schillern. Das strafrechtliche Princip der Aegypter war dasjenige der Wiedervergeltung. Mörder wurden mit dem Tode, andere schwere Verbrecher mit dem Verlust des Gliedes, das zu ihrer That benützt worden war, bestraft, und wir begegnen hier bereits den raffinirten Grausamkeiten, die jenes „religiöse", aber inhumane und unvernünftige Prinzip überall mit sich führt, wo es zur Anwendung kommt. Die Heuchelei, welche übrigens damit verbunden ist, und überall ihren faulen Schimmer verbreitet, wo eine Priesterkaste ihr Hokuspokus treibt, erhellt z. B. daraus, daß Diebe gegen Niederlegung ihres Raubes bei bestimmten Beamten nicht nur straflos blieben, sondern noch ein Lösegeld dafür erhielten, wie noch heute in der katholischen Kirche die Absolution.

Die Priester waren auch Verfertiger des Kalenders. Es wurde schon erwähnt, daß die Beschaffenheit des Landesstromes das Jahr in drei Jahreszeiten zu 4 Monaten theilte. Das Jahr zählte 365 Tage; um die den Aegyptern wohlbekannten überzähligen 6 Stunden einzuholen, wurde nach $4 \times 365 = 1460$ Jahren ein Jahr eingeschaltet und diese Zeit die Sothis- oder Hundssternperiode genannt. Dies Jahr begann mit dem ersten Tage

des Monats Thot, welcher natürlich binnen 1460 Jahren nach und nach in alle Jahreszeiten fallen mußte (alle vier Jahre um einen Tag früher); jeder Monat zerfiel in drei Dekaden zu zehn Tagen und am Schlusse des Jahres folgten fünf eingeschaltete Tage, die zu keinem Monat gehörten und besondere Feste darstellten (wie in der französischen Revolution). Der Tag zerfiel in 24 Stunden. Die Dekaden entsprachen den s. g. Dekanen, d. h. Abtheilungen der Ekliptik von je zehn Graden; drei derselben fielen auf ein Sternbild des Thierkreises, dessen heute noch anerkannte 12 Zeichen von den Aegyptern herrühren sollen. Die ägyptische Astronomie, begreiflich ein Monopol der Priester, wetteifert an Alter mit der chinesischen, ist uns aber besser bekannt als diese und die Grundlage aller Entdeckungen im Weltall bis auf unsere Zeit. Die Aegypter berechneten bereits die Umlaufszeit der Planeten und dachten sich dieselben in folgender Reihenfolge ihrer Entfernung von der Erde: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn.

Mit der Astronomie hängt im Alterthum stets die Religion zusammen, das eigentliche Gebiet der priesterlichen Prärogative, und wir glauben, die Entstehung derselben bei jedem mit Phantasie begabten Volke (wozu die Chinesen nicht gehören) folgendermaßen ableiten zu sollen. Das Erste, was dem Menschen entgegentritt, sobald er die Dinge außer sich aufmerksam zu betrachten beginnt, ist die überwältigende Macht der Naturkräfte, denen er seine Existenz abzuringen hat, und die ihn je nach ihrer Beschaffenheit freuen oder erschrecken. In ihnen sieht er daher die Ursache alles Seins und zollt ihnen seine Verehrung. Sie werden ihm zu Personen, mit denen er reden, von denen er Geschichten erzählen kann. Da alles Sichtbare dem einfachen Menschen in Himmel und Erde zerfällt, so sind diese beiden die mächtigsten ältesten Wesen, ein Ur-Götterpaar bei den Griechen (Uranos und Gaia), Vater und Mutter aller Dinge bei den Chinesen, die ersten Werke des Schöpfers bei den Israeliten. Ihnen entstammen die geheimnißvollen Wesen, deren Entstehung und deren Mittel zur Fortbewegung dem Menschen unbegreiflich sind, die Gestirne, diese leuchtenden, das Auge erquickenden Kinder des Himmels. Unter ihnen sind Sonne und Mond die auffallendsten, erstere als das starke, fruchterzeugende, männliche, letzterer als das zarte, empfangende, weibliche Element. Nach und nach werden an diesen hohen Wesen verschiedene Eigenschaften wahrgenommen und diese auf mehrere Individualitäten vertheilt, oder man scheidet von dem Heere der Gestirne jene, welche eine abweichende Bewegung zeigen, als Planeten aus, so daß man, nach der Zahl derselben, einen ersten Götterkreis erhält, von meist sieben, auch sechs oder acht (ersteres mit Abrechnung der Sonne, als des höchsten, letzteres wenn die Erde mitgezählt wird), z. B. Uranos mit seinen sechs Söhnen und Gaia mit ihren sechs Töchtern in Hellas, und so die sieben Götter des ersten Kreises in Aegypten, an ihrer Spitze die Sonne, Ra, griech. Hy-

perion, indiſch Para-Brahma, perſiſch Mithra. Bei fortgeſetzter Betrachtung des ſternbeſäten Himmels werden nach Ausſcheidung der Planeten fernere Zeichen beſonderer Hervorhebung gewürdigt, und zwar am natürlichſten jene, durch welche die ſcheinbare Bahn der Sonne geht. Es ſind die zwölf Bilder des Thierkreiſes, welche nun zu den zwölf Göttern des zweiten ägyptiſchen Götterkreiſes oder zu denjenigen des helleniſchen Olympos werden. Unter dieſem ſtets wachſenden Heere von Götterweſen, männlichen wie weiblichen, bedarf es aber einer oberſten Leitung, welche dann in der Regel einem Paare zufällt, das in Hellas Zeus und Here, in Aegypten Heſiri und Hes (gräciſirt Oſiris und Iſis) heißt und wieder auf Sonne und Mond zurückführt. Die Thiere des Thierkreiſes aber werden wieder in ihren Abbildern auf Erden, in den lebenden Thieren, verehrt. Wo die Phantaſie eine unentwickelte iſt und der ſchönen Vorbilder ermangelt, verirrt ſie und verwechſelt die entſtandenen Götter mit den ihnen entſprechenden Thieren, ſetzt erſteren die Köpfe der letzteren auf, ſo in Aegypten, und gibt ihnen die Namen derſelben oder ſolche mit gleichen Anfangsbuchſtaben, ſo daß das Bild des Thieres zur Hieroglyphe für den Namen des Gottes wird oder letzterer einen Namen erhält, der mit der das Thier darſtellenden Hieroglyphe beginnt. Iſt aber die Phantaſie eine künſtleriſch gebildete, ſo gibt ſie dem Gotte die ſchönſte menſchliche Geſtalt und ſetzt ihm das Thier an die Seite, ſo dem Zeus den Adler, der Here den Pfau, oder nennt auch die Götter in poetiſcher Sprache kuhaugig, eulaugig u. ſ. w., während untergeordnete Halbgötterweſen noch menſchliche und thieriſche Geſtalten in ſonderbarer Miſchung verbinden, wie die Sphinx, der Kentaur, der Minotauros, der Satyr, die ſich oft durch Verkehr und Handel oder auch durch Krieg und Eroberung von einem Lande in das andere verpflanzen. In Allem aber mehr ſuchen zu wollen, als einfach aus Naturkultus entſprungene Gottesverehrung, iſt ſymboliſch-myſtiſch-romantiſche Verirrung.

Wo nun eine neue Art der Gottesverehrung aufkam, mit welcher Götterweſen unverträglich waren, die dem Naturkultus entſtammten, z. B. das Chriſtenthum, da zog ſich, während die neue Religion keinen Anſtand nahm, die heiligen Zahlen ſieben und zwölf in reichlichem Maße auf die ihr heiligen Dinge überzutragen, die heidniſche Götterwelt ſelbſt in die Märchendichtung und in den Aberglauben des Volkes zurück. Die Zwerge, welche ihre Füße nicht ſehen laſſen, die Nixen, die ſchleichenden Schlangen und Kröten, die Rothkäppchen-Wölfe, die Schneeweißchen-Bären mit dem goldſchimmernden Fell, die Aſchenputtel-Vögel und ſogar das ſchlafende Dornröschen ſind alles Reminiscenzen an die geheimnißvoll, ohne Füße dahin ſchwebenden Geſtirne mit den von Menſchenphantaſie ihnen gegebenen Namen und Geſtalten, und an die Mondjungfrau, welche der Sonnenjüngling durch ſeinen Kuß aus dem langen Schlummer weckt, und dieſer glänzt überall durch ſeine Befreiungsthaten, heiße er Herakles, Perſeus oder Sigfried.

Die Religion ist eben in ihrer Ursprünglichkeit, wie wir oben gesagt haben, die reinste Poesie; was sie Anderes sein wollte, ist Usurpation.

So verhält es sich denn auch mit dem einzigen, aber schönen Mythos, welchen die ägyptische Götterſage hervorgebracht hat, dem von Osiris und Isis. Was von ihrer Geburt, ihren Reisen, ihrem Tode und ihrer Wiedergeburt erzählt wird, ist nichts als der Aufgang, Lauf, Untergang und Wiederaufgang von Sonne und Mond. Wenn aber außerdem die nämliche Mythe auch so gedeutet wurde, daß Osiris den Nil, Isis die von ihm befruchtete Erde und der Mörder Set oder Typhon das Meer vorstelle, so ist, wie ersteres die allgemeine, letzteres die speciell ägyptische Auslegung; denn so fruchtbar, wie die Sonne für die ganze Welt, wirkt der Nil für Aegypten, und das weibliche Götterelement bezeichnet ebenso oft passend die fruchttragende Erde, wie den sanften Mond. Die beiden Götter-Kinder Har (Horos) und Nebti (Nephthys) bedeuten die unaufhörliche Wiederkunft der Sonne und des Mondes, beziehungsweise des Nils und der Erde. Der schlimme Set endlich soll überhaupt die zerstörenden Naturkräfte, die entfesselten Elemente versinnbildlichen, wie Loki in der nordischen, Ahriman in der persischen und — Satan in der christlichen Mythologie. (Sollte die Aehnlichkeit der Namen Satan = Set und Typhon = Teufel blos Zufall sein?) Daß diese Kräfte und Elemente mit den moralischen Uebeln in Analogie gesetzt wurden und letztere endlich, bei vorwiegend moralisirenden Religionen, wie der persischen und christlichen, die Oberhand gewannen, liegt in der Natur der Sache.

Welche Vermuthung liegt nun näher und ist gerechtfertigter, als jene, daß solche und ähnliche Deutungen des dem Volke geläufigen Götterglaubens und der Isis-Osiris-Mythe den Inhalt der von den ägyptischen Priestern gehegten und Auserwählten mitgetheilten Geheimlehren bildeten? Genau können wir dies freilich nicht wissen, da die Eingeweihten zum strengsten Stillschweigen verpflichtet waren und nichts Näheres über das Erfahrene mittheilten. Das Wenige aber, was sie davon andeuten und die Urtheile, welche sie selbst über den Sinn der Mythen abgeben, scheinen jene Vermuthung zu bestätigen. Und unter ihnen befanden sich die bedeutendsten und geistreichsten hellenischen Gelehrten, ein Lykurg, Solon, Pythagoras, Herodot, Platon, Archimedes, Strabon und viele Andere, welche weder Reisebeschwerden, noch Kosten scheuten, um in Aegypten eine Weisheit zu holen, welche sie auch auf ihre einheimische Mythologie anwenden konnten und wirklich so anwandten, daß in ihrem aufgeklärtern Sinne die vielgestaltige Götterwelt vor dem Demiurgos oder dem großen Baumeister der Welt dahinsank. Einläßlicher haben wir diesen Gegenstand, sowie das ganze ägyptische Priester- und Glaubenswesen, sammt den Bestattungsgebräuchen, in dem „Buche der Mysterien" behandelt. Das Privatleben aber schildern andere Werke besser und ausführlicher, als wir bei dem Umfang und Zwecke dieser Arbeit im Stande wären.

Wie die Chineſen ihr ganzes Augenmerk auf das wirkliche praktiſche Leben, ohne irgend einen Gedanken an deſſen Ende und Folgen, ſo richteten im Gegentheile die Aegypter das ihrige beinahe ausſchließlich auf den Tod und das künftige Leben. Sie brachten das diesſeitige Dichten und Trachten beinahe nur mit Vorbereitungen auf das Jenſeits zu. Keine ihrer Beſchäftigungen wurde mit der Sorgfalt betrieben, wie die Zubereitung der Mumien, wie der Bau der Felſengräber am Nil und Möris-See und der großartigen Todtenkammern, die wir noch gegenwärtig als Pyramiden bewundern. Daher haben ſich die Chineſen bis auf unſere Tage erhalten und werden vielleicht noch manche Völker überleben, während die Aegypter zu Grunde gegangen ſind und uns nur ihre Gräber hinterlaſſen haben. Daher blieben aber auch die Chineſen ohne Fortſchritt auf mehrtauſendjährigem Standpunkte ſtehen und iſt von ihnen nichts zu lernen, während die Hinterlaſſenſchaft der Aegypter in ihren Bauwerken, Gemälden und Hieroglyphen uns eine überreiche Fundgrube der ſchätzbarſten wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe darbietet und unſere Geſchichte und Aſtronomie, unſer Ackerbau und unſere Induſtrie in ihnen ihre Väter verehren.

c. Semiten.

Mit dieſem unpaſſenden, weil von einer ganz fabelhaften, mit unmöglichen Ereigniſſen in Verbindung ſtehenden Perſönlichkeit (Sem, einem der Söhne Noahs) abgeleiteten Namen bezeichnet man den im öſtlichen Uferlande des Mittelmeeres, auf der arabiſchen Halbinſel und im Stromgebiete des Tigris und Euphrat einheimiſchen Völkerſtamm mit mehreren nach gemeinſamen Geſetzen gebildeten Sprachen, in denen rauhe Kehllaute vorherrſchen, die Wurzeln der Wörter faſt immer aus drei Buchſtaben beſtehen, die Konſonanten ſtarr und unveränderlich, die Vokale aber wandelbar und in der Schrift blos durch Nebenzeichen oder gar nicht ausgedrückt ſind, und die alle von rechts nach links geſchrieben werden. Man unterſcheidet drei Hauptzweige des ſemitiſchen Sprachſtammes; den aramäiſchen, der wieder in die chaldäiſche und ſyriſche Sprache, den kanaanitiſchen, der wieder in die hebräiſche und phönikiſche Sprache zerfällt, und den arabiſchen.

Die ſ. g. Semiten bilden kein kulturgeſchichtliches Ganzes. Sie waren ſtets in mehrere für ſich ſelbſt lebende, unabhängige, ja ſogar theilweiſe gegen alles Fremde ängſtlich abgeſchloſſene Völker getheilt. Die Erlebniſſe und Zuſtände des größten Theils dieſer Völker ſind für die Kulturgeſchichte entweder geradezu werthlos oder ſie ſind zu wenig bekannt, um in derſelben eine Rolle zu ſpielen. Wir kennen die Phöniker als Seefahrer, die Aſſyrer als Baukünſtler, die Chaldäer als Aſtronomen; aber all dieſe Thätigkeiten ſind ſo ſehr in Dunkel gehüllt, daß eine ganz zuverläſſige

Darstellung derselben wol nicht mehr zu den Möglichkeiten gehört. Wol wird man sich ewig umsonst darüber streiten, wie weit die emsigen Kiele jener Seefahrer den Ocean durchfurcht, wie weit in das Weltall hinaus jener Astronomen Blicke gedrungen, welchen Zwecken die sonderbaren Bauwerke jener Mörtelkünstler gedient haben mögen, wenn auch die erhaltenen Bilder derselben in das industrielle Treiben des geknechteten Volkes am Tigris und Euphrat einige Lichtfunken werfen. Dem ausgedienten Schulvorurtheile aber, daß die Phöniker die Erfinder der Buchstabenschrift gewesen, wird man wol endlich einmal entsagen und diese „Erfindung“ auf mehrere selbständige Kultur-Mittelpunkte vertheilen müssen.

Als einziges semitisches Volk des Alterthums (denn die Araber wurden erst im Mittelalter historisch), das für unsere Zeit noch Interesse hat, und dessen Kultur offen vor uns liegt, bleibt demnach das jüdische übrig. Dieses Volk ist einerseits dadurch charakteristisch, daß unter ihm allein, gegenüber den scheußlichen Lebensopfern, welche die übrigen Semiten dem Moloch, und den ekelhaften Tugendopfern, welche sie der Astarte darbrachten, ein erhaben gedachter, wenn auch selten vom Volke verstandener Monotheismus und in Verbindung damit ein durch seine Einfachheit und seinen Ernst hervorragender, wenn auch selten befolgter Moral-Codex das Licht der Welt erblickte, — anderseits aber dadurch, daß es nur in einem einzigen Kulturzweige Bedeutendes leistete und überhaupt selbständig auftrat, nämlich in der Poesie. Alles Andere wurde ob dieser Lieblingsbeschäftigung bei Seite gelassen und vernachlässigt. Was nämlich die anderen Künste betrifft, so wissen wir von der hebräischen Musik so wenig etwas wie von der Tonkunst des Alterthums überhaupt; die Malerei und Bildnerei konnten, auch abgesehen von der Geschmacklosigkeit der orientalischen Kunst überhaupt, schon deshalb nicht aufkommen, weil die specifisch hebräische Religion alle Bilder verbot; in der Baukunst erscheint ein einziges hervorragendes Gebäude, der Tempel Salomo's, und dieser wurde von Phönikern erbaut. Die exakten Wissenschaften fanden gar keine Berücksichtigung; den Standpunkt der Naturwissenschaft kennen wir aus den vielen in der hebräischen Literatur erwähnten fabelhaften Thieren und aus den massenhaften Wundern, von denen dieselbe erzählt, denjenigen der Astronomie aus der Schöpfungsgeschichte, welche die Entstehung der Erde vor den Gestirnen erzählt, und aus der Sage von Josua's Befehl an die Sonne. Die historische Wissenschaft endlich war so mit Poesie durchwirkt und vermischt, daß sie nur mit den größten Schwierigkeiten, theilweise aber absolut gar nicht, von derselben losgeschält werden kann. Es ist darum vom Standpunkte historischer Unbefangenheit und Unparteilichkeit nie genug zu beklagen, daß durch eigenthümliche Verumständungen der Wahn entstehen und durch priesterliche Machtgebote, Religionskriege und Glaubensgerichte Jahrtausende hindurch aufrecht erhalten werden konnte, die vorhandenen Reste der hebräischen Literatur seien ein durch übermenschliche

Einwirkung entstandenes und unbestrittene Wahrheit enthaltendes Ganzes, das sich jeder unabhängigen Beurtheilung entziehe. Priesterliche List und Herrschsucht und von dieser genährte Volksdummheit vereinigten sich, diesen Wahn nicht nur zu befestigen, sondern auch jede, selbst durch unumstößliche Forschung begründete Abweichung von demselben als Gottlosigkeit und Verbrechen zu brandmarken. Endlich ist aber die Zeit gekommen, wo die Wahrheit gesagt werden darf und ihre unerschrockenen Kämpen nicht mehr mit Feuer und Schwert verfolgt werden, sondern höchstens noch mit Kanzelgift und Traktatengeschütz.

Die freigewordene Forschung und Kritik der Neuzeit ist denn auch mit bedeutendem Aufwande von Scharfsinn an das Werk gegangen, die bisher mit dem Ehrentitel „heiliger Schrift“ ausgezeichnete Sammlung hebräischer Literaturwerke nach ihrem Ursprunge und ihren Bestandtheilen zu zergliedern. Freilich gehen die Meinungen der verschiedenen Forscher in einzelnen Dingen ziemlich weit auseinander, stimmen aber doch im Ganzen darin überein, daß in den Werken dieser Literatur Dichtung und Wahrheit bunt durcheinander gemengt und daß im Allgemeinen als Dichtung Das zu betrachten sei, was gegen die unbestrittenen Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung und gegen die bekannten Gesetze der Natur verstoße. Und diese Uebereinstimmung aller vernünftigen, nicht durch Vorurtheil, alte Gewohnheit oder materielle Interessen verblendeten Denker ist wahrlich ein Triumph, der durch die Abweichung in unbedeutenderen Einzelheiten nicht wesentlich beeinträchtigt wird.

Das Resultat wissenschaftlicher Forschung über den Inhalt des hebräischen Sammelwerkes, genannt: Altes Testament, läßt sich nun in Kürze auf folgende drei Sätze zurückführen, die wir mit den erforderlichen Nachweisungen begleiten:

1. Der älteste Theil der hebräischen Ueberlieferung ist reine Dichtung; erst spät mischt sich ihr historische Wahrheit bei und nur nach und nach tritt die Dichtung mehr zurück.

Schon der Anfang der jüdischen Geschichtserzählung, die Schöpfungsgeschichte, verräth durchaus poetischen Charakter. Sie unterscheidet sich von den Schöpfungsgeschichten anderer Völker wol durch höhern Schwung und durch den moralischen Sinn, der ihren Allegorieen zu Grunde liegt. Sie entspricht ihnen aber völlig in ihrer vom naturwissenschaftlichen Standpunkte kindlich zu nennenden Weltanschauung. In den heidnischen, wie in der jüdischen Schöpfungsgeschichte erscheinen „Himmel und Erde“ als die beiden Hälften der Welt, die Erde als eine große runde Scheibe, der Himmel als ein über ihr ausgespanntes „festes“ Gewölbe, an welchem Sonne, Mond und Sterne erst angebracht werden, wenn die Erde schon existirt, Land und Wasser ausgeschieden hat und sogar Pflanzen trägt. Dieser kindlichen Auffassung gegenüber muß es denn geradezu als

kindisch erscheinen, wenn gelehrte Männer, wie ein Wiseman, ein J. B. Baltzer u. A., blos um ein altes Vorurtheil und daran hängende Interessen aufrecht zu erhalten, die Uebereinstimmung jener Ueberlieferung mit der wissenschaftlichen Forschung behaupten, was nur durch Mißhandlung der letztern oder durch Verkünstelung der naiven, poetischen Volkssage zu etwas ganz Anderm, als sie sein wollte und sollte, möglich ist. Denn daß das Kopernikanische Weltsystem die Erde aus der Zwillingsschwester des Himmels zu einem unbedeutenden Kügelchen im endlosen Weltraum herabgesetzt hat, ist eine Thatsache, die durch keine Verdrehungen und willkürlichen Deuteleien mehr umgestoßen werden kann. Und daß von dieser Thatsache der Verfasser der hebräischen Schöpfungsgeschichte keine Ahnung hatte, also eben ein einfacher, auf dem Standpunkte seiner Zeit stehender Mensch war, geht aus dem Inhalte derselben klar genug für Jeden hervor, der — nicht blind sein will.

Von dem Hergange der Schöpfung Kenntniß zu haben ist für den Menschen, dem sie Niemand erzählen konnte, ebenso unmöglich, als derselbe von seiner eigenen Entstehung und von Dem, was vor derselben geschah, etwas wissen kann, ohne es von Anderen zu erfahren. Schon aus diesem Grunde muß die hebräische Schöpfungsgeschichte, gleich jeder andern, als Dichtung erscheinen, und es konnte ihre Anerkennung als historische Wahrheit nur durch den Kunstgriff bewirkt werden, daß man dem Buche, in welchem sie erzählt wird, eine übermenschliche Entstehung andichtete, eine Annahme, für welche kein anderer Ursprung aufgefunden werden kann, als die nackteste Willkür. Ein anderer und ebenso gewichtiger Grund für den poetischen Charakter der hebräischen Schöpfungsgeschichte ist aber ihre vor anderen ihres gleichen hervortretende Zusammensetzung aus Allegorieen, die eben nur kindischer Sinn oder blinde Glaubenswuth verkennen und für wirkliche Thatsachen ausgeben konnte. Es ist eine Blumen- und Bildersprache, in welcher die Urgeschichte der Hebräer abgefaßt ist, wie folgende Beispiele zeigen.

Adam wird aus Erde geschaffen, weil der Mensch aus irdischen Stoffen besteht, wobei wieder zu bemerken, daß nach einer genauen Uebersetzung der Mensch nicht aus Erde geknetet wird, sondern es heißt: da bildete der Herr den Menschen (hebr. Adam), Staub von der Erde (hebr. Adamáh), so daß die beiden ähnlich lautenden Worte Adam und Adamáh auch ein Wortspiel sein können. Gott haucht dem Menschen den Odem des Lebens in die Nase; denn der Geist des Menschen ist göttlicher Art. Er schafft das Weib aus einem Körpertheile des Mannes; denn Mann und Weib sind ein Leib, für einander bestimmt und machen erst vereinigt den ganzen Menschen aus. Die ersten Menschen leben in einem Paradiese des Ueberflusses und Glückes; denn bevor der Mensch Leidenschaft und Sünde kennen lernt, lebt er allerdings in einem Paradiese der Unschuld und Zufriedenheit. Das irdische Paradies hat nie und nirgends existirt, und es ist kindisch, den Ort

seiner Lage suchen zu wollen; denn die als Bewässerung desselben genannten Flüsse, für die in Wahrheit nirgends gemeinsame Quellen zu finden sind, sollten lediglich die geographischen Kenntnisse (oder Irrthümer?) des Verfassers an den Tag legen oder die Ausbreitung der Menschen aus Eden nach den vier Weltgegenden versinnbildlichen. Es wird nun, nach der hebräischen Ueberlieferung, den Stammeltern der Menschheit verboten, von einem gewissen Baume zu essen, welcher derjenige der Erkenntniß des Guten und Bösen heißt und darum geistig zu fassen ist als diese Erkenntniß selbst. Zum Bilde des bösen Princips, das die letztere hervorruft, ist die Schlange gewählt, als ein dem Menschen Grauen erweckendes und darum von den meisten Völkern des Alterthums göttlich verehrtes Thier, das, gleich den Gestirnen, den zuerst verehrten Wesen, fußlos sich fortbewegt. Begreiflich ist also das Essen vom Baume der Erkenntniß lediglich die Bekanntschaft mit der Sünde und die Entstehung der Scham deren Folge; denn ohne die Kenntniß der Sünde weiß der Mensch von Scham nichts und hat keine Scheu vor der Nacktheit. Die Griechen mit ihrem offenen Sinne, dem der mystische Begriff der gottentfremdenden Sünde unbekannt war, betrachteten den nackten Körper mit keinen andern Gedanken, als wir die unbekleideten Hände und Gesichter. Die Scheu vor dem Nackten ist blos Folge der Ueberbildung und Entsittlichung, daher auch unsere feinen Gesellschaften bloße Hände verpönen, wie der glühend sinnliche Orient die unverschleierten Frauengesichter. Mit der Unterscheidung des Guten und Bösen und der Einkehr der Scham verliert endlich der Mensch das Paradies der Unschuld und wird in die Welt hinausgetrieben, wo der Mann sein Brot im Schweiße seines Angesichtes essen, das Weib seine Kinder mit Schmerzen gebären muß. Die Arbeit wird von den Juden, als ursprünglichem Nomadenvolke, für etwas lästiges, Glück und Zufriedenheit aufhebendes angesehen, daher sie hier als Fluch erscheint. Auch aus diesem Grunde allein ist von den beiden Söhnen des ersten Paares der Bösartige ein Ackerbauer und der Gute ein Hirt, und wird Jener zum Brudermörder gestempelt. Es sind deshalb auch seine Nachkommen, welche musikalische Instrumente zu spielen und Erz und Eisen zu bearbeiten beginnen. Es ist eine höchst tendenziöse Kulturgeschichte der Urzeit, zur Verherrlichung des arbeitscheuen Hirtenlebens auf Kosten des Ackerbaues, der Industrie und der Kunst.

Wie in diesen Allegorieen, verräth sich der poetische Charakter der Genesis auch in der Geschichte der Patriarchen. Das Merkwürdigste an diesen Männern ist ihr hohes Alter. Von den zehn ersten Patriarchen, von Adam bis Noah, werden sieben über neunhundert Jahre alt, einer beinahe soviel, und zwar betragen die Ueberschußzahlen meist eine Vervielfältigung von drei, sieben und zehn, diesen heiligen Zahlen. Lamech wird 777 Jahr alt (dreimal die heilige Ziffer!) und Henoch, welcher auf geheimnißvolle Weise von der Erde verschwand (5, 24), 365 Jahre (die Zahl der Tage eines Sonnenjahres, was auch dazu gut paßt, daß ihn die

ſpätere jüdiſche Sage zum Erfinder der Aſtronomie macht). Dieſe Zahlen haben den Knechten des Buchſtabens viel unnöthiges Kopfzerbrechen verurſacht. Wer ſich nicht einfach damit begnügte, ſie als unantaſtbare Thatſachen anzuſehen, bemühte ſich, ſie ſo auszulegen, daß ſie der Wahrſcheinlichkeit näher kamen. Entweder nahm man die fraglichen Jahre für kürzere, z. B. Mondjahre, ohne zu bedenken, daß hierdurch jene koloſſalen Zahlen nicht weſentlich vermindert würden. Oder, womit ſich auch der heilige Auguſtinus plagte, man nahm die Jahre für Zehntel eines Jahres oder für Monate, wobei ſich dann aber die Lächerlichkeit ergab, daß die Altersjahre, in denen die Patriarchen nach der Schrift ihre Söhne zeugten, zu ſolchen der zarteſten Jugend wurden. Mahalalel z. B. ſollte den Jared im 65. Jahre gezeugt haben; dies hätte nach jener Auslegung ſechs und ein halbes Jahr gegeben. Kurz, das Kopfzerbrechen war umſonſt. Entweder muß man an das Wunder glauben, daß in damaliger Zeit das Menſchenalter an ein Jahrtauſend ſtreifte und ohne alle irgend glaubwürdige Urſachen von Vätern auf Söhne plötzlich um Jahrhunderte abnahm (z. B. Noah 950, Sem 600, Arfachſad 438 u. ſ. w.), bis es bei Abram, der doch gewiß nicht als entnervter und verweichlichter Menſch gedacht wird, auf 175 ſank, was noch jetzt hie und da erreicht werden ſoll, — oder man muß ſolche Alter als der menſchlichen Natur zuwider betrachten. In letzterm Falle kann man dieſelben entweder aus dem Spielen mit heiligen Zahlen herleiten, oder aus dem Beſtreben des jüdiſchen Geſchichtſchreibers, ſeinem Volke ehrwürdige und kräftige Ahnen zuzuſchreiben, — oder man kann annehmen, daß die Patriarchen ehemalige Götter, oder auch perſonificirte Nachahmungen der gleichzeitigen ägyptiſchen Dynaſtien und alſo ein Verſuch ſeien, die Geſchichte der Israeliten recht hoch hinaufzuſchrauben. Ueberhaupt ſpielen in der ganzen Patriarchengeſchichte die Zahlen eine bedeutende Rolle. Von Adam bis Noah oder von der Schöpfung bis zur Flut ſind gerade zehn Patriarchen, die den zehn erſten Königen der Chaldäer von Alaros bis Xiſuthros genau entſprechen, — von Noah's Sohn Sem bis Abram, alſo von der Flut bis zur Niederlaſſung in Kanaan, wieder gerade zehn. Von da bis zur Auswanderung nach Aegypten werden dann drei, und während des Aufenthaltes in dieſem Lande wieder drei Generationen gezählt. Die Zahl drei war ſeit alten Zeiten eine heilige, herrührend von Anfang, Mitte und Ende, Satz, Gegenſatz und Vermittlung u. ſ. w. Durch ihre Zuſammenſetzung mit der Einheit entſteht die Vier, gerechtfertigt durch die ſ. g. Elemente, die Tages- und Jahreszeiten, die Mondgeſtalten u. ſ. w., durch Addirung der Drei und Vier die Sieben, durch ihre Multiplicirung die Zwölf, durch Vereinigung der Drei und Sieben die Zehn. Aus Kombinationen dieſer Zahlen beſteht die ganze Patriarchenchronologie, — ſie iſt eine genealogiſirte Zahlenſymbolik. —

In der Urgeſchichte eines Volkes darf ſelten eine Flut fehlen, und ſo iſt auch die hebräiſche mit dieſem Elemente geſchmückt. Der ganze Hergang

dieſer Erzählung und der Geneſis iſt aber ſo ſehr mit Umſtänden angefüllt, die den klaren Ergebniſſen der Wiſſenſchaft und dem geſunden Menſchenverſtande widerſprechen, daß er ſich zum reinſten orientaliſchen Märchen ſtempelt. Wo gibt es z. B., um nur einiges anzuführen, „Brunnen der Tiefe“ und „Fenſter des Himmels“, aus denen Waſſer hervorbrechen und die Erde ſammt den höchſten Gebirgen überſchwemmen kann? Wie kann ein bloßer Wind eine ſolche Flut verſchwinden machen, und wohin wäre das ablaufende Waſſer gerathen? Die Fluten, welche die Geologie kennt, entſtanden nicht durch Regen, ſondern durch Sinken des Landes, und waren nie über die geſammte Erde zu gleicher Zeit verbreitet, entſtanden und vergingen auch ſehr wahrſcheinlich nur ganz allmälig, in Jahrhunderten, wenn nicht gar Jahrtauſenden. Wie wäre es ferner möglich, daß ein ſechshundertjähriger Greis mit drei hundertjährigen Söhnen ohne Hülfe einen Kaſten von den Verhältniſſen der Arche hätte bauen können? Wie wäre es aber denkbar, daß Solche mit geholfen hätten, die keine Ausſicht hatten, darin aufgenommen zu werden? Hätte ihnen aber Noah eine ſolche Rettung vorgeſpiegelt, ſo wäre er ein Betrüger, und werth, ſelbſt ertränkt zu werden. Wie wäre es ferner, außer in einem Märchen, denkbar, daß dieſe vier Männer Thiere von allen Gattungen und aus allen Weltgegenden eingefangen und gebändigt hätten, daß dieſe Thiere alle während eines ganzen Sonnenjahres von acht Menſchen gefüttert und gereinigt werden könnten, daß für eine ſolche in drei Stockwerke vertheilte Menagerie ein Fenſter von einer Elle Weite Licht und Luft genug geliefert hätte? Und wovon hätten die Raubthiere unter ihnen gelebt, wenn nicht ein Vorrath von Schlachtthieren mitgenommen wurde, wovon nichts erwähnt iſt? In einem Kaſten von der angegebenen Beſchaffenheit hätten nothwendig alle Inſaſſen aus Mangel an Luft und Ueberfluß an Unrath erſticken müſſen. Die Märchenhaftigkeit der ganzen Geſchichte wird indeſſen auch noch durch abermalige Zahlenſpielerei beſtätigt, indem in wirklich auffallender Weiſe in allen Theilen derſelben die Zahl ſieben wiederkehrt, neben der auch anderswo im alten und neuen Teſtament vielgebrauchten Vierzig. Uebrigens verliert das Flutmärchen auch ſeine Originalität, wenn wir es mit denjenigen anderer Völker vergleichen. Namentlich verräth es große Aehnlichkeit mit der chaldäiſchen Flutgeſchichte, welche von Xiſuthros, dem zehnten Könige dieſes Landes (wie Noah der zehnte Patriarch iſt), ebenfalls erzählt, daß er ein Schiff erbaut habe, das aber die fünfzehnfache Länge der Arche hatte, ſowie daß er, um das Aufhören der Flut zu erfahren, Vögel ausgeſandt und nach ſeiner Landung ebenfalls in Armenien den Göttern geopfert habe. Da nun auch in Indien, wo große Ströme fließen, und in dem von Meer umgebenen Griechenland Flutſagen exiſtiren, im trocknen Perſien dagegen nicht, (und in Aegypten offenbar blos deshalb nicht, weil die dortige wohlthätige jährliche Ueberſchwemmung des Nil nicht geſtatten würde, eine Flut als

Unglück oder Strafe anzusehen), so ist auch anzunehmen, daß das Stromland Chaldäa die Heimat der hebräischen Flutsage sei, welche in dem trockenen Kanaan nicht entstehen konnte.

Ein ebenso kindliches und jeder Spur von Wissenschaft baares Produkt wie die Flutsage ist auch diejenige der Abstammung sämmtlicher Völker von Noah's drei Söhnen. Diese „Völkertafel" ist ein durchaus unkritisches, willkürliches Namengewirre, und es ist ebenso überflüssig, aus demselben wirkliche Völker ableiten, als die Stelle des Paradieses oder den Landungsplatz der Arche Noah's ausfindig machen zu wollen. Es ist eine Spielerei mit wirklichen und erdichteten Namen, wie die Patriarchengeschichte eine solche mit Zahlen. Die Deutung vieler dieser Namen scheitert vollständig an der totalen Unmöglichkeit, dieselben in irgend welchem geographischen Gebiete unterzubringen, und die Anordnung der übrigen widerstreitet der durch vergleichende Sprachforschung festgestellten Thatsache, daß von denselben manche als verwandt ausgegebene in der That verschiedener Abstammung, und dagegen solche verwandt sind, die verschiedenen Stämmen zugetheilt werden. Wer will z. B. Magog, Thubal, Thiras, Thogorma, Aschkenas u. s. w. ohne die schreiendste Willkür deuten? Was Anderes als der Nationalhaß der Israeliten gegen die von ihnen unterworfenen Kanaaniten konnte diese von den Semiten trennen und den verachteten und verfluchten Hamiten beigesellen? Und will man in Elisa, Tharsis, Chittim und Dodanim die Stämme der Griechen (Söhne Javan's, Joner?) finden, so kann jeder Schüler den Verfasser der Genesis belehren, daß die Griechen in Aioler, Joner, Achaier und Dorer zerfielen und keineswegs in Stämme obiger Vertheilung. Ist nun aber gar noch Jemand in dem Wahne befangen, daß in dieser „Völkertafel" wirklich alle Völker der Erde begriffen seien, so sollte er doch billiger Weise Auskunft ertheilen können, wo denn die mongolische, amerikanische und malaiische Race, wo die Kaffern und Hottentotten, die ja keine Neger, also auch keine Hamiten sind, ihre Stelle finden. — — Man könnte vielleicht sagen, diese Völker stammten von Kain; allein wurden denn dessen Nachkommen von der Flut nicht betroffen und war also die Flut keine allgemeine, wie doch die Orthodoxie annimmt? — — Oder verdienten die Nachkommen des Brudermörders ein besseres Schicksal, als jene des frommen Set? — — Uebrigens beträgt die Summe der aufgeführten 14 japetischen, 26 semitischen und 28 hamitischen Stämme 68, d. h. wahrscheinlich die durch einen Rechnungsfehler verstümmelte heilige Zahl 70. Ihre Gruppirung in drei Hauptstämme birgt ebenfalls eine heilige Zahl, und diejenigen in der Tafel vorkommenden Völkernamen, welche der Wirklichkeit angehören, sind eben gerade jene, von denen die Juden vermöge ihrer Weltstellung etwas gehört haben konnten, mit Beimischung Solcher, welche sie sich dachten oder wie sie vielleicht irgend welche Namen radebrechten! —

Mit der Völkertafel in totalem Widerspruche befindet sich nun aber

die offenbar ſpäte und tendenziöſe Einſchaltung vom Thurmbaue zu Babel. Rührte die Verſchiedenheit und Zerſtreuung der Völker davon her, daß ſie von verſchiedenen Söhnen und Enkeln Noah's ſtammten, welche nach verſchiedenen Weltgegenden zogen und ſich dort bleibend niederließen, ſo kann nicht zugleich die Verſchiedenheit der Sprachen daher kommen, daß Jahve das Unterfangen der Menſchen, einen Thurm bis in den Himmel bauen zu wollen, mit Sprachverwirrung beſtrafte. Die Sprachen richten ſich nach den Völkern und entwickeln ſich in dieſen nach und nach zufolge organiſchen und grammatikaliſchen Geſetzen. Wäre die Sprachverwirrung eine plötzlich eingetretene Strafe, ſo hätten ja unmöglich, ausgenommen durch eine höchſt wunderbare Fügung, gerade die Angehörigen jedes einzelnen Stammes jener Völkertafel je die gleiche Sprache erhalten können. Die wiſſenſchaftlich erforſchte Verwandtſchaft der Sprachen ſchließt jede plötzliche und wunderbare Entſtehung derſelben aus, und die Thurmſage beweist uns, daß ſie entweder zu der Zeit, da Babylon feindlich gegen Israel aufzutreten begann, oder vielleicht gar erſt von einem in der babyloniſchen Gefangenſchaft befindlich Geweſenen aus Haß gegen Babel eingeſchaltet wurde, und dieſer Einſchalter muß auch die griechiſche Sage von der Erſtürmung des Himmels durch die Titanen gekannt haben.

Iſt nun das Bisherige Dichtung, ſo iſt es auch der in vielen Theilen wunderſchöne Idyllencyklus von Abram, Iſaak, Jakob und Joſef. Denn auch dieſe Patriarchen, obſchon ihre Alter nicht mehr ſo koloſſal ſind und ſich immer mehr dem gewöhnlich vorkommenden nähern, ſind augenſcheinlich Volksrepräſentanten, wie die Namen des Abram (hoher Vater), der ſpäter in Abraham (Vater der Menge) verwandelt wurde, ſeines Sohnes Ismael, ſeiner Enkel Israel (Jakob) und Edom (Eſau) und der Söhne Lots, Ammi und Moab, deutlich zeigen. So geht denn auch aus den Forſchungen des gelehrten jüdiſchen Bibelkenners Julius Fürſt hervor, daß die Namen der hebräiſchen Erzväter und die ihrer Kinder und Enkel, Vettern und Verwandten, Frauen und Nebenweiber (z. B. Sara und Hagar), nicht als perſönliche und individuelle Benennungen, ſondern im ethnographiſchen Sinne der uralten Schreibweiſe als Namen von Stämmen und Völkern aufzufaſſen ſeien. Derſelbe Forſcher weist nach, daß die zwölf Kinder Nachor's, des Bruders Abrams, die zwölf Söhne Ismael's, die ſechs Kinder und zehn Enkel Abrams von der Ketura, die fünf Söhne und zehn Enkel Eſau's ſammt Eſau ſelbſt, die zwölf Söhne Jakobs und die zwei Söhne Lot's zuſammen nichts Anderes als ſiebenzig (eine heilige Zahl) hebräiſche Stämme bedeuten.

Aber auch die Erlebniſſe und Thaten dieſer als Perſonen dargeſtellten Stämme ſind vollkommen dichteriſch, unwahrſcheinlich und aller hiſtoriſchen Eigenſchaften baar, wie z. B. die den Naturgeſetzen widerſtreitende Geburt Iſaak's in Sara's hohem Alter. Wir verweiſen im Uebrigen denkende Leſer einfach auf die Bibel ſelbſt, wo derlei Unmöglichkeiten in Menge zu

lesen sind. Dazu kommen ferner tendenziöse Erzählungen, wie jene von der Einführung der Beschneidung durch Abram, ehe irgend ein Gesetz existirte, was offenbar diesen Gebrauch durch hohes Alter ehrwürdig machen sollte. Endlich sind uns gewisse Züge, wie die offenbare Billigung der ganz niedrigen und verdammenswerthen List, daß Abram in Aegypten und bei den Philistern und Isaak ebendaselbst, jeder seine Frau für seine Schwester ausgab, um gleichgültig gegen ihre Ehre sein Leben zu retten, und daß Jakob seinen Vater und Bruder betrog, um das Recht der Erstgeburt zu erlangen, sowie die Abwesenheit alles Tadels gegen die schmähliche Vertreibung Hagars und Israels und gegen die Blutschande zwischen Juda und Thamar — unumstößliche Beweise *sehr unentwickelter* moralischer Begriffe des Verfassers und unumstößliche Zeugnisse *sehr menschlichen* Ursprungs dieser Erzählungen. — Ebenso die abscheuliche Schilderung der Scene in Sodom und die noch überdies monströse und physisch *unmögliche* Geschichte von Lot und seinen Töchtern, welche nichts ist als ein Ausdruck bittern Nationalhasses gegen die Ammoniter und Moabiter.

Mit Jakob endet die Geschichte der Patriarchen und wird zur Geschichte des Volkes Israel. Wie überall, nicht nur in der Geschichte der Juden, sondern auch in jener anderer Völker, die von den zwölf Zeichen des Thierkreises hergenommene Zahl, als Multiplikation der heiligen *Drei* und *Vier*, eine Rolle spielt und mit besonderer Vorliebe zur Unterabtheilung der Völker in Stämme verwendet wird, so muß auch Jakob, der letzte Patriarch, zwölf Söhne haben, welche die Väter von ebenso vielen Stämmen werden. Diese Stämme werden aber in sehr verschiedener Weise aufgeführt, indem Levi, als der Priesterstamm, oft nicht mitgezählt, und dann, damit die Zwölfzahl gerettet werde, durch Josefs Söhne Ephraim und Manasse ersetzt wird.

Mit der Entstehung der zwölf Stämme beginnt Israel ein Volk zu werden. Dieser Proceß vollzieht sich in *Aegypten*, wohin Jakob und seine Söhne auswandern, und von dieser Auswanderung an schweigt die israelitische Geschichte vier Jahrhunderte lang. Das Volk, von dessen Urvätern im freien Nomadenleben so viele und reiche Züge und Erlebnisse erzählt werden, ist im Lande der Pyramiden und Hieroglyphen wie todt und begraben. Und dies bestätigt unsere Ansicht, daß die Geschichte der Patriarchen eine spätere Dichtung ist, wozu allerdings die Schöpfungs- und Flutgeschichten anderer Völker und das Nomadenleben anderer Stämme Beiträge geliefert haben mögen. Wären die Stammväter der Israeliten mit einer so reichen Geschichte ihrer Vorfahren wirklich in Aegypten eingewandert, — ihr dortiger Aufenthalt müßte nicht weniger reich ausgestattet sein, als ihre Urgeschichte; da aber diese, wie wir gesehen haben, sich in Dichtung auflöst, und zwar in solchem Maße, daß deren allfällige wahre Elemente von den erdichteten durchaus nicht mehr auszuscheiden sind, so fällt auch die Niederlassung Jakobs und seiner Söhne in Aegypten als historisches Ereigniß

weg, und es bleibt durchaus kein Grund mehr, anzunehmen, daß vor dem Auszuge aus Aegypten unter Mose ein israelitisches Volk existirt habe.

Vor Allem ist die doppelte Unmöglichkeit hervorzuheben, daß unter den Juden in Aegypten während eines Zeitraums von vier Jahrhunderten blos vier Generationen gelebt haben, während bei naturgemäßer Dauer des menschlichen Lebens in einem Jahrhundert in der Regel drei Generationen auf einander folgen, — und daß siebenzig Personen während jener Zeit sich zu einem Volke von 600,000 waffenfähigen Männern d. h. von wenigstens drei, wo nicht gar sechs Millionen Seelen vermehrt haben sollen. All' das ist tendenziöse Dichtung, um das „israelitische Volk" älter und ehrwürdiger erscheinen zu lassen, als es wirklich ist. Denn eine solche Vermehrung und ein so langer Zeitraum zwischen den Generationen sind in der ganzen Geschichte noch nirgends vorgekommen. Wenn die Generationen mit den Jahrhunderten zusammenfielen, so dürfte kein Mann vor dem hundertsten Jahre einen Sohn zeugen, und wenn eine so kolossale Vermehrung möglich wäre, so müßte irgend eine Stadt, die im 15. Jahrhundert 25,000 Einwohner zählte, heute deren ein- bis zweitausend Millionen beherbergen, also so viel oder mehr als der gesammte Erdball. Wollte aber eingewendet werden, daß unter den aus Aegypten Ausziehenden auch Solche sich befunden haben können, welche nicht von Jakob stammten, sondern sich blos dessen Nachkommen beigesellten, so mußten diese nothwendig die große Mehrheit gebildet haben, weil sonst die Geschichte gleich unwahrscheinlich, ja unmöglich bliebe, — und dann wären die Auswanderer eben nicht das israelitische Volk, sondern ein Konglomerat von Völkern. Nähme man dagegen an, daß die in Aegypten einwandernden Israeliten zahlreicher und die Auswandernden weniger zahlreich gewesen seien, als die Bibel erzählt, um hiedurch die vorägyptische Existenz der Juden zu retten, so fiele damit auch die ganze vorhergehende Patriarchengeschichte in Nichts zusammen. Wäre aber das s. g. israelitische Volk in Aegypten, wie der großsprecherische Verfasser des Exodus (1, 9) sagt, zahlreicher gewesen als die Aegypter selbst, wie wären denn Gewaltthätigkeiten gleich jener und den bekannten folgenden, von Seite der Minderen gegen die Mehreren möglich gewesen? Und ist es nicht geradezu unvernünftig, anzunehmen, daß die Bevölkerung von Gosen, welches nicht mehr eingenommen haben kann als den vierzigsten Theil Aegyptens, diejenige des ganzen übrigen, so fruchtbaren und seit Jahrtausenden civilisirten Landes an Zahl übertroffen habe?

Doch, die Flut des Unmöglichen, Märchenhaften und Erdichteten würde uns überwältigen, wollten wir eine fortlaufende Recension der Bibel schreiben, in welcher das sagenhafte Element bis auf die Zeit der Könige vorwiegt, dann etwas zurücktritt und erst zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft nach und nach verschwindet, bezüglich welchen interessanten

Processes wir auf die scharfsinnigen Untersuchungen des Werkes: „Die Bibel“ von Wislicenus verweisen. Die sehr menschliche Entstehung der Bibel oder vielmehr der unter diesem Namen gesammelten Bücher geht aus dem bisher Erwähnten hinlänglich hervor, und wir wenden uns zu dem Gegenstande, der für unsern Zweck der wichtigste ist und über welchen wir zudem eigenthümliche Ansichten aufstellen. Dieser Gegenstand ist die Entstehung des israelitischen Volkes und der israelitischen Religion. Hören wir hierüber zur Abwechslung einmal andere Quellen als die Bibel.

Manethos, der ägyptische Geschichtschreiber, dem als dortigem Priester die besten und ältesten Quellen zur Verfügung standen, und dessen vorhandene Bruchstücke sich durch den Mangel an allen Wundern auszeichnen, erzählt in einem derselben, das sich bei dem Juden Josefos vorfindet: der Farao Meneftha habe gewünscht, die Götter zu schauen, und sich deshalb an einen Priester gewendet, welcher denselben Namen führte. Dieser habe ihm aber eröffnet: es könne dies nur geschehen, wenn die „Aussätzigen und Unreinen“ aus dem Lande getrieben würden. Der Farao habe sodann diese Unglücklichen, 80,000 an der Zahl, in die Steinbrüche östlich vom Nil gesandt, ihnen aber später die Stadt Abaris eingeräumt. Dort stellten sie den Priester Osarsif aus Heliopolis an ihre Spitze, welcher sie jedoch verleitete, die Götter und die heiligen Thiere nicht mehr zu verehren und sich von den übrigen Menschen abzuschließen. Mit Hülfe mehrerer anderer, zu ihm abfallender Priester, habe sich Osarsif gegen den Farao zum Kriege gerüstet und von semitischen Völkern in Jerusalem, d. h. in Palästina, in welchen Manethos irrthümlich Nachkommen der mehrere Jahrhunderte früher aus Aegypten vertriebenen „Hirten“ (Hykfos) erblickte, Zuzug mit 200,000 Mann erhalten. In dem Kriege, welcher sich nun entspann, floh der König nach Aethiopien, während die „Aussätzigen“ und „Hirten“ das Land verheerten und die Götterbilder zerstörten, ihr Anführer Osarsif aber, um jede Erinnerung an Osiris zu vernichten, seinen Namen in Moses (hebr. Mose) verwandelte. Endlich aber kehrte der König zurück und vertrieb nun seinerseits die Feinde seines Thrones und seiner Religion nach Syrien. — Mit dieser Erzählung stimmen sämmtliche griechische und römische Schriftsteller, welche des Mose und seiner Thaten erwähnen, vollkommen überein. Hekataios von Abdera leitet die Juden, denen er keineswegs abgeneigt ist, von in Aegypten niedergelassenen Fremden ab, welche von den Eingeborenen vertrieben worden seien. Strabon, der Geograph, weiß aus älteren Quellen, daß dieselben aus arabischen, phönikischen und ägyptischen Stämmen gemischt seien, und nennt Mose einen „ägyptischen Priester“. Lysimachos nimmt die Manethonische Erzählung von den Aussätzigen an und ergänzt sie durch die Erwähnung, daß auf der Flucht aus Aegypten viele Menschen im Meere umgekommen seien. —

Aus all' diesem schließen wir nun: daß es vor Mose keine „Juden" oder „Israeliten" als Volk oder Stamm gab, indem deren ganze Ueberlieferung, nicht nur von Adam bis Abram, sondern auch von Abram bis Mose, märchenhaft und mit den bescheidensten Ansprüchen an Wahrheit unvereinbar ist, — daß Mose, welcher (besonders Apostelgeschichte 7, 22) als in die ägyptische Geheimlehre eingeweiht dargestellt wird, was nur geborenen Mitgliedern der Priesterkaste widerfuhr, eben ein ägyptischer Priester war, daß die mit ihm Auswandernden 1. aus Aegyptern, die von der Religion ihrer Väter zum Monotheismus der ägyptischen Priester übergetreten und deshalb von den Letzteren, die ihren Glauben nicht zum Gemeingut erniedrigt sehen wollten, als „Aussätzige" verschrieen wurden, — und 2. aus semitischen Hirtenvölkern bestanden, die Jenen zu Hilfe geeilt und zu ihrem neuen Glauben bekehrt worden, — daß aus diesen Elementen sich durch die gemeinsame Flucht aus Aegypten und die gemeinsame Eroberung Kanaans nach und nach das jüdische Volk bildete, welches auch Jul. Fürst als spät in die semitische Kultur eingetreten, und als das kleinste Volksglied der Semiten erklärt, und dessen Kultur ein Gemisch war: aus der ägyptischen, der es entflohen war und der phönikischen, der es sich durch seine Niederlassung in Palästina näherte, welches Gemisch sich auch in seinen religiösen Verirrungen (Apis und Moloch) offenbarte. Daß die Auswanderer gerade Kanaan zum Ziele ihres Zuges wählten, mag daher rühren, daß die Mehrheit der mehrerwähnten Semiten, wie auch Manethos andeutet, vorher dort gewohnt hatte, woraus sich dann auch die Ueberzeugung der Juden erklären läßt, daß dieses Land von Urbeginn an ihnen bestimmt gewesen sei. Die später entstandene und gesammelte Literatur der Juden wurde hervorgebracht mittels einer Schrift, die in vielen Zeichen als eine Vereinfachung der ägyptischen Hieroglyphen erscheint, und genährt durch Stammesüberlieferungen der semitischen Hirtenvölker, von denen vielleicht ein Theil aus Chaldäa die Elemente der Schöpfungs- und Flutsage und wol auch solche Scenen des Hirtenlebens mitbrachte, wie von Abram, Isaak, Jakob und Josef erzählt werden. Diese Literatur stellte nun in verzeihlich patriotischer Absicht, ägyptische Minister und Priester unter den Namen Josef und Mose, als Glieder des dort angeblich eingewanderten alten Volkes Israel, und die Vertreibung aus Aegypten als eine Flucht vor unverschuldetem Unglück dar, und leitete die Abstammung der Ausgewanderten, wie die fabelhafte Ueberlieferung anderer Völker die ihrige ebenfalls, von gemeinsamen, uralten Anfängen her, welche dann, weil diese Literatur durch besondere Verumständungen das Glück hatte, eine „heilige" zu werden, zugleich als die Anfänge des gesammten Menschengeschlechts aufgefaßt wurden.

Wollte man es nun unwahrscheinlich finden, daß aus Völkern verschiedener Abstammung ein Volk mit gemeinsamen Gesetzen, Religion, ja sogar Typus sich bilden konnte, so bemerken wir, daß dies 1500 Jahre vor

Christus durchaus nicht unwahrscheinlich ist, wenn man an die Römer denkt, welche 750 Jahre später, an die Franzosen, welche seit 400 nach Christus, die Engländer, welche seit ungefähr 1100, und die Nordamerikaner, welche gar erst seit dem 18. Jahrhundert, ebenfalls Völker mit gemeinsamer Sprache, Verfassung, Typus, theilweise auch Religion, geworden sind. Ja, der ältere Zeitpunkt der Ausbildung des Judenthums läßt diese noch weit begreiflicher erscheinen, als die genannten historisch erwiesenen Völkerbildungen.

2. Die Verehrung eines einzigen Gottes war keineswegs die ursprüngliche und herrschende Religion des israelitischen Volkes, sondern stets vom Götzendienste beeinträchtigt, ja oft unterdrückt.

Die Geschichte der Israeliten wurde bisher so dargestellt, als ob dieses Volk seit den ältesten Zeiten beinahe ohne Ausnahmen den Glauben an einen Gott bekannt hätte und als ob derselbe, wenigstens bis zur Theilung des Reiches, der herrschende gewesen wäre. Nach aufmerksamer Prüfung der jüdischen Ueberlieferungen muß sich indessen jeder Unbefangene sofort überzeugen, daß dieses Volk seit seinem Ursprunge stets in eine polytheistische und eine monotheistische Partei zerfiel.

Selbst in der sogenannten „heiligen Schrift", diesem Palladium des Monotheismus, ist der Einfluß der Vielgötterei keineswegs zu verkennen. Er prägt sich vielmehr sehr deutlich aus in allen jenen biblischen Stellen, in welchen Gott nicht als ein rein geistiges, über der Welt stehendes und mit ihr unzusammenhängendes Wesen, sondern als menschenähnlich aufgefaßt erscheint. Ein Ausfluß dieser letztern Auffassung ist die Erzählung, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde erschaffen habe. Wenn wir diesen Satz umkehren, so ergibt sich die reinste, durch die ganze Geschichte bestätigte Wahrheit. Der Mensch hat stets seine Vorstellung von Gott nach seinem eigenen Bilde geschaffen. Der Gott des rohen Wilden ist ein Klotz wie er selbst, der des alten Juden ein ehrwürdiger Patriarch, der des Griechen ein schöner Mensch und treuloser Ehemann, der des christlichen Mittelalters ein höherer Papst oder Kaiser mit einem Hofstaate von Engeln und Heiligen, der des Rationalismus ein einsamer, aufgeklärter Greis.

Die Mythe, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, ist rein heidnischen Ursprungs, und wir finden schon im ägyptischen „Todtenbuche" den Menschen als „Ebenbild des Menschenschöpfers" bezeichnet. Denn der Mensch fand eben, wenn er den geheimnißvollen Urheber alles Seins verehren wollte, in der ganzen Natur kein vollkommneres Bild als sein eigenes, und ohne Bild konnte er sich eben keine Vorstellung schaffen; auch dieses Verfahren spricht daher für den ästhetischen Ursprung aller Religion. Die Verehrung eines selbstgeschaffenen Bildes, bestehe nun

letzteres aus geformtem Stoff, oder blos in der Vorstellung, ist eben Heidenthum.

Wirklich wird auch in denjenigen Stellen der Bibel, welche Gott menschenähnlich auffassen, von ihm in der Mehrzahl gesprochen. „Elohim" heißt er dort, und es ist dies der Plural des syrischen Gottesnamens El, verwandt mit dem griechischen Helios (die Sonne). Der Ausdruck „Elohim", der älteste, den die heilige Schrift der Israeliten ihrem Gotte beilegt, ist ein Rest der Vervielfältigung des Sonnengottes, auf welcher aller Polytheismus beruht.

Der hebräische Gottesbegriff, der mit diesem unklaren Plural „Elohim" begann, durchlief nun verschiedene Stufen. Die Vielgötterei entsprach auf die Dauer einer edlern Auffassung des göttlichen Wesens nicht, und man gelangte daher, gleich den Griechen, zur Hervorhebung eines Gottes über die Andern. In der Paradieseserzählung (1. Mos. 2, 4 — 3, 24), welche offenbar von einem andern Verfasser ist, als die Schöpfungsgeschichte (1. Mos. 1, 1 — 2, 3), heißt der Schöpfer „Jahve (verdorben Jehova) Elohim", Gott der Götter. Jahve ist offenbar ein Name mit Jao, wie Diodor (I. 94) den jüdischen Gott und ein griechisches Orakelfragment den „Erhabensten sämmtlicher Götter" nennt, mit dem altitalischen Jovis, woraus mit der Beifügung pater „Jupiter" entstand, und mit dem Jakchos der eleusinischen Mysterien.

Wurde vom einfachen Elohim, von dieser wunderlichen Verschmelzung des Plurals im Namen mit dem Singular in der Handlung, blos gesagt, daß er den Menschen nach seinem Bilde geschaffen und daß er nach Vollendung des Schöpfungswerkes „ausgeruht" habe, was von einem allmächtigen, unvergänglichen und unkörperlichen Gotte sehr sonderbar klingt, vernünftiger Weise daher nur als eine Rechtfertigung des jüdischen Sabbats betrachtet werden kann, — so erscheint Jahve-Elohim noch weit deutlicher als menschenähnlich. Er handelt und spricht im Garten Eden ganz wie ein Mensch, so daß die dramatischen Mysterien des Mittelalters jene Scenen auf die kirchliche Bühne bringen und das unbewußt witzige Volksspiel bis auf die neueste Zeit Gott darstellen konnte, wie er Adam herbeirief, „um ihn zu erschaffen". Jahve-Elohim macht den Menschen aus Staub der Erde, bläst ihm den Odem in die Nase, pflanzt einen Garten, setzt den Menschen darein, spricht mit ihm, verbietet ihm einen Baum, bringt ihm Thiere, versucht zuerst, ob diese ihm die nöthige Hülfe gewähren, und da dies nicht der Fall ist, nimmt er ihm eine Rippe heraus und schafft ihm aus derselben eine Gefährtin; er lustwandelt im Garten, da der Tag kühl geworden ist, sucht seine Ebenbilder nach Uebertretung des Verbotes, verhört sie, verdammt sie, macht ihnen Röcke aus Fellen, zieht sie ihnen an und vertreibt sie aus dem Paradiese, an dessen Pforte er einen Wächter mit „bloßem hauendem Schwerte" aufstellt.

Nach Beendigung der Paradieses- und Brudermordsgeschichte heißt nun Gott. der jetzt ganz monotheistischen Charakter erhält, weder Elohim noch Jahve-Elohim, sondern blos Jahve. Er ist jetzt der einheitliche Gott der Juden, der Herr seines Volkes, und wird wol außerweltlich, aber immer noch keineswegs frei von menschlichen Eigenschaften gedacht. Nicht nur, daß er fortfährt mit den Menschen zu sprechen und sogar ihre Opfer „riecht", was doch eine menschenähnliche Gestalt, Geruch-, Sprach- und Gehörorgane voraussetzt, — sondern die hebräische Urgeschichte gibt uns auch die sonderbare und dunkle Episode von den Elohimssöhnen zum Besten (6, 1—4), welche sich mit den Töchtern der Menschen vermählten und mit ihnen Kinder zeugten, aus denen „Gewaltige in der Welt und berühmte Leute" wurden. Mag sich nun auch diese Sage ganz natürlich dadurch erklären, daß die Semiten in einem einbrechenden nordischen Volke (Skythen oder Pelasgern), das durch ihr Land zog, um als „Hykfos" Aegypten zu erobern und zu beherrschen, etwas Uebermenschliches vermutheten, so zeigt sie doch deutlich, wie Gott noch immer so menschlich gedacht wurde, daß er Söhne haben konnte, die mit Menschentöchtern Nachkommenschaft erzielten, — und ebenso gibt sie auch von einem Einwirken der griechischen Giganten- und Heroensagen auf den Orient Zeugniß.

Der Verfasser der Episode von den Elohimssöhnen schaltete dieselbe ein, um durch sie die große Flut zu erklären, erklärt sie aber keineswegs; denn nach seiner Erzählung sind die Elohimssöhne strafbar, und nicht die Menschen,— die Verführer und nicht die Verführten. Was soll man aber von einem allmächtigen und allweisen Gotte denken, der die Verführten statt der Schuldigen straft, und, auch abgesehen von dieser Einschaltung, an einer Besserung seiner Geschöpfe verzweifelt, den es reut, daß er sie erschaffen, und der sich nicht anders zu helfen weiß, als sie zu ersäufen? Ist das nicht der reinste leidenschaftliche und gewaltthätige Mensch?

Allmälig modificirt sich diese menschliche Vorstellung von Jahve. Zur Zeit Abrams verliert derselbe seinen rachsüchtigen Charakter mehr und mehr, und tritt milder auf. Aber immer noch ist er keineswegs das rein geistige, überweltliche Gottwesen des spätern Judenthums. Im Gegentheil. Der früher mit den Menschen gesprochen hatte, ohne daß gesagt wurde, wie er ihnen erschien, beginnt nun sichtbar zu werden, und zwar bald in Feuergestalt, wie noch später dem Mose im brennenden Dornbusch, in der Wolken- und Feuersäule der Wüste, im Feuer, Rauch und Donner des Sinai, und bald in Menschengestalt, in welcher er, gleich den griechischen Göttern, in Begleitung von Engeln bei den Menschen einkehrt, ißt und trinkt, sogar mit Jakob ringt, und in der Menschlichkeit soweit geht, daß er den „Israeliten" befiehlt, sich das Silbergeschirr der Aegypter durch Diebstahl anzueignen! Jahve ist, wie El (der Singular von Elohim), eben ein Sonnen-, Licht- und Feuergott und muß daher im Feuer erscheinen. Diesem Feuergotte, der, dieser Eigenschaft gemäß, Feuer und Schwe-

fel auf Sodom und Gomorra regnen läßt, — müssen folgerichtig auch Brandopfer gebracht werden, und ein solches fordert er sogar von Menschen; er verlangt, daß ihm Abram seinen Sohn Isaak opfere, wovon er freilich wieder zurücktritt, — eine Erzählung, welche augenscheinlich nur die Abschaffung der Menschenopfer darstellen soll, obschon solche noch in späterer Zeit vorkamen, wie z. B. das der Bevölkerung von Jericho (Jos. 6, 21), der Amoriter (Jos. 10, 28. 39. 40), der Kanaaniter (Jos. 11), der Tochter Jeftha's (Richter 11, 39). Und zum Ersatze für die Menschenopfer, auf die er verzichtet, verlangt er, der blutige Opfer haben muß, doch wenigstens die Beschneidung aller männlichen Kinder.

All' diese schwankenden Vorstellungen von Gott sind nun offenbar Verquickungen heidnisch-sinnlicher Götterbegriffe mit dem aus den ägyptischen Mysterien entlehnten Monotheismus. Daß die ägyptischen Priester in ihrer Geheimlehre einen solchen bekannten, darf, nach den Andeutungen der griechischen Schriftsteller und nach vielen unzweideutigen Stellen des ägyptischen „Todtenbuches", nicht mehr zweifelhaft erscheinen. In dem letztern ist klar die Rede von dem „Baumeister des Weltalls", d. h. einem persönlichen Schöpfer, welcher von sich selbst sagt: „Ich bin der Vater der Götter, ich bin die Mutter der Götter, ich bin der Gott, welcher die Welten geschaffen, der euch befreit von euern Leiden." Und Plutarch sagt in seinem Buche über die ägyptische Mythologie („über Isis und Osiris"), mit Bezug auf die ägyptische Geheimlehre: es gebe nur ein vernünftiges Wesen, welches die Dinge ordne, eine sie regierende Vorsehung und untergeordnete Kräfte, welche über die einzelnen Dinge gesetzt seien und bei verschiedenen Völkern herkömmlicher Weise verschiedene Verehrung und Benennung haben, u. s. w.

Die Uebertragung der ägyptischen Geheimlehre von einem einzigen Gotte in die Oeffentlichkeit, als Religion eines ganzen Volkes, ist das Werk des Mose, eines hochstrebenden ägyptischen Priesters, der die große That wagte, seiner Kaste ihr Geheimniß zu entreißen, und den von ihr dem „gemeinen Volke" verächtlich vorgeworfenen abgeschmackten Aberglauben und Thierdienst als Irrlehre zu enthüllen. Ist auch die ganze Geschichte des Mose, von seiner wunderbaren Rettung als Kind, von seinem Streit mit dem Farao, von den Plagen Aegyptens, von der Flucht durch das rothe Meer, vom Wandern und den wunderbaren Speisungen in der Wüste, von der Offenbarung auf dem Sinai, und von seinem Tode, durch und durch märchenhaft und unglaubwürdig, und ist es namentlich eine Unmöglichkeit, daß ein Volk von der angegebenen Stärke der Ausgewanderten vierzig Jahre in der Wüste leben konnte, — so verhindert uns doch die Thatsache der vielen ägyptischen Elemente, welche die israelitische Religion und Kultur enthält, durchaus daran, diese Geschichte mit denjenigen der Patriarchen völlig zusammenzuwerfen, und zwingt uns, Mose für

eine zwar historische, aber durch die Sage und Wundersucht bis beinahe zur Unkenntlichkeit entstellte Persönlichkeit zu halten.

Die ägyptischen Elemente im mosaischen Judenthum sind leicht heraus zu finden. Die in Aegypten überall vorkommende Zwölfzahl, den Thierkreiszeichen und Monaten entnommen, wiederholt sich in der Zahl der zwölf Stämme. Schon in Aegypten wurde, obschon die Woche zehn Tage hatte, doch, entsprechend den sieben damaligen Planeten, der siebente Tag gefeiert, und Mose erhob ihn nur zu dem allein gefeierten. Das Bestehen einer Priesterkaste wiederholt sich in dem Priesterthum des Stammes Levi, welchem Mose selbst zugetheilt erscheint. Auch die Beschneidung, das Verbot gewisser Speisen, besonders des Schweinefleisches, und besondere Gebräuche beim Schlachten der Thiere waren in Aegypten zu Hause. Die Eintheiluug der „Stiftshütte" in Vorhof, Inneres und Allerheiligstes, die einander schachtelweise einschließen, war ganz jene der Tempel am Nil; die sieben Leuchterarme und zwölf Schaubrote erinnern wieder an die sieben Planeten und zwölf Thierkreiszeichen. Die Vorbilder der „zehn Gebote" am Sinai, welche Zahl übrigens willkürlich ist und auch anders herausgebracht werden kann, finden sich endlich in den Versicherungen, welche bei dem ägyptischen „Todtengerichte" im Namen des Verstorbenen abgegeben wurden und von denen ihrer sieben beinahe wörtlich dahin lauteten, daß der Betreffende dasjenige nicht gethan habe, was in einem der „zehn Gebote" untersagt war. Wir verweisen auf deren Zusammenstellung im „Buche der Mysterien" (S. 26).

Im Betragen des Mose kann sich überdies die ägyptische Priesterlist keineswegs verläugnen; denn wenn er auch, abweichend von seinen heuchlerischen Standesgenossen, seinen Gottesglauben offen bekannte, so schrak er doch nicht davor zurück, ihre Kniffe zu benützen, z. B. die plumpe Gaukelei von der Verwandlung der Stöcke in Schlangen und später vom blühenden Mandelzweige Ahron's, die Aufstellung der in Aegypten göttlich verehrten Schlange als Heilmittel gegen Bisse dieses Thieres, die Darstellung der Auffindung einer Quelle, des Honigthaues und der Wachtelzüge als Wunder Gottes u. s. w. War es da zu verwundern, daß Jene, die sich keinen blauen Dunst vormalen ließen und das auf religiöse Diktatur hinauslaufende Spiel durchschauten, — die Autorität Mose's bestritten und als ächte Puritaner ausriefen: „Ihr machet's zuviel; denn die ganze Gemeine ist überall heilig und der Herr ist unter ihnen. Warum erhebt ihr euch über die Gemeine des Herrn?" Wie begreiflich, daß diese gefürchtete Rotte Korach im Berichte ihrer Feinde dem Strafgerichte des Herrn verfiel (4. Mos. 16)?

Unmittelbar nach der Begründung des jüdischen Gottesdienstes durch die Gesetze des Mose begann indessen schon die oben berührte Spaltung der eben erst zu einem Volke gewordenen Israeliten in Gottes- und Götzendiener, und der Bruder des Gesetzgebers selbst, der Stammvater des jüdi-

schen Priesterstandes, Ahron, war es, der den zum Aberglauben ihrer Vorfahren wieder Abfallenden den ägyptischen Apis unter der Gestalt eines goldenen Rindes zur Verehrung aufstellte. Ja, diese Rückfälle dauerten durch die ganze israelitische Geschichte fort. Schon unter den Richtern gab es steinerne Götzenbilder zu Gilgal (3, 19. 26). Gideons Vater und dessen gesammte Familie und Nachbarschaft waren Verehrer des Baal (Richter 6, 25 ff.), und Gideon selbst, der den Altar des Baal zerstört, machte aus Gold ein Götzenbild (ebd. 8, 27), das von ganz Israel angebetet wurde. Micha und der Stamm Dan waren ebenfalls Götzendiener (ebd. 17 und 18) und unter Samuel gab es Baal- und Astarte-Bilder in Menge (I. Sam. 7, 3 ff.). Der Tempelerbauer und Psalmendichter Salomo fiel in seinem Alter sammt seinem üppigen Harem ebenfalls zum Götzendienst ab und das Vorherrschen des letztern während der ganzen Zeit des getheilten Reiches, in Juda sowol, als in Israel, ist bekannt genug. Zum Ueberflusse wiederholt sich unter Jerobeam sogar der ägyptische Apis-Dienst (I. Könige 12, 28) neben der im Uebrigen vorwiegenden phönikischen Moloch-Verehrung. Daraus geht hervor, daß die von Mose aus den ägyptischen Mysterien entnommene Gottesidee keineswegs sofort zum religiösen Grundsatze des durch den gemeinsamen Auszug gebildeten israelitischen Volkes wurde, sondern nur diejenige eines Theiles desselben, während der übrige Theil, und zwar wahrscheinlich die Mehrheit, dem ägyptischen und phönikischen Götzendienste huldigte, und zwar ohne Unterbrechung bis zur babylonischen Gefangenschaft.

Einzig unter David geschieht des Götzendienstes keine Erwähnung; es ist jedoch höchst unwahrscheinlich, daß unter diesem von allen Verbrechen (Meineid, Ehebruch, Mord, Treulosigkeit) befleckten Jahve-Diener die Gegenpartei sich insgesammt zu seinem Glauben bekehrt haben sollte. Die Geschichte Davids ist eben in tendenziöser Weise so erzählt, weil er das Werkzeug der Pfaffenpartei war, um den echt nationalen König Saul zu stürzen, der „von Gott verworfen war“ wegen Vergehen, die im Vergleiche zu den Unthaten seines frömmelnden und tückischen Nachfolgers als Kleinigkeiten, ja in den Augen der Vernunft gar nicht als Vergehen erscheinen, vielmehr, wenigstens das zweite, seiner Humanität alle Ehre machen; denn es bestand darin, daß er die Feinde Israels im Kriege geschont hatte. Uns steht jedenfalls der tapfere, mäßige Saul, der im Kampfe als Held stirbt, und dessen Darstellung als Wahnsinniger handgreiflich tendenziös ist, weit höher, als der schwelgerische Heuchler, der den wackern Urias in den Tod schickt, um dessen Gattin zu gewinnen und der in seinem entnervten Alter, da man ihn durch junge Mädchen erwärmen muß, auf dem Todbette noch dem Sohne befiehlt, Männer zu morden, denen er im Leben scheinbar verziehen hatte! Es versteht sich unter diesen Umständen von selbst, daß der Glaube, den Mose gelehrt, noch nicht bestimmt formulirt, noch nicht zum Gesetze geworden war, sondern sich nur als Ansicht einer Partei fortpflanzte,

bis in ſpäterer Zeit, wie wir zeigen werden, das ſ. g. moſaiſche Geſetz ausgearbeitet wurde.

Es wird dies auch durch die Thatſache beſtätigt, daß wir in den Zeiten vom Auszuge aus Aegypten bis in die Periode des getheilten Reiches von einem Beobachten der moſaiſchen Geſetze ſo gut wie keine Nachweiſe finden und die Geſchichte jener Zeiten überaus reich iſt an Verletzungen der ſ. g. zehn Gebote, und zwar durch Männer, die als gottgefällig dargeſtellt ſind, aber nichtsdeſtoweniger ſich kein Gewiſſen daraus machen, Andersdenkenden oder Beſiegten das gegebene Wort zu brechen, ja ſie ohne Umſtände zu berauben und mit ausgeſuchter Grauſamkeit zu tödten, wogegen die als göttlich inſpirirt ausgegebene Schrift oft genug keinen Gedanken einer Mißbilligung äußert. Es iſt dies eben der Verlauf aller Menſchengeſchichte. Die Sterblichen gefallen ſich darin, bei der Stiftung von Religionen Gebote und bei derjenigen von Staaten Geſetze aufzuſtellen, deren gemeinſamen höhern Sinn und Inhalt wir „Moral“ zu nennen pflegen, — einen Begriff, der, mögen ſeine Ausführungen noch ſo weitſchweifig ſein, einfach in der Regel beſteht: Thue Niemanden, was du nicht wünſcheſt, daß es dir gethan werde! Dieſen koſtbaren Satz vergeſſen und mißhandeln aber die Glieder aller Religionen und Staaten von Anfang bis an's Ende, und die Reihenfolge dieſer Vergeßlichkeiten und Mißhandlungen nennt man: politiſche und Kirchengeſchichte. Alle Völker ſind ſich darin gleich, und die Kulturgeſchichte kennt daher wol dogmatiſche, politiſche, intellektuelle und äſthetiſche Unterſchiede der Völker, leider aber keine moraliſchen!

3. Die Bücher des „Alten Teſtamentes“ ſind nicht zu der Zeit verfaßt, da die Perſonen lebten, nach denen ſie benannt ſind, ſondern in bedeutend ſpäteren Perioden; auch ſind ſie nicht einheitliche, ſondern vielfach zuſammengefügte Arbeiten.

Die Kirchenväter werden als die Säulen der Rechtgläubigkeit verehrt, wobei ſich die Verfechter der letztern ſehr darauf zu verlaſſen ſcheinen, daß man ſie nicht mehr leſe, ſondern verlangen, daß man ſie ungeleſen anſtaune. Nun leſen wir aber ſchon bei einem dieſer ehrwürdigen Väter, dem heiligen Hieronymus, in ſeinem Briefe an Helvidius: „Ob du nun Moſe den Verfaſſer des Pentateuchs oder Esdra den Wiederherſteller desſelben Werkes nennen willſt, dagegen habe ich nichts einzuwenden.“

Wenn nun auch dieſer Ausſpruch die Autorſchaft des Moſe nicht geradezu läugnet, ſo ſtellt er ſie doch ziemlich deutlich in Zweifel, und durch die neueren Bibelforſchungen iſt es zur vollſtändigen Gewißheit geworden, daß die nach Moſe benannten Bücher nicht von dieſem Geſetzgeber herrühren können. Es iſt dies von kompetenter Seite ſo überzeugend nachgewieſen worden, daß es genügt, auf die hauptſächlichſten Punkte, welche dabei in Betracht kommen, hinzuweiſen. Die Stellen nämlich, welche in

den fraglichen Büchern ihren Urſprung aus Moſe's Hand zu behaupten ſcheinen, beziehen ſich offenbar blos auf das Geſetz des Moſe, nicht auf die Geſchichtserzählung der fünf Bücher. Die letzteren finden ſich in keinem Werk erwähnt, das weniger als tauſend Jahre nach Moſe geſchrieben iſt. Dagegen enthalten dieſelben Thatſachen, Namen und Ausdrucksweiſen, welche erſt in einer weit ſpätern Zeit und nur im Lande Kanaan, welches Moſe nie betreten hat, Anwendung finden konnten. Auch gehört die Sprache, in welcher der Pentateuch geſchrieben iſt, der Zeit kurz vor der babyloniſchen Gefangenſchaft (tauſend Jahre nach Moſe) an, während zur Zeit des Geſetzgebers die Juden noch gar keine Buchſtabenſchrift kannten. Es iſt mithin anzunehmen, daß die Entſtehung der bibliſchen Bücher der Zeit nach nicht ſehr weit auseinander liegen kann, und hiefür ſpricht namentlich auch der Umſtand, welchen ſelbſt Jul. Fürſt, der Vertheidiger der Entſtehung einzelner Theile der Bibel ſchon zur Zeit der Erzväter, zugibt, „daß nämlich die hebräiſche Sprache in ihrer vorhandenen Literatur keinen Umwandlungsproceß aufweiſe, wie andere Sprachen, die älteren Theile von den neueren ſich vielmehr blos durch eine Anzahl alterthümlicher Wörter, eine gewiſſe Steifheit und alterthümliche Farbe in den Liedern unterſcheiden, im Ganzen jedoch ſelbſt die älteſten Schriftſtücke ſchon eine ebenſo ausgebildete Sprache beſitzen, wie ſie in der ganzen Zeit des Lebens der hebräiſchen Sprache geblieben iſt, und in den ſpäteren Schriftſtücken, gegenüber den früheren, kaum eine weſentliche ſprachliche Veränderung ſtattgefunden hat.“

Ueber die Zeit nun, in welcher die fünf Bücher entſtanden ſein mögen, gibt folgende Erzählung Anhaltspunkte, welche wir im zweiten Buche der Könige (22. und 23. Kap.) finden. Joſia, einer der wenigen nicht götzendieneriſchen Könige von Juda, ſandte, nachdem das Bruderreich Israel bereits gefallen war, im J. 621 vor Chr., den Schreiber Safan in das Haus des Herrn zu dem Hohenprieſter Hilkia, um die Bauleute am Tempel zu bezahlen. Bei dieſem Anlaſſe theilte Hilkia dem Boten mit: er habe das Geſetzbuch gefunden im Hauſe des Herrn, und ſandte dieſes Geſetzbuch durch ihn dem Könige. Ueber den Inhalt desſelben gerieth der Letztere in ſolches Erſtaunen, daß daraus deutlich genug hervorgeht: weder er, noch ſeine Vorfahren, noch ſein Volk hatten dieſes Geſetzbuch je gekannt. Er führte dasſelbe ſofort ein, zerſtörte alle Spuren der Abgötterei und gebot, das Paſſahfeſt zu halten; denn es war (heißt es 2. Kön. 23, 22) kein Paſſah ſo gehalten, als dieſes, von der Richter Zeit an, die Israel gerichtet haben, und in allen Zeiten der Könige Israels und der Könige Juda's. — Alſo bis auf Joſia hatte Israel kein Geſetzbuch gekannt, und der gewandte Prieſter Hilkia iſt wol nur theilweiſe der Finder, theilweiſe aber der Erfinder des moſaiſchen Geſetzes und der eigentliche Verfaſſer (oder Bearbeiter) des Pentateuchs. Denn es iſt ſelbſtverſtändlich, daß er nicht ganz ohne Hülfsmittel arbeitete; doch waren dieſe, bei dem

damaligen, durch die fortwährenden religiösen Kämpfe herbeigeführten Mangel an Bildung gewiß nur zu geringem Theile schriftliche, größtentheils aber mündliche Ueberlieferungen mit ihrer ganzen Unzuverlässigkeit, Zusammenhangslosigkeit, Ueberschwänglichkeit, Sagenhaftigkeit und Widerspruchsfülle. Hilkia hat höchst wahrscheinlich aus dunkeln Sagen und wenigen Aufzeichnungen, die während des wiederholten und langen Götzendienstes theilweise in Vergessenheit gerathen waren, die hebräische Geschichte vor dem Auszuge aus Aegypten erst eigentlich zusammengesetzt, den Charakter, die Erlebnisse und die Gesetze des Mose nach seiner Phantasie gestaltet, wie auf ähnliche Weise später die Zeit der Richter und der Könige Saul, David und Salomo zu der monotheistischen Glanzperiode geformt wurde, als welche sie uns jetzt erscheint. Die nachfolgende scheußliche Baals- und Molochszeit konnte man freilich nicht mehr vergolden, — die war noch in zu lebhafter Erinnerung. Es sind zwar andere Ansichten über die Entstehung der einzelnen Bücher des alten Testaments aufgestellt worden; allein gegenüber der so deutlichen Erzählung von der „Auffindung" des Gesetzes durch den klugen Hilkia können sie nur als willkürliche Hypothesen erscheinen.

Wie viele und welche Theile der „heiligen Schrift" in Hilkia ihren Urheber, beziehungsweise Wiederhersteller haben, können wir nicht mehr beurtheilen, da in der Sammlung, wie sie uns vorliegt, gar viele Bestandtheile eingeflochten und hinzugefügt sind, welche in noch späterer Zeit verfaßt sein müssen. Daß sie aber von verschiedenen Verfassern herrühren, und oft gewaltsam an einander geschmiedet sind, liegt klar genug vor.

Wir finden den Beweis verschiedenartiger Bearbeitungen der historischen Bücher schon auf den ersten Blättern der Genesis (des ersten Buches Mose's). Dort entdecken wir nämlich die Hand zweier Verfasser, indem dieselben Thatsachen oft zweimal auf verschiedene, nicht selten widersprechende Weise wiederholt werden, und mitten im Texte Stellen vorkommen, die nach ihrem Wortlaute offenbar den Anfang eines ehemals selbständigen Schriftstückes verrathen, andere aber so eingefügt sind, daß sie den Zusammenhang stören, der ohne sie ungestört fortläuft, auch verschiedene Namen Gottes gebraucht werden, deren Vertheilung sich genau nach jenen Wiederholungen richtet. Man hat nach diesen Namen Gottes die beiden Verfasser, aus deren Arbeiten die Genesis zusammengesetzt sein muß, den Elohisten und den Jehovisten genannt; da jedoch diese Verschiedenheit der Namen Gottes weder wesentlich ist, noch den Charakter der betreffenden Schriftstücke bezeichnet, nennen wir die beiden Verfasser treffender: den Erzähler und den Ergänzer. Die Stelle von 1. Mos. 1, 1 bis 2, 3 ist vom Erzähler, 2, 4 bis 4, 26 vom Ergänzer, das Spätere wieder vom Erstern verfaßt und mit Einschaltungen und Verbesserungen des Letztern versehen. (Es ist hierbei zu erinnern, daß die Eintheilung in Kapitel erst im Mittelalter und jene in Verse erst nach der Refor-

mation gemacht wurde.) Die Verſchiedenheit des Gottesbegriffes der beiden Verfaſſer haben wir bereits auseinandergeſetzt; ob vielleicht der Ergänzer in Hilkia zu vermuthen ſein dürfte, welcher die ſchriftliche Aufzeichnung eines Vermittlers mono- und polytheiſtiſcher Vorſtellungen (des Erzählers) ſeinem Werke einverleibte und überarbeitete, müſſen wir natürlich dahin geſtellt ſein laſſen. Jedenfalls nahm der Ergänzer ſeine Arbeit leicht und fand es weder der Mühe werth, Anſchauungen ſeines Vorgängers, die den ſeinigen widerſprachen, zu berichtigen, noch im Ganzen einen fließenden und ineinandergreifenden Zuſammenhang herzuſtellen. So ergeben ſich denn mannigfache und auffallende Widerſprüche. Während nämlich der Erzähler das Waſſer jeder andern Schöpfung vorgehen, darauf die Pflanzen, dann Sonne, Mond und Sterne, dann die Thiere und zuletzt den Menſchen und ſein Weib entſtehen läßt, ſchafft nach dem Ergänzer Gott zuerſt nach Himmel und Erde, welche letztere noch kein Waſſer beſitzt, den Menſchen, dann die Pflanzen, dann die Flüſſe, dann die Thiere und zuletzt das Weib. Dabei iſt immer zu berückſichtigen, daß eine ungenaue und tendenziöſe Ueberſetzung, wie z. B. jene Luther's, viel dazu beitragen kann, jene Widerſprüche ad majorem gloriam inspirationis (zur größern Ehre der Offenbarung) zu verwiſchen.

Dieſe Widerſprüche ſetzen ſich fort in der Geſchichte der Kinder Adam's und Eva's. Der Ergänzer denkt nicht daran, daß aus der Weiſe, wie die Erſchaffung der beiden erſten Menſchen erzählt iſt, wenn auch nicht mit ausdrücklichen Worten, doch folgerichtig die Abſtammung aller Menſchen von ihnen hervorgeht. Es zeigt ſich dieſe Vergeßlichkeit, die ſich bei Annahme einer Inſpiration ganz ſonderbar machen würde, recht augenfällig darin, daß der angedeutete Schriftſteller Kain die Furcht äußern läßt: wer ihn finde, werde ihn tödten, und daß er ihn dann auf ſeiner Flucht ein Weib nehmen und eine Stadt bauen läßt. Würden alle Menſchen von Adam und Eva ſtammen, — wer konnte den Flüchtling finden und tödten, woher konnte dieſer ein Weib nehmen, und mit was für Leuten eine Stadt bevölkern? Ja, der Ergänzer ſcheut ſich ſogar nicht, ſich ſelbſt zu widerſprechen. Einen der Nachkommen Kains (Jabal) nennt er den Erſten Derer, die in Hütten wohnten und Viehzucht trieben, während doch ſchon Abel ein Hirt war und Kain ſchon eine Stadt gebaut haben ſoll. Wer wird die Städte vor den Hütten entſtehen laſſen?

Zwiſchen den beiden Schriftſtellern walten aber nicht nur Verſchiedenheiten in Dingen, die einander entſprechen ſollten, ſondern auch Aehnlichkeiten in Dingen, bei denen Verſchiedenheit erwartet wird. So gibt der Ergänzer eine Stammtafel der Nachkommen Kains und der Erzähler eine ſolche der Nachkommen ſeines nachgeborenen Bruders Seth. Die beiden Tafeln lauten:

Kain	Seth
Chanoch	Enoſch
Irad	Kenan
Mahujael	Mahalalel
Metuſchael	Jared
Lamech	Chanoch
	Metuſchelach
	Lemech

Man ſieht auf den erſten Blick, daß die Namen beider Tafeln, nur Seth und Enoſch ausgenommen, einander genau entſprechen. Kain findet ſich in Kenan wieder, die drei Nachkommen des Erſtern in verkehrter Reihenfolge in den drei Nachkommen des Letztern und in jeder folgt auf dieſe drei ein Metuſchael (oder Metuſchelach) und auf Dieſen ein Lamech (Lemech), von welchem merkwürdiger Weiſe in beiden Liſten allein Reden angeführt werden. Der Kainit Lamech hat drei Söhne, von welchen Viehzucht, Muſik und Induſtrie hergeleitet werden, und der Sethit Lemech iſt der Vater Noah's, deſſen drei Söhne die Stammväter aller Völker ſein ſollen. Es ſind zwei Variationen einer Stammtafel, nur zeigt die erſte den Urſprung der Stände, die zweite jenen der Völker. Und zudem verräth ſich die ſtreng jüdiſche Tendenz des Ergänzers in der Erwähnung (4, 26), daß man zu des Enoſch Zeit begonnen habe „von des Herrn Namen zu predigen", was jedoch merkwürdiger Weiſe nach dem hebräiſchen Texte auch heißen kann: man habe damals das Anrufen Gottes entweiht oder geſchändet, d. h. Vielgötterei zu treiben begonnen, was dann zu den Veranlaſſungen der Flut paſſen würde. Und ſie verräth ſich auch in den von ihm in die Flutgeſchichte eingeſchalteten Epiſoden von den Elohimsſöhnen (6, 1—8), durch welche er den Umgang des Volkes Gottes mit Fremden verpönen wollte, von der Unterſcheidung der reinen und unreinen Thiere (7, 1—5) und vom Dankopfer nach der Flut (8, 20—22).

Auch aus den übrigen Theilen des alten Teſtamentes geht genugſam deren ächt menſchlicher und ſehr ſpäter Urſprung, ſowie ihr zuſammenhangsloſer Charakter hervor. Wir verweiſen beiſpielsweiſe blos auf das Buch der Richter, in welchem eine Menge Völker (Amoriter, Kanaaniter u. ſ. w.), welche im Buche Joſua vernichtet und ausgerottet worden, wieder leben, Städte (wie Jericho u. a.), die dort zerſtört und deren Wiederaufbau ſogar verboten worden, wieder bevölkert ſind, und die Stämme, welche im Pentateuch und bei Joſua als einiges Volk dargeſtellt worden, unter einander uneinig, von einander unabhängig, und ſogar um Länderbeſitz, der ihnen dort ſchon zugetheilt worden, erſt ſtreitend erſcheinen (wie z. B. der Stamm Dan, Richter 18). In demſelben Buche bemerken wir auch eine Reihe von Wundern, welche erſt lange Zeit nach den Begebenheiten, auf welche ſie ſich beziehen, gedichtet werden konnten (nicht, als ſich

noch Alles an den natürlichen Verlauf erinnerte), und zwar sehr abgeschmackter Art, wie z. B. die Wiederholung des schon bei dem rothen Meere erzählten trockenen Durchgangs der Juden bei ihrem Zuge über den Jordan, das Zusammenstürzen Jericho's bei dem Schalle der israelitischen Posaunen und das vielberufene Stillstehen der Sonne und des Mondes auf Josua's Befehl. Endlich können wir uns nicht enthalten, in den theilweise lächerlichen Thaten Simsons (wir nennen nur den Eselskinnbacken und die brennenden Fuchsschwänze!) eine beinahe travestirende Kopie des griechischen Herakles, d. h. des Sonnengottes, zu erblicken.

Doch — wenden wir uns von dem unerfreulichen Bilde einer angeblich historischen Literatur, welche von Widersprüchen, Ungereimtheiten, Unmöglichkeiten, tiefer Unwissenheit, ziemlich roher Moral und kindischer Prahlerei wimmelt, trotzdem aber Jahrhunderte lang nicht nur für buchstäblich wahr, sondern sogar für von Gott geoffenbart gehalten wurde, — übersättigt ab und dem erfreulichern und wahrhaft werthvollen Theile der hebräischen Literatur, den poetischen Büchern zu, welche ihr wirkliche Unsterblichkeit sichern, und wir finden uns hier reichlich entschädigt für den übeln Eindruck der sogenannten Geschichtsbücher; auch stört uns jetzt nicht mehr der tolle Wahn der Orthodoxie, welcher der Welt nicht einmal den reinen Genuß der hebräischen Poesie gönnte, sondern auch in diese noch wirkliche Geschichte und theologische Deuteleien hinein dichtete. Die ältesten poetischen Denkmale der Juden sind ohne Zweifel die in den angeblich historischen Büchern Mose's, Josua's und der Richter eingeflochtenen kurzen Gesänge, wie z. B. das Lied Adam's an Eva (1. Mos. 2, 23. 24), das Rachelied Lamech's (4, 23. 24), das Siegeslied der Israeliten (2. Mos. 15, 1—19), das Siegeslied Debora's (Richter 5) u. a. An diese schließen sich die größeren, selbständigen Dichtwerke. Das Gedicht von der Aehrenleserin Ruth ist ein liebliches Idyll, — nicht ohne die Tendenz, die Voreltern Davids zu verherrlichen, und gegenüber engherziger Abschließung des jüdischen Volkes die Berechtigung zur Verbindung mit fremden Weibern zu verfechten. Eine Novelle könnte man das Buch Esther nennen; sein Zweck ist, die israelitische Tugend in den Himmel zu erheben und dem Hasse gegen die Feinde Israels Luft zu machen. Einen ganz ähnlichen Zweck hat auch die Novelle Judith, während das idyllische Element wieder im Buche Tobia vorherrscht und mit moralisch-religiösen Lehren vermischt ist. Auch die Geschichte des Propheten Jona ist novellistisch, ja sogar märchenartig, und historische Novellen, jedoch ohne klaren Bezug auf bestimmte historische Personen und Ereignisse, sind die Abenteuer Daniels in dem zu später, alexandrinischer Zeit verfaßten Buche dieses Namens, mit dessen drei nicht hebräisch, sondern blos griechisch vorhandenen Anhängen.

An poetischem Gehalte werden diese epischen Dichtungen weit übertroffen von den lyrischen der hebräischen Literatur. Außer den werth-

vollen Volksliedern, welche in den ſ. g. geſchichtlichen Büchern, und den erhabenen Stellen hochpoetiſchen Fluges, welche ſo zahlreich in den Propheten verſtreut ſind, beſitzt dieſelbe noch bedeutende unabhängige Dichtwerke lyriſcher Art. Das größte derſelben iſt die Sammlung der 150 Pſalmen, religiöſer Gedichte, die meiſt den Königen David und Salomo zugeſchrieben werden, welche Urheberſchaft jedoch vor ſtrenger Kritik nicht beſtehen kann, die anerkannte dichteriſche Schönheit einer großen Anzahl davon aber auch nicht zu erhöhen im Stande iſt. Ein reines Liebesgedicht, und zwar ein glühend und derb ſinnliches, iſt das Hohelied, deſſen frühere theologiſche Deutung zu dem größten Wahnſinne gehört, den menſchliche Gehirne je ausgeheckt haben. Rührend und erſchütternd zugleich ſind die Klagelieder des Jeremias. Reich an prachtvollen lyriſchen Stellen iſt auch das in ein epiſches Gewand gebrachte Lehrgedicht Hiob, deſſen Zweck vorzüglich ein religiös-moraliſcher iſt. Vielleicht dürfte Hiob eine Perſonifikation des in die Gefangenſchaft geführten und wieder zurückkehrenden jüdiſchen Volkes ſein. Das Gedicht bezeichnet auch wahrſcheinlich die Grenzſcheide zwiſchen der Zeit vorherrſchenden poetiſchen Charakters der hebräiſchen Literatur und einer ſpätern, proſaiſchen, in welcher belehrende Sprüche die hauptſächlichſten Produkte der Schriftſteller bildeten. Dazu gehören der Prediger (Koheleth), die Sprüche und die Weisheit, alle drei nach Salomo benannt, aber manche Jahrhunderte nach ihm verfaßt, und die Weisheit Jeſu, des Sohnes Sirach.

* * *

Noch erübrigt uns, des Verhaltens der Israeliten zum Glauben an die perſönliche Unſterblichkeit zu gedenken, bezüglich deſſen ſie von ihren ſämmtlichen heidniſchen Zeitgenoſſen durchaus abwichen, und zwar in einer Weiſe, welche meiſtens verſchwiegen wird, weil es der chriſtlichen Orthodoxie unbequem iſt, geſtehen zu müſſen, daß dasjenige Volk, welchem der Stifter des Chriſtenthums angehörte, gerade jene Lehre nicht kannte, auf welche ſämmtliche chriſtliche Parteien das meiſte Gewicht legen, ja ihr ganzes religiöſes Syſtem eigentlich bauen. Und dennoch iſt es ſo. — In den ſämmtlichen heiligen Schriften der Juden bis auf die babyloniſche Gefangenſchaft erſcheint keine Andeutung einer perſönlichen Fortdauer des Individuums nach dem Tode, wenn auch ebenſowenig eine ausdrückliche Läugnung dieſer Annahme. Die rechtgläubigen Juden legten Alles in Jahve's Hand; ihre ernſte, ſtrenge Religioſität, ihr ideales Gottesbewußtſein und ihre praktiſche Lebensweisheit verhinderten ſie, ja ließen es ihnen ſündlich erſcheinen, eine Beſtimmung von Vorgängen nach dem Tode und eine Ausmalung der Lokalitäten, nach welchen die Seele reiſe, ſich anzumaßen. Ihr „Scheol" iſt nichts als eine Umſchreibung der Ideen von Grab und Tod, und was darüber hinausgeht, iſt, gleich dem Baal

und dem goldenen Kinde, aus heidnischen Religionen eingeschmuggelt. Durch die babylonische Gefangenschaft dagegen fand der persische Dualismus von Gott und Teufel, Himmel und Hölle, dauernden Eingang in das jüdische Bewußtsein. Umsonst stemmten sich die skeptischen Saddukäer gegen diese der alten Tradition ihres Volkes widersprechende Bescheerung; ihre Gegner, die Farisäer, begrüßten sie als eine willkommene Vermehrung der Glaubensartikel, deren Menge ihren Einfluß hob, und pflanzten sie, indem Jesus, trotz aller Verachtung ihrer Schwächen, doch in Glaubenssachen auf ihrem Boden stand, — auch in das Christenthum über.

d. Arier.

Wir gelangen in der Reihenfolge der Betrachtung jener Völker, welche für die moderne Kultur Europa's in irgend welcher Beziehung von Bedeutung sind, endlich zu dem großen Völkerstamme, welchem wir selbst angehören. Es ist eine Errungenschaft der vergleichenden Sprachkunde, eines Kindes der neuern wissenschaftlichen Forschung, die Zusammengehörigkeit dieses Völkerstammes entdeckt zu haben, dessen Wohnsitze vom Brahmaputra bis zu den Küsten des atlantischen Oceans reichen, und dessen Sprößlinge sich aus diesem mächtigen Gebiete nach allen Gegenden der Erde hin verbreitet haben und überall die Herren und Gebieter der übrigen Völkerstämme geworden sind. Wir geben diesem siegenden Stamme gegenwärtig den Namen der Arier, weil dessen Angehörige in Asien sich Arja oder Airja nennen. Wo die Arier hausten, ehe sie sich in Völker spalteten und ihre Wege nach verschiedenen fernen Ländern einschlugen, läßt sich wol nie mit Sicherheit entscheiden. Die meisten Forscher wollen ihren Urſitz in Westasien suchen, während einige Andere in alten Ueberlieferungen die Spuren ihres Ursprunges in Europa zu finden glauben.

Dasjenige Land, in welchem die Arier, aus Gründen, die wir bereits oben auseinandergesetzt haben, die geringste Stufe der Kultur wie der Macht erreichten und am weitesten hinter dem historischen Fortschritte der Menschheit zurückblieben, ist Indien. Derjenige Zweig der Arier, welcher von Nordwesten her in dieses Land einzog, fand dort eine schwarze Urbevölkerung vor; er drängte deren Bestandtheile in das nördliche Gebirge Himavat (Himalaja) und über das südliche Gebirge Vindhja in die Halbinsel Dekhan zurück, wo sie noch gegenwärtig hausen, und besetzte die zwischen den beiden genannten Gebirgen liegende Tiefebene der Ströme Sind (Indos, Indus) und Ganga (Ganges) als sein ausschließliches Eigenthum. Die Urbewohner Indiens waren nicht civilisirter als jene Aegyptens oder als die heutigen Wilden; erst mit den Ariern drang daher Kultur in dieses Land ein. Der älteste Schauplatz dieser

letztern war das Gebiet des Sind und seiner fünf Nebenflüsse, — das Fünfstromland, Pendschab. Später wurde durch Auswanderungen und blutige Eroberungen die Herrschaft der Arier auch am Ganga befestigt, und endlich trat das Sind-Gebiet an Bedeutung weit hinter das Ganga-Land zurück. Diese beiden Schauplätze begründen die Eintheilung der eigentlichen indischen Geschichte, d. h. der Geschichte der indischen Arier von ihrer Einwanderung bis zu ihrer Unterwerfung durch fremde Völker (erst Araber, dann Mongolen und endlich Engländer) in zwei große Perioden, — eine religiös-patriarchalische und eine hierarchisch-aristokratische. In der Literatur charakterisirt sich die erste durch den Veda, die zweite durch die großen indischen Epopöen.

In der Sindperiode beschäftigten sich die indischen Arier mit Ackerbau und Viehzucht, gehorchten kleinen Stammesfürsten, Gopa genannt, d. h. Beschützer der Kühe, huldigten der Monogamie und hatten in ihrer einfachen Lebensart keine Kenntniß von Lastern und Ausschweifungen. Sie lebten in harmloser Fröhlichkeit und Kindlichkeit in den Tag hinein, vergaßen über der glücklichen Gegenwart die Vergangenheit, und so kommt es, daß die indische Literatur keine Geschichtschreibung, sondern nur Poesie besitzt. Ein Priesterthum kannten sie nicht; jeder Familienvater war Priester in seinem Hause. Die Opfer waren nicht blutige, sondern Trankopfer, aus Pflanzensaft (Soma) und Milch vermischt; sie und die Gebete bezogen sich vorzüglich auf das Gedeihen der Heerden, auf Wasserreichthum und auf Sieg in Fehden zwischen den Stämmen um Weidebesitz.

Auch die Mythologie der alten Inder, wie jede andere, war den Vorgängen der Natur entnommen. In Indien namentlich, wo sich die letztere in einer zugleich anmuthigen und furchtbaren Pracht und Fülle entfaltet, mußten die Gemüther des harmlosen Volkes von staunender Ehrfurcht ergriffen werden vor den Wesen, denen sie die Urheberschaft der Gewitter, der Orkane, der Stromfluten, der Pflanzen- und Thierwelt, der Gestirne, der Hitze und Kälte zuschrieben. Alle diese Naturkräfte wurden also in der Fantasie der alten Inder zu göttlichen Wesen (Devas, verwandt mit dem griechischen θεός und dem lateinischen deus), und zwar die wohlthätigen zu guten, die verderblichen zu bösen Dämonen. Als Haupt der Ersten und siegreicher Bekämpfer der Zweiten erscheint in der ältesten indischen Mythologie der Gott Indra, der „Großarmige", der Träger des Blitzes und Donners, der mit diesen seinen mächtigen Waffen das schwarze Gewölk theilt und die Luft reinigt. Als Regen und damit Segen spendend, werden aber die Wolken auch „Indra's Kühe" genannt, die er melkt und dadurch die Menschen und Thiere und die Erde erquickt. Als Gott der Sonne steht unter Indra Mitra, auch Surja, als Gott des irdischen Feuers Agni (lat. ignis).

Die Quelle, aus welcher wir diesen kindlichen Glauben der ältesten

indiſchen Arier kennen lernen, iſt dieſes Volkes erſtes Literaturerzeugniß, die große Sammlung des Veda (d. h. „des Wiſſens“). Sie zerfällt in vier Bücher, die nacheinander zu verſchiedenen Zeiten entſtanden, aber erſt ſpät geſammelt und geordnet wurden. Sie heißen: Rig-, Sama-, Jadſchur- und Atharva-Veda, und jedes derſelben zerfällt wieder in drei Abtheilungen, die in jedem die gleichen Namen führen. Die Abtheilung Samhita enthält Lieder und Gebete, die Brahmana (d. h. die Betenden) religiöſe Vorſchriften und Gebräuche, Erzählungen und philoſophiſche Abhandlungen, die Sutra Ergänzungen und Zuſammenfaſſungen der beiden erſten Abtheilungen. Die jüngeren Bücher des Veda beſtehen theilweiſe aus Wiederholungen der älteren und Auszügen aus denſelben. In allen werden weder der Strom Ganga, noch der Gott Brahma und die übrigen ſpäteren Götter erwähnt, noch läßt irgend eine Spur auf das Vorhandenſein der ſpäteren „Kaſten“ ſchließen.

Eine weſentlich neue Geſtalt gewinnt die indiſche Kultur durch die Eroberungszüge der Arier vom Sind an die Ganga und über dieſe hinaus. Die Zunahme der Bevölkerung und die Unmöglichkeit, länger ohne gegenſeitige Vernichtung in einem für ſie zu eng gewordenen Lande zu wohnen, trieb zu jenen Zügen nach Oſten. Die Kämpfe, welche mit denſelben verbunden waren, theils unter ariſchen Stämmen ſelbſt, theils gegen die ſchwarzen Urbewohner, gaben den großen Heldengedichten der indiſchen Arier, ihren Iliaden, das Leben. Dieſe beiden Rieſenwerke ſind, wie wahrſcheinlich auch die beiden den Namen Homer's tragenden Epopöen, nicht einheitliche Arbeiten, ſondern geſammelte und geordnete Rhapſodieen. Während die erſten Anfänge derſelben in das 10. oder 11. Jahrhundert v. Chr. fallen mögen, datirt ihre heutige Geſtalt wahrſcheinlich nicht früher, als aus dem 1. Jahrhundert vor Chr. Während jedoch die Sammlung der homeriſchen Geſänge unter der Hand kunſtſinniger und Formſchönheit pflegender Hellenen zu einem prachtvollen, ineinandergreifenden und ſtaunenswerthen harmoniſchen Ganzen, zu einer ächt helleniſchen, plaſtiſchen „Bilderhalle“ zuſammenwuchs, entſtellten die nach und nach emporkommenden indiſchen Prieſter durch regel- und rückſichtloſes Hineinflicken von religiöſen Sagen, Glaubenslehren und Sittenvorſchriften die heldenhaften Lieder der Urzeit, deren einfacher, ächt poetiſcher Kern in Theilen des Veda noch zu erkennen iſt, — zu einem unförmlichen, zuſammenhangsloſen, unklaren Chaos verſchiedenartiger und ſogar ſich widerſprechender Elemente. Die Namen dieſer den indiſchen vielköpfigen und vielarmigen, ſchildkrötenleibigen und fiſchſchwänzigen Götterbildern ähnlichen Gedicht-Ungeheuer heißen: Mahabharata und Ramajana. Mahabharata, d. h. der große Krieg, beſingt die Kämpfe der beiden Stämme der Kuru und Pandu, der Abkömmlinge zweier Brüder, von denen die Erſten in der „Elefantenſtadt“ Haſtinapura, die Andern in dem heiligen Indraprafſtha ihren Sitz hatten, Dieſe aber an Jene in falſchem Würfelſpiele ihr Reich verloren hatten, es

durch Krieg wieder zu gewinnen suchten und es auch nicht nur wieder gewannen, sondern das der Feinde noch dazu. Diejenigen Theile des Gedichtes, welche vor dem Siege entstanden waren, hatten für die Kuru Partei genommen; der Sieg aber, dem historische Ereignisse zu Grunde liegen, hatte eine Umarbeitung zu Gunsten ihrer glücklichen Gegner, der Pandu, zur Folge. Die zarte Liebesgeschichte „Nalas und Damajanti" und das religionsphilosophische Lehrbuch „Bhagavad-Gita" sind Episoden des Mahabharata.

Erst nach dem Ende des großen Völkerkrieges am Ganga entstand das zweite indische Epos Ramajana. Es athmet nicht mehr Thatkraft und Leidenschaft, sondern beschauliche Moralität und Frömmigkeit, in welcher der Held des Gedichtes Rama, ein Bekämpfer furchtbarer Riesen und wilder Thiere, glänzt. Der Schauplatz seiner Thaten ist nicht das flache Ganga-Land, Hindostan, sondern das gebirgige Dekhan, die dreieckige Halbinsel Vorderindiens, in deren vielverzweigte Thäler Rama die arische Kultur trägt, und deren als Affen dargestellte Ureinwohner ihm aus Felsblöcken eine Brücke nach der Insel Lanka (Ceylon) bauen, deren König ihm erliegen muß. Das Versmaß beider Epopöen ist die Sloka, eine Strophe von je zwei Versen, deren jeder sechszehn Silben in wechselnder Hebung und Senkung enthält.

Nachdem der Besitz des Ganga-Landes den arischen Eroberern gesichert war, hatten dieselben kein weiteres Bestreben mehr, als sich in der errungenen Macht zu befestigen. Das heiße, erschlaffende Klima lähmte die arische Thatkraft und ließ die glücklichen Eroberer auf ihren Lorbeeren ausruhen. Sie hatten das eigentliche Gebiet des arischen Lebens, die gemäßigte Zone, verlassen, und erlitten die Strafe für dies Beginnen durch Verweichlichung und Vergessenheit. Kein Griffel eines Geschichtschreibers überlieferte ihre Thaten wahrheitsgetreu der Nachwelt; sie wurden ein unhistorisches Volk, das nur für die Gegenwart lebte.

Ein und dasselbe Mittel mußte dazu dienen, die arische Macht in Indien zu befestigen, und die Kultur der indischen Arier zu einer stabilen, unfruchtbaren zu stempeln, nämlich das verhängnißvolle Kastenwesen, welches dieselben Resultate, wie wir sahen, bereits in Aegypten gehabt hatte, — nur mit dem Unterschiede, daß die üppige, Alles von selbst darbietende Natur Indiens uns von der dortigen Kultur fast nur poetische Reste überliefert hat, während der ernste, strenge Charakter des mit seinem Strome um seine Nahrung ringenden Nillandes den Ueberbleibseln der ägyptischen Kultur eine vorzugsweise prosaische, auf Staatswirthschaft und Arbeit gerichtete Physiognomie aufdrückt. Für unsere moderne Kultur ist von beiden Horizonten, dem indischen und dem ägyptischen, keiner maßgebend geworden; denn sie sind beide der freien Entwickelung des Menschenthums ungünstig, indem sie dessen furchtbarstes Hinderniß, die Sklaverei, durch

ihre Kasten in ein auf ewig versteinertes, nur durch Ausrottung des ganzen Volkes auflösbares System brachten.

Die Urbewohner des Ganga-Landes wurden von den siegenden Ariern auf zweierlei Weise behandelt. Diejenigen, welche sich Diesen im Kriege nicht freiwillig unterworfen hatten oder bei friedlichem Vordringen der Arier durch Kolonisation und Missionen deren gesellschaftliche Einrichtungen und religiöse Ansichten nicht freiwillig annahmen, blieben sammt ihren Nachkommen von allen Menschenrechten, von allem staatlichen Verbande, von allem Anspruch auf Schutz und Rücksicht nicht nur ausgeschlossen, sondern wurden auch im empörendsten Maße verachtet, Pestkranken gleich abgesondert und durften gleich den Thieren nur weggeworfene Speisereste genießen. Sie hießen Tschandala am Ganga und Varia in Dekhan. Diejenigen dagegen, welche der arischen Oberherrschaft sich freiwillig fügten, wurden zwar in den Staatsverband aufgenommen, mußten aber als Knechte dienen, durften kein Grundeigenthum besitzen und waren, wenn auch den religiösen Gesetzen und Sitten der Herren untergeben, doch vom Lesen des Veda und anderer heiliger Bücher ausgeschlossen. Sie bildeten die unterste, vierte Kaste in der indischen Staatsfamilie, unter dem Namen Sudra. Die Arier ihrerseits bildeten stetsfort ein Volk für sich, das durch die Kenntniß der heiligen Bücher vor den Unterworfenen einen wesentlichen Vorzug hatte, und dessen Glieder im 8. bis 15. Lebensjahre in diese Kenntniß mittels einer feierlichen Aufnahme und Anlegung einer Schnur von der linken Schulter über die Brust herab eingeweiht wurden. Mit der Zeit jedoch theilten sich die Arier, deren Vornehmen in ihrem Herrscherdünkel alle Arbeit verächtlich wurde, in die zwei streng geschiedenen Theile der Erwerbenden und der Genießenden. Die ersten wurden, als Ackerbauer, Hirten, Handwerker und Kaufleute, unter dem Namen Waisja, zur dritten Kaste herabgedrückt. Die Genießenden aber, die eigentlichen Herren Indiens, bildeten die zwei obersten Kasten, die der Krieger (Kschatrija) und der Priester (Prohita, später Brahmana), je nachdem die eine dieser beiden Beschäftigungen in den Familien erblich wurde. In den ersten Zeiten nach Entstehung des Kastenwesens scheint der Vorrang zwischen ihnen streitig gewesen zu sein; allein das Aufhören der Eroberungskriege und die Gelehrsamkeit der Brahmanen veranlaßte bald das Zurücktreten des kriegerischen Elementes und die Anerkennung der Priester als oberster Kaste. Die Staatsverwaltung, als weltliches Geschäft, überließen zwar Diese den Kschatrija, aus denen die Könige hervorgingen; aber das gesammte rein geistige Gebiet nahmen sie als allein Wissende in Anspruch und wurden, als Sammler, Ordner und Bewahrer des Veda, die alleinigen Darbringer der Opfer und die alleinigen Lehrer des Volkes, dessen Glauben sie nach ihrem Belieben formten und modelten. Durch sie wurde dann die indische Religion wesentlich umgestaltet. Dieselbe war nun nicht mehr eine

Gefühlssache des Volkes, sondern ein Kasteninteresse der Priester, und der Hausvater durfte keine Opfer mehr bringen, — er mußte sie dem Brahmanen überlassen.

Weil die indisch-arische Nation, bei der üppigen Fruchtbarkeit des Landes, sich länger erhielt als die ägyptische, wenn auch ihre Selbständigkeit ebenso gründlich verloren ging, wie diejenige des Nillandes, so kennen wir die Details des Kastenwesens am Ganga besser, als am Nil. Wir lernen dasselbe in seiner ganzen Scheußlichkeit anschauen, und kommen zu dem Resultate, daß, verglichen mit ihm, die Sklaverei ein Zustand der Glückseligkeit ist. Es liegt wenigstens die Möglichkeit, und in vielen Fällen die Wirklichkeit vor, daß der Sklave, was die Behandlung betrifft, ein Glied der Familie seines Herrn, daß er dessen Vertrauter werden, daß er seine Freiheit erringen und gleich anderen freien Menschen zu Wohlstand und Ansehen gelangen kann. Dazu ist dem Mitgliede einer tiefern Kaste in alle Ewigkeit der Weg abgeschnitten. Derjenige, der nach der brahmanischen Lehre aus Brahma's Füßen oder Lenden hervorgegangen, kann nie und nimmer die Rangstufe Derer ersteigen, die aus des neuen Urgottwesens Armen oder gar aus seinem Haupte erschaffen sind. Wol dürfen die Mitglieder höherer Kasten, wenn Armuth sie dazu zwingt, die Beschäftigung niederer bis auf einen gewissen Grad ergreifen, doch nicht soweit, daß sie sich dadurch entehren. Niemals aber darf ein Sudra es wagen, Handel zu treiben, ein Waisja, die Waffen zu tragen, ein Kschatrija, die heiligen Bücher auszulegen, — und wenn ein Niederer gar sich erfrecht, seine begehrlichen Augen zu einer Kschatrija- oder Brahmanentochter zu erheben, so trifft die Nachkommen dieser Mißehe ewiger Fluch; sie bilden eine eigene neue Afterkaste, deren es so viele gibt, als Kastenvermischungen möglich sind. Ist aber der Unverschämte gar ein Sudra, so werden seine Kinder geradezu unter die Tschandala und Paria verstoßen.

Seitdem ein besonderer Priesterstand in's Leben getreten, konnte die alte indische Volksreligion, welche sich ohne Priester zu behelfen gewußt, selbstverständlich nicht mehr fortbestehen, da sonst die Brahmanenkaste keinen Grund ihrer Existenz gehabt hätte. Die priesterlose Religion war ihrer Natur gemäß auch eine absichtlose, instinktive, von Mysticismus freie gewesen. Die priesterliche Religion mußte die Spuren des Spekulativen, des Gemachten an sich tragen und demzufolge auch einen mystischen Charakter annehmen, weil aller absichtliche Glaube ein Sichvertiefen in dunkle Fragen, einen Versuch der Lösung ewig unlösbarer Räthsel, ein Suchen des Menschen nach dem verlorenen oder unbekannten Göttlichen im Gefolge hat.

So mußte denn der „große Geist", der Schöpfer und Erhalter der Welt, der Herr des Grauens und der Luft, der Nationalgott Indra, dem dunkeln Wesen Brahma, der „Kraft des Gebetes", weichen, von welcher

die Existenz, sowol der bisherigen Götter, als der Welt und der Menschen abgeleitet wurde, d. h. also einer Art von Weltseele, wie sie auch die griechischen Philosophen in mancherlei Variationen lehrten. Diese Weltseele war kein selbstbewußtes, handelndes Wesen; sie schuf nicht, sondern Alles ging aus ihr hervor und kehrt in einem ewigen Kreislaufe wieder zu ihr zurück. Die Religion der Brahmanen war daher Pantheismus, wie die griechische Götterlehre; Gottheit und Welt verhielten sich nach ihr wie Geist und Körper. Diese philosophische Idee hat aber das indische Volk niemals aufgefaßt; es brachte daher dem Brahma auch keine Opfer, noch errichtete es ihm Tempel. Den Konsequenzen der Brahmalehre konnte es sich aber nicht entziehen. Dieselben verlangten, zum Zwecke der Wiedervereinigung der von Brahma ausgegangenen Wesen mit der Weltseele, einen fortgesetzten, endlosen Läuterungsproceß, welcher in einem Aufsteigen der Seele von niederen zu höher organisirten Körpern (Pflanze, Thier, Mensch), und, im Falle sie sich unwürdig erwies, in einem Zurücksinken in niedere Körper bestand. Diese der ägyptischen ähnliche Seelenwanderung wurde so nachdrücklich gelehrt, daß die Zerstörung jeder Pflanze und die Tödtung jedes Thieres als Verbrechen gegen die Hülle einer wandernden Menschenseele erschien und nach den strengen Geboten der Brahmanen daher kein Fleisch, sondern nur Fische genossen werden sollten, was aber niemals vollkommen durchgeführt werden konnte. Zur Vermeidung der fürchterlichen Strafe rückwärts gerichteter Seelenwanderung erdachten die Brahmanen ein eisernes Gesetz asketischer Tugendübungen, welche, je höher die Kaste, desto strenger wurden, und in Fasten, Beten, Selbstquälereien, Reinigungen und anderen Beschränkungen der persönlichen Freiheit bestanden, so daß sie selbst dem Volke mit leuchtendem Beispiele vorangingen. Der kleinste Verstoß gegen diese Pflichten oder gegen die Lehren der Brahmanen konnte die ganze übrige Anstrengung nutzlos machen und den fehlenden Unglücklichen mit unerbittlichem Richterspruche zur Rückkehr in einen Thierleib verurtheilen.

Um diese ihre Lehre und die mit ihr übereinstimmende Kastenordnung, diese Fortsetzung der Stufenfolge lebender Wesen innerhalb des Menschengeschlechtes, als eine alte und von jeher bestehende erscheinen zu lassen, — thaten die Brahmanen Das, worin ihre Kollegen von jeher stark gewesen waren, — sie veränderten und ergänzten in ihrem Sinne den Veda und die großen Epopöen; die Helden dieser Bücher wurden zu Göttern, die Thaten für das Vaterland oder vielmehr für den Ruhm und die Macht, zu solchen für den Glauben, und die heitere Poesie der harmlosen Arier am Sind zu einer mystischen, düstern, quälerischen, jede Freiheit ertödtenden Grübelei. Und wie alle Mystik und Grübelei einen steten Kampf mit dem Klaren, Gesetzmäßigen, Natürlichen kämpft, und lieber das nicht Existirende zu erkennen sucht, als das den Sinnen sich Aufdrängende, so verirrte sich auch die brahmanische Spekulation zu dem tragisch-komischen Wahne, in Wirklichkeit existire blos Brahma; alles Andere sei ein Werk der

Maja, d. h. einer Selbsttäuschung der Weltseele, und daher ein bloßer Schein.

Es liegt jedoch nahe, daß die Annahme einer solchen Täuschung mit der ängstlichen Beobachtung der erwähnten asketischen Pflichten, die ja nicht blos zum Scheine, sondern in skrupulosester Wirklichkeit geübt wurden, sich im schreiendsten Widerspruche befinden mußte. Die Lösung desselben war indessen einem Reformator vorbehalten, welcher im Osten Asiens eine ebenso wichtige Stellung einnimmt als Mose, Jesus und Mohammed im Westen, und dessen Jünger noch heutzutage an Zahl denjenigen der drei zuletzt genannten Propheten zusammen gleichkommen. Es ist Buddha. So nämlich, deutsch der Erweckte, Erleuchtete, hieß der Ehrenname eines ungefähr 600 Jahre vor Chr. am Fuße des Himalaja geborenen indischen Königssohnes, welcher dazu berufen schien, die niedere Stellung der Kschatrijakaste an den Brahmanen zu rächen, — im 29. Altersjahre seinen Palast verließ, unter dem Namen Sakhjamuni, d. h. Einsiedler aus der Familie Sakhja, sechs Jahre lang in Wäldern ein beschauliches Leben führte und dann mit Schülern, vom Bettel lebend, im Lande umherzog, um seine Lehre zu verkünden. Dieselbe hatte zum Hauptgrundsatze, im Widerstreite gegen den Brahmanismus, daß zwar die einzelnen Wesen wirklich existiren, aber aus Nichts hervorgehen und in das Nichts wieder zurücksinken. Nach dieser Lehre gibt es daher weder einen Schöpfer, noch einen Erhalter, sondern alles Sein ist einem regellosen Werden und Vergehen anheimgegeben, das in fortwährendem Schmerz und Elend besteht. Das Ziel des menschlichen Daseins ist daher die Erkenntniß, daß das letztere eitel und elend und die Befreiung von demselben das höchste Glück sei. Nach dem Tode, nach Zerstörung alles Wirklichen, nach dem Nichts (Nirwana) sehnt sich daher der ächte Buddhist, und nähert sich ihm durch Abbruch aller seiner Verbindungen mit der Außenwelt, durch Unempfindlichkeit gegen deren Eindrücke und strenge Enthaltsamkeit von ihren Genüssen, worin er sich mittels einsiedlerischen, dumpfen Hinbrütens übt.

Während auf diese Weise der Buddhismus in seinem Denken zu dem Resultate gelangte, daß die Welt für den Weisen eigentlich nicht vorhanden sei, also im Grunde zu demjenigen des Brahmanismus, obschon er von anderen Voraussetzungen ausgegangen war, — zog er dagegen in seinem Handeln ganz andere Konsequenzen aus der Lehre von der Nichtigkeit des Irdischen, indem er aus derselben mit Recht auch die Nichtigkeit der menschlichen Einrichtungen und Abstufungen folgerte und daher das Kastenwesen verwarf. Dem Buddhisten sind alle Menschen gleich, und der Geistliche, d. h. der über das heilige Nichts Nachdenkende, hat keine Vorrechte vor dem Weltlichen, welcher sich diesen Grübeleien nicht hingibt. Und auch darin ist der Buddhismus konsequenter, daß er in der Absicht, das die ganze Welt des Seins durchziehende Elend zu mildern, nicht blos die Thiere schonen lehrt, wie der Brahmanismus, ja mit größerer Strenge

deren Tödtung verpönt, sondern auch gegen den Menschen, dessen untere Kaste der hochmüthige Brahmane verachtet, — Wohlthätigkeit, Gastfreundschaft, Versorgung mit Lebensmitteln u. s. w. zur heiligen Pflicht macht.

Der Buddhismus war in seinen ersten Anfängen so einfach und schmucklos, wie keine andere Religion, ja er war, bei seinem gänzlichen Mangel an göttlichen Wesen, kaum eine Religion zu nennen. Da indessen ungebildete Menschen, bei ihrer steten Furcht vor den Schrecken der Natur, eines Glaubens an Wesen bedürfen, an die sie sich um Schutz gegen jene Schrecken wenden können, so wurde einerseits Buddha nach seinem Tode selbst zum Gott erhoben und ihm eine übernatürliche Erzeugung und Wunderthaten angedichtet, anderseits aber auch die brahmanischen Götter ihm als Hofstaat beigegeben und von seinen Anhängern verehrt. Buddha's Reste wurden sorgfältig gesammelt und damit ein großartiger Reliquiendienst eingeführt, Bilder von ihm aufgestellt, Gebete an ihn in feste Formeln gebracht. Seine Priester, Bhikschu, traten als Bettelmönche und Bettelnonnen in Klöster zusammen, legten die drei Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ab und nahmen Regeln auf. Synoden gaben dogmatische, moralische und disciplinarische Vorschriften. Unerschöpfliche Ceremonien erfüllten den Gottesdienst; das Fasten, die Beichte, die Wallfahrten, der Rosenkranz, die Litaneien, der Weihrauch, fanden Eingang, und sogar eine Priesterherrschaft, mit dem Dalai-Lama an der Spitze, entwickelte sich in Tibet. Das Aufgehen allen Geistes in todtes Formenwesen charakterisiren am besten die Räder, durch deren Umdrehen die Buddhisten ihre Gebete abzuthun pflegen. So machte der Buddhismus einen ähnlichen Entwickelungsgang durch, wie das ursprünglich ebenfalls einfache und schmucklose Christenthum, und wie dieses verbreitete er sich über ein großes Ländergebiet (Hinterindien, Tibet, Mongolei, China und Japan, also von den Quellen des Sind bis weit in den großen Ocean hinaus) und wurde eine nicht mehr nationale, sondern universale Religion, während er dagegen in seinem Vaterlande, Vorderindien, wo er eine Zeit lang große Erfolge errungen hatte und unter dem trefflichen Könige Asoka in Magadha sogar Staatsreligion geworden war, — 1200 Jahre nach seiner Entstehung, also um 600 n. Chr., unter blutigen Verfolgungen wieder zu Grunde ging. — Der Brahmanismus hatte sich so zäh und in das indische Volksleben eingewurzelt erwiesen, daß er das Land des Indra wieder vollständig eroberte. Die Brahmanen bewirkten dies namentlich dadurch, daß sie dem durch ihre philosophischen Spekulationen unbefriedigten Volke faßbarere Gottheiten darboten und so dem Buddhismus eine gefährliche Konkurrenz machten. Das unklare Urwesen Brahma wurde zu einem persönlichen Weltschöpfer, und aus dem unzählbaren Heere der altindischen Götter traten Wischnu als erhaltendes, und Siwa als zerstörendes Gottwesen ihm an die Seite und bildeten mit ihm die indische Dreifaltigkeit, Trimurti, eine verhältnißmäßig späte Schöpfung, von welcher

weder der Veda, noch die Epopöen eine Ahnung hatten. Alle drei höchsten Götter erhielten Gattinnen. Von Wischnu insbesondere wurden Verwandlungen in Menschen- und Thierleiber erzählt und daraus eine neue Mythologie gebildet, während der Dienst des Siwa zum Deckmantel der gröbsten Ausschweifungen wurde. Denn da aus der Verwesung neues Leben entsteht und hienieden alles Leben dem Tode geweiht ist, erschien dieser Gott nicht nur als Vertreter der Zerstörung, sondern auch der Fruchtbarkeit, und es verschwisterten sich, wie in der Religionsgeschichte so oft, Wollust und Grausamkeit, ihn zu verherrlichen. Zu dieser widernatürlichen Raffinerie gehören auch die in keinem der heiligen Bücher Indiens erwähnten und erst spät (einige Zeit vor Alexander d. Gr.) aufgekommenen Witwen-Verbrennungen. Zugleich wurden die Opfer, die im indischen Alterthum so einfach gewesen, in's Ungeheuerliche vermehrt und ihre Gültigkeit an beinahe unmöglich zu erfüllende Förmlichkeiten geknüpft, was z. B. bei dem „Roßopfer" der Fall war, welches maßlosen Spenden von Holz, Butter und Milch durch das Opfer eines Pferdes die Krone aufsetzte. Aber auch dieses neue Stadium der indischen Religion ging dem Verfalle entgegen, es spalteten sich Brahma's Verehrer in die Sekten des Wischnu und Siwa. Dieser Zeit der völligen Verwilderung des Brahmanismus gehört das Religionsbuch der Puranas an, welches im 11. oder 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstand.

So hatten sich Brahmanismus sowol als Buddhismus, der erste ursprünglich Pantheismus, der zweite Atheismus, in welcher Form sie dem eigentlichen Volke unverständlich waren, mit der Zeit in den ausschweifendsten Polytheismus verwandelt; aus philosophischen Systemen waren sie ceremonienreiche Priesterstaaten geworden, der eine ein nationaler, der andere ein ostasiatisches Weltreich, in welchem er sich mit der bereits geschilderten chinesischen Kultur verschwisterte. Beide Systeme aber sind stabil und geschichtlos, weil sie nicht von arischen Völkern in gemäßigter Zone und reichgegliederten Ländern gepflegt wurden. Wol hatten beide Arier zu Gründern; aber der Brahmanismus blieb in dem heißen Hindostan, und der Buddhismus, sobald er dasselbe verließ, wurde von geistig trägen mongolischen Völkern in Beschlag genommen, so daß nun beide zu dem geistlosesten Götzendienste herabgesunken sind.

Vermöge der Kastenordnung, der Beschlagnahme aller geistigen Thätigkeit durch die Brahmanen und aller politischen Beschäftigung durch die Krieger, mußte in Indien das Staatsleben nothwendig verkümmern. Der Umstand, daß die den Staat lenkenden Kschatrija nicht die höchste Kaste, sondern von den Brahmanen abhängig waren, verhinderte das Aufkommen hervorragender politischer Persönlichkeiten und damit auch dasjenige größerer Staaten und Reiche. So blieb Indien der Kleinstaaterei anheimgegeben, so lange die Arier dort herrschten. Und auch in diesem klein-

lichen Staatsleben, das durch kein föderales Band verknüpft war, sondern in zahllose, sich stets befehdende Gemeinwesen zerfiel, waren wieder nur die Brahmanen die Gesetzgeber, wie in religiösen Dingen, und schrieben den Ursprung des von ihnen verfaßten weltlichen Gesetzbuches, wie jenen des Veda, einer Offenbarung zu, die dem ersten indischen Patriarchen, König und Priester, mit Namen Manu, geworden sein sollte. Es ist dieser dieselbe allgemein-menschliche Personifikation, die in der ägyptischen Sage Menes, in der griechisch-kretischen Minos, in der deutschen Mannus, in der hebräischen Adam heißt und eben „Mann, Mensch" bedeutet. Manu's Gesetzbuch sucht das gesammte bürgerliche Leben vom religiösen Standpunkte aufzufassen und die bürgerlichen Pflichten zugleich als solche gegen die Götter darzustellen. Es umfaßt das gesammte Thun und Treiben des Menschen, die öffentliche Ordnung und Sicherheit, wie den gesellschaftlichen Umgang, die Erziehung der Kinder, wie die gegenseitigen Pflichten der Familienglieder, die weltlichen Beschäftigungen der Menschen, wie ihre religiösen Pflichten und Verrichtungen. Alles aber ist von dem Kastenwesen wie von einem rothen Faden durchzogen, und alle Rücksichten jenem unmenschlichen, jede Kraft und jeden Gedanken tödtenden Gesetze aufgeopfert. Die Brahmanen machten zwar keinen Anspruch darauf, die Sorgen der Regierung selbst zu tragen, — sie gründeten keine Priesterstaaten, wie die von ihnen abgefallenen Buddhisten; ungestört wollten sie den heiligen Wissenschaften leben und sich in ihr „Brahma" versenken; allein da sie die Gesetzgeber waren, erschienen die Könige als ihre Werkzeuge, als die Organe ihres Willens, und sie selbst als intellektuelle Urheber der fürstlichen Handlungen; sie waren daher auch steuerfrei und gewissermaßen exterritorial und unverletzlich. Vergehen gegen sie wurden viel schärfer bestraft als solche gegen eine andere Kaste, und gegen jede andere solche wieder schärfer, als gegen eine niedrigere, wie umgekehrt fehlende Mitglieder höherer Kasten milder bestraft wurden als Solche niedrigerer. Für das nämliche Vergehen wurden Sudras mit grausamen Körperstrafen belegt, für welches Höhere mit Geldbußen wegkamen; nichts aber zog solche barbarische Ahndungen nach sich, als Beleidigungen von Seite eines Sudra gegen einen Brahmanen. Es wurde ihm je nach der Art derselben ein glühendes Eisen in den Mund gestoßen, siedendes Oel hineingegossen, die Lippen oder die Hände abgeschnitten u. s. w. Die Todes- und Körperstrafen waren mannigfaltig und teuflisch-erfinderisch, gewissermaßen den Schrecken der Natur in dem heißen Tropenlande nachgeahmt. Uebelthäter wurden enthauptet, ertränkt, verbrannt, gepfählt, von Elefanten zertreten u. s. w., und um die Schande voll zu machen, dienten die verachteten Tschandala als Scharfrichter. Ebenso wie in der Art der Strafe, wurde im Ersatze für Diebstähle die Kaste als maßgebend angesehen, nur in umgekehrter Weise: — um die Ehre der Kaste zu wahren, mußte der Höhere mehr Ersatz leisten als der Niedere.

Daß die indischen Priester ebenso gewandt in machiavellistischer Politik waren, wie ihre christlichen Kollegen, verräth Manu's Gesetzbuch ohne Scheu. Sie fordern in demselben die Könige geradezu zu Eroberungen auf; da aber solche, bei der Lage Indiens, im Auslande keinen erreichbaren Gegenstand hatten, so mußten damit solche gegen Landsleute gemeint sein, — und sie blieben auch nicht aus. Ob damit die Brahmanen den Zweck verfolgten, das ihren Glauben bekennende indische Land zu einem einzigen Reiche zu vereinigen und in diesem leichter zu herrschen, als in vielen zersplitterten, — wer will es wissen? Sei dem indessen wie ihm wolle; die Räthe, welche das Gesetzbuch den Königen gab, waren so abgefeimte und gewissenlose, daß sie sich neben den moralischen Vorschriften, welche dasselbe Buch ertheilt, wie die baare Ironie ausnehmen. Der Fürst sollte nämlich jeden Nachbarn als seinen Feind, den nächsten Nachbarn aber als seinen Freund betrachten; er sollte die Schwächen des Feindes durch Spione auszukundschaften suchen und dazu „verstellte Büßer, verdorbene Einsiedler, ruinirte Kaufleute, brotlose Bauern" u. s. w. wählen; er sollte Prätendenten des nachbarlichen Thrones, zurückgesetzte oder unzufriedene Minister desselben durch Bestechung auf seine Seite bringen und sich mit andern ehrgeizigen und eroberungssüchtigen Nachbarfürsten verbinden. So war die indische Staatsverfassung eine Ausgeburt des scheußlichsten Despotismus; die Unterthanen waren die Sklaven der Könige und die Könige wieder die Sklaven der im Gesetzbuche peinlich genau ihnen vorgeschriebenen Etikette.

Dem durch das Kastenwesen geleiteten und verkümmerten politischen und religiösen Leben der Inder gemäß konnte sich bei ihnen auch keine eigentliche wissenschaftliche Forschung entwickeln, d. h. kein klares, gesetzmäßiges Erkennen, Untersuchen und Durchdringen des Vorhandenen und seiner Eigenschaften, also weder eine Natur-, noch eine historische Wissenschaft. Was die Inder im Gebiete der Wissenschaften erreichten, bezog sich, außer der schon erwähnten philosophischen Ergründung dunkler Begriffe, d. h. außer einer Beschäftigung mit unerforschbaren Dingen, auf Das, was der Darstellung dieser Dinge diente, also nicht auf materielle, der Wirklichkeit angehörige Gegenstände, sondern blos auf formelle, den subjektiven Gedanken in die Außenwelt versetzende Thätigkeiten, auf Einkleidung der Gedanken in Gestalten, also auf die Sprache und auf die Zahl. Die heilige Sprache der indischen Arier, das Sanskrit, ist das Ideal einer wohlgeordneten, organisch gegliederten, wunderbar harmonischen, mannigfaltigen und schönen Sprache, die Zeichen, welche sie wiedergeben, sind von jeder Bilderschrift unabhängige, abstrakte Lautbuchstaben, — und so haben die Inder auch das noch heute und wol immer herrschende Decimalsystem, mit unseren, durch die Araber aus Indien gebrachten Ziffern erfunden. Wie sonach schon in der indischen Wissenschaft das subjektive Element das allein herrschende und allein Erfolg

erringende war, so mußten um so mehr von der Kunst, dieser vorzugsweise die Subjektivität nach Außen tragenden Geistesthätigkeit, wieder jene Zweige in Indien blühen, welche von objektiver Gestaltung am unabhängigsten sind, also die Poesie, die Musik und die Mimik, welche blos der menschlichen Stimme, Sprache und Gestalt zur Darstellung bedürfen, — während die bildenden Künste, zu deren Verwirklichung es eines von Außen herkommenden Stoffes bedarf, — jener tropisch üppigen Natur gemäß — nur in roher, bizarrer und plumper Weise geübt werden konnten.

Waren nun also Poesie, Musik und Mimik die Künste, in denen sich Indien hervorthun konnte, so mußte auch diejenige Kunstgattung, in welcher sich dieselben vereinigen, das Drama, die bedeutendste Rolle im indischen Kunstleben spielen. Wie bei anderen Völkern, entwickelte es sich aus dem religiösen Kultus. Aufgeführt wurde es im Freien. Aber selbst in dieser heitern Kunst machte sich der Kastenunterschied geltend. Nur die Brahmanen und Kschatrija, welche auftraten, sprachen im Sanskrit, die niederen Kasten in der Volkssprache, dem Prakrit. Ohne der Erhabenheit und Kraft des griechischen Dramas von ferne gleichzukommen, bewegte sich das indische meist im Leben der Liebe und in zarten, rührenden Bildern, und sein hervorragendster Pfleger war der im 2. Jahrhundert nach Chr. lebende Brahmane Kalidasa, dessen zwei bedeutendste Stücke die bekannte „Sakuntala" und die „durch Heldenkraft gewonnene Urwasi" sind. In der lyrischen Poesie ragt hervor das der indischen Mythologie entnommene idyllische Singspiel „Gita-Gowinda", das den Halbgott Krischna zum Helden hat. In der didaktischen und erzählenden Poesie kennen wir die Spruchsammlung des Bhartrihari, das Thierfabelwerk Pantschatantra (das „Fünftheilige"), aus welchem „Hitopadesa" einen Auszug bildet, und der Perser Bidpai sein Buch schöpfte, die Märchensammlung des Somadewa Bhatta aus Kaschmir, das Mutterwerk der arabischen 1001 Nacht u. s. w.

So unvollkommen, im Gegensatze zur subjektiven Kunst, die objektive oder bildende in Indien war, so jung ist sie auch. Die Vedas und die Epopöen erwähnen weder Tempel, noch Götterbilder; solche gab es daher wahrscheinlich vor dem Auftreten Buddha's keine. Es wurde in den älteren Zeiten stets im Freien geopfert. Erst als die indische Religion durch die Bildung der Trimurti ihre Einfachheit und ihren philosophischen Geist verlor, entstanden Häuser und Bilder der Götter. Die Tempel des neuen dreifachen Brahma grub man mit Vorliebe in die Felsen hinein, und noch staunen wir die irrthümlich für alt gehaltenen kühnen Grottenwerke von Elefante, Salsette und Ellora mit Ehrfurcht an, obschon sie weit entfernt sind von künstlerischer Schönheit, Anmuth und Harmonie, und einen schweren, unbeholfenen Eindruck hervorbringen. Ebenso sind

die auf der Oberfläche der Erde, meist von Buddhisten errichteten pyramidenförmigen Pagoden (richtiger Dagops) verworrene Zusammenstoppelungen aller möglichen Formen von Gebäuden, ohne irgend welche Rücksicht auf gefällige oder erhebende Wirkung. Bekannt genug sind endlich die indischen Götterbilder mit ihren vielen Armen und Köpfen, oft auch, wie in Aegypten mit Thierköpfen, besonders das einem in Todesangst ringenden Menschen den Bauch aufreißende des Siwa, — als grauenhafte, abstoßende, widerwärtige Erscheinungen.

Den Indern näher als irgend einem andern Volke verwandt sind jene Arier, welche ein von dem ebenen, warmen, wasserreichen, üppig-fruchtbaren Hindostan höchst verschiedenes Land bewohnen, nämlich das vom Indos westwärts bis zum Tigris reichende, in einigen Gegenden zwar auch herrliche Reize der Natur bergende, größtentheils aber, namentlich auf seinem innern Plateau, bergige, kalte, wasserarme und unfruchtbare Hochland von Iran. Die Aehnlichkeit der arischen Sprachen in Indien und Iran, die Berührungspunkte zwischen den Religionen beider Völker, u. A. lassen schließen, daß dieselben, mögen ihre Wanderungen welche Richtung auch immer genommen haben, länger vereinigt waren als andere Stämme der großen arischen Familie. Die Religion sowol der indischen als der iranischen Arier war ein Dienst der Sonne und des Lichtes; einen so heitern Grundzug derselbe aber in dem paradiesischen Indien vor Entstehung der grübelnden Brahmalehre hatte, einen so düstern erhielt er in dem so kontrastirende klimatische Verhältnisse darbietenden und daher zum ernsten Nachdenken auffordernden Iran. Dieser düstere Grundzug schied alles Seiende, entsprechend der Natur des Landes, scharf in zwei feindliche Seiten, die gute und die böse, und diese Scheidung durchdrang von den ältesten Zeiten an die iranische Religion. Von der obersten Gottheit an bis in die kleinsten Verhältnisse der Menschen hinab war alles dualistisch geordnet. Es gab einen höchsten guten Gott, Ahura Mazda, d. h. der Vieles wissende, auch: Großes gewährende Herr (abgekürzt Ormuzd, griech. Oromazes), welchem alle wohlthätigen Wirkungen zugeschrieben wurden, und einen höchsten bösen Geist, Angra mainjus, d. h. der Arges Meinende, Sinnende (abgekürzt Ahriman, griech. Arimanes), von welchem man alle Uebel und Schäden gesandt glaubte. Jeder von Beiden stand an der Spitze eines Heeres von Geistern seines Charakters. Die guten des Ormuzd heißen Amescha-Spenta, Frawaschi und Jazata, ähnlich den jüdisch-christlichen Engelklassen, — die bösen des Ahriman: Daeva, — ein Wort mit dem indischen Devas (Götter). Jeder besitzt sein Reich oder seine Welt, der Eine die des Lichtes, im Osten, der Andere die der Finsterniß, im Westen. Beide leben in beständigem Kriege; was der Eine schafft, sucht der Andere zu zerstören. Die erste Schöpfung des Ormuzd, ursprünglich aber gewiß ein unabhängiger Gott (weil er auch in Indien unter dem gleichen Namen vorkommt), ja vielleicht, vor Entstehung des Dualismus

der erste, ist der Sonnengott, Mithras, der jedenfalls auf- und unterging, ehe in jener Gegend der gute, in dieser der böse Gott ihren Wohnsitz aufschlugen. Während Ormuzd und Ahriman mehr bloße Begriffe sind, ähnlich dem indischen Brahma, erscheint Mithras in deutlicher Gestalt, und mit Vorliebe opferten ihm daher die Iranier auf Bergen und Höhen den Trank des Haoma (indisch Soma). Als sein oder Ormuzd's Bild wurde das Feuer, das wohlthätig wärmende, verehrt und heilig gehalten. Es ist klar, daß die iranische Lehre dem Menschen mehr Selbständigkeit verleiht und Thatkraft gönnt, als die ausschließlich von guten Geistern belebte alte indische, oder als die das Böse dem Guten durchweg unterordnende und doch dessen Widerstreben gestattende jüdisch-christliche, die ursprünglich aus der persischen hervorging. In Folge seines consequenten Dualismus nimmt der Iranier das Böse und Schädliche keineswegs als „Prüfung" der Gottheit „gläubig und demüthig" hin, sondern er bekämpft es, als Ausfluß des bösen Gottes und als Frevel gegen den Guten, von Vornherein, und steht dem Letztern als Gehülfe in der Vernichtung der feindlichen Elemente bei. In diesem Kampfe gegen das Böse, zu dessen siegreicher Durchführung sich Alle mit Allen verbünden müssen, kann von einer Kastenabsonderung keine Rede sein; Keiner darf seine Mitmenschen verachten und niedertreten; denn er braucht ihre Hülfe. So wurde der Perser, ungleich dem schlaffen Inder, ein Eroberer und Weltbeherrscher, der seine Thaten in kräftiger Keilschrift den Felsen zur Verewigung einhieb, und erst verweichlichte, nachdem er gegen Westen vorgedrungen war und sich mit den sinnlichen, der wollüstigen Astarte fröhnenden, semitischen Babyloniern vermengt hatte. Auf der andern Seite aber mußte die nüchterne Reflexion, welche die iranische Götterlehre durchdrang und mit blassem Verstande Alles in Gut und Böse schied, ohne dem Ersten eine absolute Oberherrschaft über das Zweite zuzugestehen, nicht nur die Demuth und Selbstverleugnung, sondern mit ihr auch alle Blüte der Phantasie, alle Poesie ertödten. Denn der Perser, welcher die Nacht, den Sturm, die Wüste, wie das Laster des Menschen, als Ausflüsse Ahrimans verabscheut, kann weder in jenen Naturerscheinungen das Erhaben- und Schaurig-Schöne finden, das darin waltet, noch kann er im sündigenden Mitbruder die Motive des bösen Handelns ergründen und, darauf gestützt, auf seine Besserung hinarbeiten. Die physische, wie die moralische Schönheit lassen ihn kalt, weil er sie nicht erst aus dem Häßlichen losschält, und daher in seiner ewigen Auseinanderhaltung beider Elemente und in seinem rücksichtslosen Kampfe für das Eine gegen das Andere, des reizenden Widerstreites beider in der Natur und im Menschenherzen, auf welchem alle Poesie beruht, nicht gewahr wird. Die Ormuzd-Jünger besitzen daher keine Poesie und keine bildende Kunst; ihre kalte moralische Anschauung läßt sie auf der Stufe trockener Denker stehen, die daher, weil für sie bereits Alles sortirt ist, mit Allem fertig zu sein glauben und keine Veranlassung haben, die Dinge näher zu untersuchen, folglich

auch keine wissenschaftlichen Forscher sind. Philosophische Religion und Staatsleben erfüllen daher den iranischen National-Horizont vollständig.

Der Ursprung der iranischen Religion wird einem Denker in grauem Alterthum, Zarathustra (abgekürzt Zartuscht, griech. Zoroaster) zugeschrieben. An der Ergründung von Zeit und Ort des Lebens dieses Religionsstifters sind bisher alle Versuche hartnäckig gescheitert. Nur Das ist bisher sicher gestellt, daß Zoroaster weder zu der Zeit, noch in dem Stammlande der medisch-persischen Könige, welche seit dem 8. Jahrhundert vor Chr. an der Erbschaft des assyrischen Reiches theilnahmen und später an dessen Stelle traten, gelebt haben kann. Die Schriftsteller des Alterthums versetzen ihn in die Zeit von ungefähr 1800 Jahren vor Chr. oder sogar mehrere tausend Jahre vor Mose. Nur der Mißverstand, daß der König Vistaspa, welcher in den heiligen Büchern Irans als Zeitgenosse Zoroasters genannt wird, für Hystaspes, den Vater des Königs Dareios, angesehen wurde, der doch kein König war, führte zu der irrthümlichen Annahme, daß Zoroaster um die Zeit des Kyros oder kurz vorher in Persien gelebt habe. Die meisten alten Schriftsteller nennen ihn vielmehr einen Baktrer, aus jenem Tieflande im Nordosten Irans, das eine uralte Kultur besaß, und wirklich kennen auch die Reste des Zendavesta nur die Nachbarlandschaften von Baktra: Margiana, Sogdiana, Ariana und Hyrkanien als Kulturlandschaften, während auf das übrige Iran, namentlich Medien, als auf Wohnsitze der Ketzer, Sünder und bösen Geister verächtlich herabgesehen wird, das eigentliche Persien aber ganz unbekannt ist. Daraus geht hervor, daß sich die Lehre Zoroasters erst spät vom östlichen nach dem westlichen Iran verbreitet haben kann, daß wir aber in Baktrien ohne Zweifel den Punkt zu suchen haben, wo sich die nahe verwandten Arier Irans und Indiens trennten, nachdem sie von irgend einer andern Gegend her dort eingewandert waren.

Die heiligen Schriften Iran's, welche die dem Zoroaster zugeschriebenen Lehren enthalten und Zend-Aveſta, d. h. der heilige Text mit der Auslegung, genannt werden, sind nicht mehr vollständig, sondern nur noch in einem winzigen Reste vorhanden. Von den angeblich ursprünglichen 21 Büchern besitzen wir nur ein vollständiges, Vendidad genannt (eigentlich Vidaevodata, d. h. gegeben gegen die Daeva, die bösen Geister), welches die zoroastrische Glaubenslehre enthält, und mehrere aus ihren Büchern herausgerissene Gebete und Gesänge. Das Verlorene soll die iranische Astronomie, Medizin, Gesetzgebung, Verfassung, Sittenlehre u. s. w. und die Geschichte Zoroasters enthalten haben. Ohne Zweifel hat das Werk seine letzte und jetzige Gestalt erst lange Zeit nach Zoroaster erhalten. Der Geist, welcher im Vorhandenen herrscht, ist bereits nicht mehr derjenige einfacher, schmuckloser Volksreligion, sondern erkünstelter, gemüthloser Reflexion über jenseitige Dinge und mechanischen Herleierns religiöser Anrufungen, — d. h. ein Geist, wie er sich nur in einem Lande

ohne landſchaftliche Reize, alſo z. B. eben auf den öſtlichen Theilen der Hochebene von Iran und in den Steppen von Baktra äußern konnte.

Dieſe den iraniſchen Glauben durchdringende nüchterne Reflexion war denn auch die Geburtsſtätte der Annahme eines jüngſten Gerichtes, in welchem ſich die böſen und guten Geiſter um die Seelen der Menſchen ſtritten und die letzteren ſich als Gute und Schlechte nach verſchiedenen Wohnſitzen ſchieden. Die beiden Principien mußten ſich eben auf ewig trennen; es war keine Verzeihung, keine Verſöhnung möglich, und die ewigen Höllenſtrafen des Chriſtenthums können ihren zoroaſtriſchen Urſprung nicht verleugnen. Alle Ideen von Belohnung des Guten und Beſtrafung des Böſen jenſeits des Todes ſtammen aus dem Zendaveſta und haben ſich nur je nach dem Zeit- und Volksgeiſte modificirt. Es ſind eben Reſultate trockener Berechnung, die alles uneigennützige Handeln und jedes wirkliche moraliſche Verdienſt zur Täuſchung machen.

Der geſammte Gottesdienſt Iran's iſt ein herzloſes Lippenwerk. Es iſt verdienſtlich, Gebete hundert-, ja tauſendmal zu wiederholen, und geboten, unzählige kleinliche Reinigungs- und Faſtenvorſchriften zu befolgen. Dieſem ganzen handwerksmäßigen Charakter der Zendaveſta-Religion entſpricht es auch, daß die Prieſter derſelben weder eine abgeſchloſſene Kaſte wie in Indien und Aegypten, noch ein eigener Stamm, wie bei den Juden, ſondern eine Art einträglichen Berufes waren, der ſich indeſſen, wie dies oft geſchieht, gern in gewiſſen Familien fortpflanzte. Im Zendaveſta heißen die Prieſter Athrawa, in Perſien, wo die Lehre dieſes Buches ſpäter die herrſchende wurde, und wo vielleicht babyloniſch-chaldäiſche Elemente dem Berufe eine beſondere Färbung verliehen haben, hießen ſie Maguſch (griech. *μαγοί*), welches Wort im Laufe der Zeiten bezeichnender Weiſe die Bedeutung „Zauberer“ erhalten hat; denn Zauber iſt eben die Vorſpiegelung von Dingen, welche der ſolche Lehrende ſelbſt nicht glaubt. Beſchwörung böſer Geiſter, Vornahme von ceremoniellen Reinigungen, Fortpflanzung alter Ueberlieferungen, Sonderung der „reinen und unreinen“ Dinge, Traumdeutungen, Prophezeiungen u. ſ. w. — kurz: Spiegelfechtereien und willkürliche Behauptungen, waren ihr „Geſchäft“. Große Achtung genoſſen ſie nicht. Im Zendaveſta wird ihnen Geduld und Genügſamkeit zur Pflicht gemacht; nach den Berichten der Griechen ließen ſie auf Befehl der königlichen Tyrannen oft in Menge das Leben.

Das übertriebene Formenweſen und eine gemüthloſe Skrupuloſität der Jünger Zoroaſters geht auch aus den Beſtattungsgebräuchen hervor. Unter dem Vorwande, daß Feuer, Waſſer und Erde dem Ormuzd heilig ſeien und nicht entweiht werden dürfen, war das Verbrennen, Beerdigen und in's Waſſer Werfen der Leichen verpönt, und dieſelben mußten — den Vögeln und Hunden zum Verzehren preisgegeben werden. Nicht der majeſtätiſche Löwe, ſondern der hausbackene Hund war dort der König der Thiere, der Hahn jener der Vögel, und der Stier beſonders heilig ge-

halten, Alle als Thiere des Ormuzd, während das Kriechende und die wilden Thiere dem Ahriman geweiht, deshalb eifrig verfolgt und durch die Magier getödtet wurden, wo man sie fand.

Bilder und eigentliche Tempel besaßen die Iranier nicht, — ihr Mangel an Kunst verhinderte dies; nur Stätten, wo das heilige Feuer brannte, kennt ihr dürftiger Kultus.

Vergehen und Verbrechen wurden in den iranischen Reichen, die zuletzt in dem persischen aufgingen, ächt orientalisch-despotisch, außer der Sühnung durch Geld und Gebete, beinahe ausschließlich mit Stockprügeln und Peitschenhieben bestraft, d. h. nach dem Vendidad; in der persischen Praxis spielte die nach der Laune des Schahs zuerkannte Todesstrafe die bedeutendste Rolle.

So weit unser Zweck es erfordert, sind damit die für unsern Standpunkt überwundenen Kulturstufen der orientalischen Völker gezeichnet; sie fordern uns gewiß zu manchen Vergleichungen auf; denn noch immer kranken wir großentheils an den von ihnen uns überlieferten Gebresten. —

8. Die klassische Kultur.

Unter den von uns betrachteten orientalischen Völkern sehen wir bei den Chinesen die nüchterne Berechnung der Nützlichkeit, entfernt von aller Rücksicht auf das Uebersinnliche, bei den Aegyptern die Einordnung der das Letztere betreffenden Ideen in ein System, bei den Semiten die poetische Verherrlichung des Inhalts dieses Systems. Bei den Indern und Iraniern, also erst bei Ariern, war hiezu die philosophische Spekulation gekommen, d. h. die Untersuchung der Ursachen und Wirkungen der Dinge. Die Spekulation ist recht eigentlich ein Eigenthum der arischen Stämme; denn diese begnügen sich nicht, wie die Semiten, damit, die Gottheit, als den Urgrund aller Dinge, schlechthin vorauszusetzen, sondern wollen ihr Dasein und ihre Nothwendigkeit beweisen. Diese Spekulation der Arier ist indessen auf asiatischem Boden eine stabile, unfruchtbare und dem Untergange geweiht. Erst in Europa finden wir Arier, deren ganzes Leben und Weben auf den Fortschritt, auf die Fruchtbarkeit und auf die Dauer nicht nur, sondern auch auf die Herrschaft über andere Völker angelegt ist. Nur bei den europäischen Ariern finden wir alle Seiten der menschlichen Geistesthätigkeit vertreten, um bald einträchtig zum Zwecke der Vervollkommnung des Volkslebens zusammenzuwirken, bald aber auch feindlich aufeinanderzuplatzen, wenn die übertriebenen Ansprüche des einen Elementes die berechtigte Entwickelung des andern störten. Daraus erkennen wir, daß nur Europa die wahre Heimat der Arier ist, daß sie nur da sich wohl fühlen, daß nur da ihr Streben ein mit Glück gekröntes, ein für die Zukunft arbeitendes ist. Mag ihr physisches Vaterland da oder dort sein (die Annahme ihrer Abstammung

aus Asien ist so hypothetisch wie jede andere), ihr historisches und besonders kulturhistorisches, ist und bleibt Europa.

Die europäischen Arier haben vor ihren asiatischen Stammesgenossen voraus:

in der Kunst, und zwar in der bildenden, die getreue Nachahmung der Natur, und in der dichtenden die Schöpfung plastischer Gestalten und das harmonische Ineinandergreifen der einzelnen Theile, wozu noch, als ihnen ausschließlich angehörende Kunstform, die Musik kommt;

in der Wissenschaft die Fruchtbarkeit der philosophischen Spekulation für das Leben, die, wenn auch von Sage nicht ganz freie, doch ihr übergeordnete und nicht in ihr aufgehende Geschichtschreibung, und — als ihr alleiniges Eigenthum: die Naturforschung;

im gesellschaftlichen Leben die Befreiung des Weibes aus der Sklaverei und das Vorherrschen der Monogamie, den von ihnen gegründeten Rechtsstaat, gegenüber dem gewaltthätigen Despotismus der Orientalen, und endlich die Eröffnung des Weltverkehrs über alle Länder und die Beseitigung jeder nationalegoistischen Absonderung.

Der Hauptsitz der arischen Kultur in Europa hat sich mit der Zeit von dem Süden nach dem Norden dieses Erdtheils verschoben. Die Völkerwanderung, durch welche das Scepter der Geschichte von den griechisch-römischen an die germanischen Völker überging, bezeichnet die Grenzscheide jener zwei Schauplätze. Etwa fünf Jahrhunderte vor und etwas über drei nach der Entstehung des Christenthums beherrschte die griechisch-römische, oder wie wir sie zu nennen pflegen, die klassische Kultur die Welt, — und die beiden Halbinseln, auf welchen sie blühte, die des Pindos und die der Apenninen, umfaßten Alles, was Geist, Schönheit und Kraft besaß und anzuwenden verstand.

Werfen wir nun einen Blick auf die Hauptresultate der klassischen oder antiken Kultur, d. h. auf diejenigen Vermächtnisse derselben, von welchen unsere Zeit immer noch zehrt.

a. Die antike Kunst

hat ihr Vaterland ausschließlich in Griechenland, und die italische Kunst ist nur ein Ableger der hellenischen. Die letztere aber konnte nur in einem Lande geboren werden, das, wie Hellas, eines ewigen Frühlings sich freut, von lauter Landzungen gebildet, in seinen zahllosen Buchten überall dem völkerbildenden und völkerverbindenden Meere nahe ist und einen Menschenstamm nährte, welcher eigene Schönheit der Gestalt mit freiem offenem Sinne

und Empfänglichkeit für alles Edle und Erhabene verband. Freilich bedurfte dieſe Kunſt einer langen Schule, um ſich zu der Herrlichkeit zu erheben, in der wir ſie ſpäter ſtrahlen ſehen. Auch ſie machte die Stufen durch, auf welchen wir die bildende Kunſt am Nil und am Euphrat ſtehengeblieben ſehen, — jene der ſteifen Umriſſe, und jene der ausgearbeiteten, aber plump ausſehenden Geſtalten. In den kyklopiſchen Mauern konnte man noch nicht die Propyläen, in den Löwen am Thore von Mykene noch nicht die Schöpfungen eines Pheidias ahnen. Ja, die bildende Kunſt erreichte ſogar ihre Blüte erſt lange, nachdem die übrigen Kunſtformen hiezu gelangt waren. Erſt mußte die epiſche Poeſie der Homeriden dem zum Lande der Kunſt beſtimmten Hellas Geſtalten liefern, welche durch ihre edle männliche Kraft, durch ihre liebliche weibliche Anmuth und durch ihre rein menſchlichen Gefühle, Leidenſchaften und Handlungen für alle Zeiten zu Idealtypen dichteriſcher Schöpfung wurden. Es mußte hierauf die lyriſche Muſe in der bald ſanft klagenden, bald ſtürmiſch hinbrauſenden Elegie, in den glühenden Odenſtrophen des kühnen Alkäos und der liebenden Sappho, in den heitern, unnachahmlichen Trinkliedern eines Anakreon, in den erhabenen Triumphgeſängen eines Pindaros u. ſ. w. die Verehrung des Schönen zum tiefgefühlten Ausdrucke bringen, und dann erſt konnten die im Bewußtſein des Volkes lebenden Götter- und Menſchengeſtalten auch die ſchöne Form annehmen, in welche wir ſie gekleidet finden. Die unbefangene, von verkünſtelter, nur mangelhafte ethiſche Kraft verdeckender Schamhaftigkeit nichts wiſſende griechiſche Sitte und die von ihr gepflegten gymnaſtiſchen Spiele, in welchen ſich die Schönheit der menſchlichen Geſtalt ohne Anſtoß und Aergerniß enthüllte, begünſtigten und beförderten die Schule naturgetreuer Wiedergabe der weichen, runden Formen des Lebens in geduldigem Erdenſtoffe. Daher entwickelte ſich auch die Darſtellung des Nackten vorzüglich bei den Doriern, welche durch Kraft, Sittenreinheit und Einfachheit des Lebens ſehr von den weichlichen, üppigen und ſittlich nicht allzu ſkrupuloſen Jonern abſtachen, während Letztere, der abhärtenden Gymnaſtik weniger ergeben, als ihre politiſchen Antipoden, auch in der Kunſt die Bedeckung des Körpers mit Gewändern und Faltenwürfen der unbekleideten Geſtalt vorzogen. Freilich trat bei dieſer Richtung der allein unbedeckte Kopf in ſeinen Vorzügen deutlicher hervor und charakteriſirte ſo das bei den Jonern, und unter ihnen beſonders bei den Athenern, dieſen Chorführern der helleniſchen Geſchichte, vorwiegende ideale Element, das ſich im Denken und Dichten ſo hoch entwickelte, daß die Philoſophie und Beredſamkeit nicht nur eine Blüte erreichten, wie ſie kein anderer Stamm kannte, ſondern deren Werke ſogar, nebſt denen der Geſchichtſchreibung, die außerhalb Athens nur in Herodot ihren Meiſter fand, ſelbſt Kunſtwerke, d. h. von Schönheit erfüllte Gebilde wurden.

Die Höhe aber, welche unter den ſchon im Ganzen kunſtſinnigen Hellenen die Athener vor Allen in künſtleriſcher Vollkommenheit erſtiegen,

war namentlich jener Kunstform zu verdanken, welche, wie keine andere, das Ganze der Künste umfaßt. Ein „Kunstwerk der Zukunft“ war nämlich schon das hellenische Drama, hervorgegangen aus dem ächtesten Volksleben, das sich zu Ehren der fruchttreibenden Sonne, des Dionysos oder Bakchos, in ungezwungenstem, fröhlichstem Jubel und Verbannung aller Sorgen äußerte. Wenn der neue Wein eingekeltert wurde, so kannte der wilde Taumel der Bakchos-Verehrer keine Grenzen mehr. Es wurde geschwärmt, getanzt, gesungen, getrunken, gegessen und geliebt. Die Feiernden machten die tollsten Sprünge auf mit Luft gefüllten und mit Oel gesalbten Schläuchen. Processionen (*θίασοι*) wurden gehalten, wie wir sie noch auf Vasengemälden erblicken: der wohlbeleibte, weinselige Dionysos selbst auf seinem Leopardenwagen, der trunkene Silen auf seinem Esel, die bocksbeinigen und ziegenohrigen Satyrn, die wilden, thyrsosschwingenden, mit Flöten und Cymbeln lärmenden Mänaden, Löwen und andere Raubthiere in der bändigenden Macht zarter Nymphen, dabei der zum Opfer bestimmte Bock, und voran, — so ferne war den Hellenen jeder Begriff Dessen, was wir „Scham“ nennen, als überall unbefangen anerkanntes Symbol der zeugenden Naturkraft, — der Phallos! Verkleidungen, scherzende Reden und Gegenreden folgten, Chöre Festfeiernder wetteiferten mit einander in Gesang und Tanz, und — daraus entstand das hellenische Drama. Entweder nach dem Opferthiere (*τράγος*, der Bock) Tragödie, oder nach den Chören (*κῶμοι*) Komödie genannt, unterschied es sich erst nach längerer Entwickelung in das ernste, dem ersterer, und in das scherzhafte, dem letzterer Name gegeben wurde.

In der dramatischen Dichtkunst verbanden sich die epische und lyrische, welche ihre Blüte vorher gefeiert hatten, zu höherer Einheit, und zu ihrer Ausübung trugen die Musik, Tanzkunst und Mimik ihren Tribut bei, wie sich wieder die Baukunst, Bildnerei und Malerei vereinigten, den Ort der Aufführung würdig auszustatten, sofern dies überhaupt erforderlich war, wo die Natur bereits das Ihrige that, die Herzen zu erheben, indem die Zuschauer im unbedeckten Schauspielraume die vaterländischen Berge sich erheben, zugleich das brandende Meer zu unsterblichen Thaten einladen und über beide einen Himmel sich wölben sahen, der beim Beginn der Darstellung einer Tetralogie im blendenden Sonnenglanze strahlte und am Ende derselben in unzähligen Lichtpunkten funkelte.

Von dem Vater der griechischen Tragödie, Aischylos, dessen erschütternde Erhabenheit beinahe die menschliche Fassungskraft übersteigt, sich über unser Zwerggeschlecht in die Regionen der Götter emporschwingt, und die Räthsel des Seins zu lösen sucht, schritt das Drama der Athener zum Ideal echt menschlicher Schönheit und Lebenstreue in Sophokles, zu dessen Gott- und Menschheit versöhnendem Glauben und ruhiger Auffassung der Schicksalsidee fort, und endete in dem Dritten des großen tragischen Kleeblattes, in Euripides, mit Darstellung der Menschen wie

sie sind und mit dem Verschwinden der überwältigenden Kraft und Würde seiner Vorgänger zu Gunsten berechneter Gefühlsschwelgerei und nüchterner Sophistik. — Und gegenüber den drei Tragikern steht ein Komiker, der größte von Hellas und einer der größten aller Zeiten, — der sie alle drei überlebte und ihren Wettstreit durch seine zwerchfellerschütternden Charaktermasken verewigte, — Aristophanes, — der genial poetische Verspotter alles Neuen, dessen Spott jedoch, in tragischer Weise, mehr einriß und verhöhnte, als die von ihm gegeißelten Richtungen es je vermocht hätten.

Mit der Blüte der darstellenden ging denn auch jene der bildenden Kunst bei den Athenern Hand in Hand. Diese befestigte gleichsam in den Sinnen der Beschauer für immer mittels eines einzigen Bildes, was jene in vielen verschiedenen Aeußerungen künstlerischer Ideen, wie in einer Camera obscura, flüchtig vor ihnen vorübergleiten ließ. Als des Perikles Kraft, des Sokrates Weisheit und der Aspasia Schönheit Athen zum Eldorado des Geistes erhoben, erreichte die Plastik eben ihren Höhepunkt in Pheidias, dem Schüler des Ageladas aus Argos. Die Kunstfertigkeit eines Polykleitos, von welcher die goldene und elfenbeinerne Here im Tempel zu Argos zeugte, und die Naturwahrheit eines Myron, dessen Diskoswerfer dem Leben abgelauscht war, wie seine säugende Kuh, vereinten sich zu tiefer Kenntniß des Charakters lebender Wesen in dem großen Athener. Es erstand sein wunderbarer, riesenhafter Zeus von Olympia, verschwenderisch aus den edelsten Stoffen gemodelt und göttliche Majestät in den Zügen tragend; es erhob sich die jungfräuliche Pallas, um auf der Akropolis als friedliche Göttin im Parthenon, als kriegerische mit dem Speer vor demselben, zu wachen und die geliebte Stadt zu schützen. Es prägte sich in Relief der vaterländische Festzug der Panathenäen am Friese des Parthenon, die Geburt der Athene aus dem Haupte des Göttervaters und ihr Kampf mit dem dreizackschüttelnden Poseidon in den Giebelfeldern desselben aus.

Die Blüte der Bildhauerei überlebte jene aller übrigen Künste in Hellas. Skopas und Praxiteles, die Athener, stehen an der Spitze einer hundert Jahre nach Pheidias und dessen Zeitgenossen blühenden Kunstschule. Sie waren die Ersten, welche von der ionischen Manier der Bekleidung, erst theilweise, dann ganz, abgingen und jene herrlichen Aphroditen schufen, welche, Verkörperungen der Schönheit selbst, noch gegenwärtig in der Venus von Melos des Ersten und in der mediceischen, einer Nachbildung jener von Knidos des Letztern, die Welt entzücken. Neben ihnen repräsentirten des Praxiteles Apollon der Eidechsentödter und des Euphranor Herakles (nachgeahmt als der Farnesische) die männliche Schönheit, ersterer die jugendliche, letzterer die entwickelte, kräftige. Durch Skopas' Hand erhob sich das vielberühmte Mausoleum Kariens; streitig zwischen ihm und Praxiteles ist die bewunderte Gruppe der Niobe. Mit dem Leben, welches

dieſe Athener dem zarten pariſchen Marmor einhauchten, unternahm es Lyſippos aus Sikyon, zu wetteifern, indem er dem ſpröden Metall gebot, an der Seite der Götterbilder, die jugendliche Heldengeſtalt und die wunderbaren Thaten des Beſiegers einer Welt, des kühnen Makedoners, zu verherrlichen. Gleichzeitige Schöpfungen waren der farneſiſche Stier, der Koloß des Sonnengottes von Rhodos, der ſterbende Laokoon u. A.; und noch ſpäter verriethen der Herakles, deſſen Torſo allein uns geblieben, der ägisſchüttelnde Apollon (welcher uns, mit einigen Veränderungen, als belvederiſcher erhalten iſt), der ſterbende Fechter und die pferdebändigenden Dioskuren, daß das helleniſche Schönheitsideal noch lebte. Alle dieſe Werke helleniſcher Kunſt-Epigonen entbehrten aber der ſtaunenswerthen Würde und Erhabenheit ihrer Vorfahren und Lehrer; in ihnen entkleidete ſich die Kunſt ganz, wie der ſtofflichen Umhüllung, ſo auch des religiöſen Gefühls, aus dem ſie hervorgegangen war. Als Gottesdienſt hatte ſie begonnen; in Verherrlichung des Menſchen endete ſie, — was im Grunde natürlich war, ſeitdem der denkende und forſchende Menſch, vom Zwange der Autorität befreit, entdeckt hatte, daß ſeine Idee von der Gottheit nur eine Abſtraktion ſeiner ſelbſt war und er daher keinen Grund mehr hatte, in ſein Bild mehr hineinzulegen, als von Natur darin war.

Keineswegs indeſſen war mit der Bildhauerei die bildende Kunſt der Hellenen erſchöpft. Wie die Natur ihres herrlichen Landes, wie das ganze Leben und Weben des Volkes farbenreich und bunt war, wie ihre Künſtler ſelbſt, was dem jetzigen kunſtgeübten Auge unerträglich wäre, die Bildſäulen mit Farbe bemalten, ſo blühte auch frühzeitig bei ihnen die Kunſt der Malerei. Durch Polygnotos aus Thaſos und ſeiner Schüler pinſelgeübte Hand erſtand Athens Stolz, die στοὰ ποικίλη, die Bilderhalle, welche die Thaten der Vorfahren vom Kampfe um Troia bis zur Freiheitsſchlacht bei Marathon verewigte, — ſchmückte ſich die Halle des Orakeltempels zu Delphi mit Scenen aus den ewig jungen Geſängen des Homeros. Freilich boten dieſe Gemälde keine einheitlichen Scenen dar, deren Beſtandtheile mit Rückſicht auf den Eindruck des Ganzen geordnet waren, ſondern ſie waren aus Gruppen zuſammengeſetzt, wie ſie die Bildhauerei ſchuf und die unter ſich einen zuſammenhängenden Cyklus zu demſelben Gegenſtande gehörender Darſtellungen bildeten. Als dann auch die Malerei, gleich der Bildnerei, aus dem alten, ernſten, ehrwürdigen Stadium der Frömmigkeit und Vaterlandsliebe in dasjenige leichter und heiterer Nachahmung der Natur trat und die Kunſt, bisher Mittel zur Pflege hoher Ideen, Selbſtzweck wurde, da arbeiteten auch die einzelnen Maler für ſich und zauberten ihre Gemälde nicht mehr gemeinſam auf die Wände prächtiger Hallen, ſondern einzeln auf ihre Staffeleien. Es war die Schule der das Griechenthum mit neuem Thatenruhm umſtrahlenden Zeit des großen Alexander: Zeuxis und Parrhaſios die Joner und Apelles der Sikyonier führten ihren Reigen, und die berühmte Alexanderſchlacht, in Moſaik auf-

bewahrt, zeigt uns vielleicht die Nachbildung eines Werkes aus diesem Kreise.

Das Vordringen der hellenischen Kultur in den Orient, und ihre Vermischung mit den geschmacklosen Ungeheuerlichkeiten desselben, in Folge der Siege Alexanders, war indessen ein Todesstoß, den sie sich selbst versetzte, während sie dagegen durch die Beute, welche die erobernden, doch für die Kunst, wie für alles Schöne unempfänglichen, rohen und düstern Römer ihr entrissen, in Italien mittels Nachahmungen eine Nachblüte erlebte, die von den Cäsaren aus Pracht- und Prunkliebe eifrig gepflegt wurde, bis auch hier, als die Römer die Weltherrschaft erlangt hatten, die Zerrbilder des Orients eindrangen und der schönen Harmonie hellenischer Kunstübung ein trauriges Ende bereiteten.

Wie die bildende Kunst der Römer, so ist auch ihre Literatur, sagt Scherr, „keine naturwüchsige, sondern nur ein abgeblaßter Widerschein der griechischen, deren Strahlen Rom erst aufnahm, als sie in Hellas längst untergegangen.“ Gleich der griechischen Literatur wurde also auch die römische blos ein Mode- und Luxusartikel der vornehmen Welt Roms, — niemals ein Eigenthum des Volkes. Bezeichnender Weise war auch kein römischer Dichter aus der Stadt Rom gebürtig, sondern Alle aus anderen Gegenden Italiens oder aus fremden Ländern. Doch freut sich die gebildete Welt noch an den Werken hervorragender Persönlichkeiten unter ihnen, wie der Lustspieldichter Plautus und Terentius, des epikuräischen Lehrdichters Lucretius, des als Schilderer ländlichen Lebens vorzüglichen Vergilius, dessen Epos Aeneis jedoch nur eine erzwungene Nachahmung Homers ist, des lieblichen Liederdichters Catullus, des kunstvollen Lyrikers Horatius, des blendenden Dichters der Liebe Ovidius, der ätzenden Satyriker Juvenalis und Petronius, des Spruchdichters Martialis, des Novellisten Apulejus u. s. w. Die Schwäche der Römer im Epos beurkundete indessen, außer Vergilius, schließlich noch Lucanus, und ihren schauerlichen Geschmack in der Tragödie die den Namen eines Seneca tragenden Mord- und Spektakelstücke.

Ist uns schon von der antiken Malerei, vermöge des vergänglichern Materials, auf welches diese Kunst angewiesen ist, gegenüber der in Erz und Marmor arbeitenden Bildhauerei so wenig überliefert worden, daß erstere oft neben der letztern als unbedeutend angesehen wurde, so konnten selbstverständlich von einer noch geistigern Kunst, deren Verewigung durch Zeichen erst die neuere Zeit erfunden hat, von der Tonkunst nämlich, noch weit wenigere Zeugnisse ihres Wirkens auf uns übergehen. Und dennoch wissen wir, daß sich die griechische Musik nicht nur einer höchst vollkommenen Technik erfreute, die schon von Polymnestos und Terpandros im 7. Jahrhundert vor Chr. ausgebildet worden, sondern auch durch den

großen Mystiker Pythagoras eine mit Mathematik und Astronomie in Verbindung gebrachte wissenschaftliche Behandlung erfuhr.

b. Die antike Wissenschaft.

Erfinder der Philosophie, d. h. der denkenden Betrachtung der Dinge, waren zwar die europäischen Arier nicht; die ägyptischen, indischen und persischen Priester waren ihnen darin vorangegangen; — aber da im Oriente die Philosophie überall bald zur Theologie, d. h. zu einem System vorgeschriebener Vorstellungen von übersinnlichen Dingen wurde und ein Monopol der Priester blieb, an das kein Profaner rühren durfte, — so bleibt den europäischen Ariern wenigstens der Ruhm, die Vertreter der freien Wissenschaft zu sein. Die griechische Philosophie war nicht das Vorrecht eines Standes, wie denn Hellas überhaupt keinen bevorzugten Priesterstand besaß; sondern ein Gemeingut der Gebildeten, das Jeder sein nennen konnte, dem die Musen an seiner Wiege zugelächelt hatten. Von den ersten Anfängen des Grübelns nach den Ursachen des Seins, wie es sich schon dem denkenden Kinde aufdrängt, durchlief der hellenische Geist die Stadien des Forschens bis zu den letzten Konsequenzen des menschlichen Handelns, und zwar in einer merkwürdig harmonischen, sich stetsfort selbst ergänzenden Reihenfolge von Entwickelungen. Die griechische Philosophie begann mit dem Ursprunge, fuhr fort mit dem Zusammenhange und schloß mit dem Zwecke des Daseins. Die Thätigkeit der ersten Periode nannten die Hellenen Physik, die der zweiten Dialektik, die der dritten Ethik. Die physische Periode zeigt uns die jugendliche Ungebundenheit, die dialektische die männliche Reife, die ethische die alternde Zerfahrenheit der griechischen Philosophie. Unsicher tappten die Physiker noch hin und her nach einem Mittel, das Dasein der Welt zu erklären. Die Einen unter ihnen suchten einen bestimmten Stoff, aus welchem Alles entstanden wäre; Thales wähnte denselben im Wasser, Anaximenes in der Luft, Herakleitos im Feuer zu finden, während Empedokles die bis auf die chemischen Entdeckungen unserer neueren Zeit anerkannten „vier Elemente“ aufstellte und deren Mischung durch die beiden Kräfte der Anziehung und Abstoßung bewirkt werden ließ. Die Anderen strebten das Gesuchte auf allgemeineren, abstrakteren Wegen zu finden, und warfen entweder alle Elemente, ohne ein einzelnes zu bevorzugen, in einen Urstoff zusammen, wie Anaximander, oder sie entzogen sich der Aufsuchung eines Urprincips durch die Annahme einer Ewigkeit der Materie, deren Formen durch das Einwirken der „Weltseele“ verändert werden, — wie Anaxagoras, der erste Gelehrte, dessen Forschungen in offenen Widerspruch mit dem vorgeschriebenen Glauben geriethen und ihn daher zum Martyrer machten, der in der Verbannung starb, — oder sie

ſchmolzen die Welt und ihre Seele in „Eines und Alles“ (ἓν καὶ πᾶν) zuſammen und nahmen in durchgebildetem Pantheismus die Geſammtheit des Seienden als Gottheit, als anfangs- und endlos an, wie die Eleaten: Xenophanes, Parmenides und Zenon, — oder ſie gelangten endlich dahin, alles Einwirken auf die Materie zu leugnen, die von ſelbſt vor ſich gehende Bildung derſelben aus Atomen zu behaupten. und zuletzt Sein und Nichtſein zuſammenzuwerfen und alles Wahrzunehmende als Schein zu erklären, wie Leukippos und Demokritos. — Zu gleicher Zeit wurde aber durch Pythagoras der einzig in ſeiner Art daſtehende Verſuch gemacht, die ſämmtlichen Grübeleien über den Urſprung und die Beſchaffenheit des Seins abzuſchneiden durch ein die Phantaſie beſtechendes Zahlenſyſtem, in welchem die geſammte „Harmonie der Sphären“ aufging, und das in dieſer Weiſe kunſtvoll aufgebaute Lehrgebäude durch einen disciplinirten Schülerbund zum herrſchenden zu erheben. — Nicht nur aber mißlang dieſer kühne Verſuch und wurde in Blut und Jammer erſtickt, — ſondern die ganze griechiſche Phyſik endete mit den Sophiſten in der ſelbſtmörderiſchen Verleugnung des menſchlichen Wiſſens und Strebens, in einem Nihilismus, wie er nicht nackter auftreten konnte.

Eine Wiedergeburt that der Philoſophie der Hellenen noth, und ſie wurde glänzend in's Werk geſetzt durch die Dialektiker, mit welchen das griechiſche Mutterland ſelbſt die Bühne des Denkens betrat, auf welcher bisher merkwürdiger Weiſe blos die Kolonien, erſt die öſtlichen in Aſien, — dann die weſtlichen in Italien das Wort geführt hatten. Drei Athener, oder genauer: zwei geborene Athener und ein in der Muſenſtadt Erzogener brachten die Blüte der griechiſchen Philoſophie zur Entfaltung, — Sokrates, Platon und Ariſtoteles. Im Erſten finden wir die praktiſche Lebensweisheit ohne metaphyſiſches Schulſyſtem, wie ſie ſich durch inniges Vertiefen in das griechiſche Volksleben und emſiges Schöpfen aus dem reichen Borne desſelben ergeben mußte, — einen treuen Spiegel des Griechenthums, wie es ſich in ſeiner naiven, nicht dogmatiſch zubereiteten Religion, ſeiner heitern Kunſt und ſeinem regen Leben ſelbſt gab, verfeinert durch Bildung und Verſtand, Witz und Menſchenkenntniß, Erziehungskunſt und aufopfernde Freundſchaft, — und wie es zu Grunde gehen, in ſeinem Vertreter vergiftet werden mußte zu einer Zeit, da alle Intereſſen in politiſchem Parteitreiben aufgingen und die bereits unmöglich gewordene Wiederherſtellung alter Sitten und alten Glaubens als lügenhafter Vorwand zum Siege einer volksſchmeichelnden Rotte benutzt werden konnte. Im zweiten der drei großen Philoſophen, in Platon, dem erſten philoſophiſchen Schriftſteller der Griechen, tritt uns die von ihrem Meiſter nicht in Lehrſätze gebrachte, ſondern nur in kurzen allgemeinen Gedanken ausgeſprochene ſokratiſche Weisheit als entwickeltes Syſtem einer Welt von Ideen entgegen, welche, von der Welt der Wirklichkeit getrennt, ſich in dialektiſchen Begriffen aufbaut und von der Natur bis zum

Staate hinauf sich in selbstgeschaffenen, mystischen Gebilden der Phantasie bewegt. Die Versöhnung der Wirklichkeit, an welche sich Sokrates anlehnte, mit der geordneten Systematik, die wir zuerst in Platon vertreten sehen, vollzieht sich endlich in dem Dritten der dialektischen Triumwirn, in Arkstoteles. Die philosophische Sprache, die bei seinem nächsten Vorgänger noch in gehobener, dialogischer Form, mit poetischen Floskeln und mythologischen Einstreuungen einhergeschritten, ergeht sich nun in der nüchternsten Prosa, in bloßer pflichtschuldiger Abwickelung der gegebenen Fragen, ohne schmückende Zuthaten — und der Kreis der Anschauungen ist nicht mehr der blos hellenische, — er ist ein kosmopolitischer geworden. Platon war vom Allgemeinen, Abstrakten ausgegangen, er hatte aus Begriffen das Wirkliche zu begründen gesucht; Aristoteles verfuhr umgekehrt; er nahm das Konkrete, Besondere, zum Ausgangspunkte, entwickelte erst daraus die Ideen, und wies nach, daß Platons Unternehmen fruchtlos sei. Durch ihn entstand zum ersten Male ein encyklopädischer Ueberblick des menschlichen Wissens. — Seiner Eigenthümlichkeit gemäß, sich auf das Wirkliche zu stützen, war Aristoteles der erste wahre Naturforscher und vollführte so auf dem Boden selbstthätiger Untersuchung, was die Physiker der ersten Periode griechischer Philosophie, im Dunkeln tastend, erst versucht hatten. Er blickt so, am Schlusse der zweiten Periode, gleichsam auf die erste zurück, — während Sokrates, am Anfange der zweiten, vermöge seiner ausschließlichen Bezugnahme auf das Praktische, Ethische, dessen dialektische Grundzüge er aufstellte, gewissermaßen in die dritte Periode vorausblickt. In dieser begegnen uns vorherrschend Versuche, für das Verhalten des Menschen im Leben gewisse leitende Regeln aufzustellen.

Einer Gruppe unsicherer Anfänger in diesem Beginnen folgen bedeutendere Schulen von Denkern, die ihres Zieles sich bewußt und in ihren Mitteln zur Erreichung desselben sich völlig klar sind. Die Ersten sind Schüler des Sokrates. Den Kynikern des Antisthenes und seines originellen Nachfolgers Diogenes gegenüber, welche in plumper Weise die Tugend in der Zurückziehung des Menschen von allen äußeren Verhältnissen und in seiner Beschränkung auf den nothwendigsten Unterhalt des Lebens, d. h. also in einem Zustande suchten, wo keine Tugend, kein Wirken des Menschen für seinen Nächsten möglich ist, traten die Kyrenaiker des Aristippos auf, welche als Zweck des Lebens das Vergnügen auffaßten und mithin durch Egoismus die Tugend ebenso gründlich aufhoben, wie ihre Gegner, nur durch einen heitern Egoismus, statt durch einen düstern. Waren nun diese beiden Richtungen so zu sagen instinktive Anwendungen der Sokratischen Lebensweisheit, mißverstandene Ausführungen der Grundsätze des großen Lehrers, so entsprechen ihnen merkwürdiger Weise zwei neue Schulen, welche auf selbständigen Systemen neuer Lehrer mit vollkommen wissenschaftlicher Begründung beruhten. Als eine Veredlung des Kynismus kann der Stoicismus betrachtet werden,

welchen der Kyprier Zenon in der bunten Halle (Stoa) zu Athen stiftete, und nach welchem das gesammte menschliche Leben mit der Natur übereinstimmen und die Tugend allein zum Zwecke haben sollte, alle s. g. Güter und Annehmlichkeiten daher als gleichgültig und des Strebens nicht werth, und das Vergnügen als verächtlich angesehen wurde. Und ebenso ist der dem Stoicismus entgegengesetzte Epikuräismus eine Veredlung des kyrenaischen Princips. Der Zweck des Lebens, den Epikur aufstellte, war die Glückseligkeit, und deren vorzüglicher Bestandtheil die von den Stoikern verworfene Lust, jedoch nicht die vorübergehende, augenblickliche des Aristipp, sondern die auf die Dauer glücklich machende. Zenon's, wie Epikur's Ideal ist der Weise, welcher bei dem Erstern alle Lust, bei dem Letztern jeden Schmerz vermeidet, — beides eine die Natur des Menschen verläugnende Unmöglichkeit. Die menschlich mögliche Darstellung dieses Ideals aber versuchten endlich die von Pyrrhon und Timon gestifteten Skeptiker, welche, so weit es anging, nicht nur in Verbindung des stoischen und epikuräischen Princips, beide ad absurdum führend, die Lust und den Schmerz von sich wiesen, sondern auch überhaupt die Wirklichkeit alles Erscheinenden bezweifelten und sich gegen das gesammte Leben gleichgültig und abweisend zu verhalten suchten, daher auch jedes menschliche Urtheil für unzuverlässig erklärten.

Damit endete die eigentlich hellenische Philosophie, — wie im Grunde jede Menschenweisheit nothwendig damit enden muß, „daß wir nichts wissen können," — sofern sie nämlich Dinge ergründen will, die außerhalb unserer Forschung und Erfahrung liegen. In der Darstellung der Dinge, die innerhalb derselben liegen, von ihr erreicht werden können, legte dagegen die hellenische Wissenschaft den Grund zu dem Ruhme, mit dem sich hierin die europäischen Völker umgeben haben, indem sie nicht, wie die Asiaten und Aegypter, in sklavischer Abhängigkeit ihrer geistigen Thätigkeit von einem bevorzugten Priesterstande, dessen Lehren und Erzählungen als unbedingt wahr anstaunten, sondern jedem Einzelnen, ohne Rücksicht auf dessen Herkunft, das Recht vorbehielten, selbst aus dem tiefen Borne der Natur und der Geschichte zu schöpfen, Belehrungen über die Kreaturen naher und entfernter Räume, über die Ereignisse naher und entfernter Zeiten durch den Calamus der Nachwelt zu überliefern.

Mit der Philosophie der Alten in engem Zusammenhange stand ihre Naturforschung. Es waren in der Regel die Ergründer der Fragen nach dem Sein und Leben überhaupt, welche auch dessen einzelne Aeußerungen und Erscheinungen erforschten. — Weit entfernt jedoch, gleich den orientalischen Priestern ihre individuelle Vorstellung von der Entstehung des Seins als unfehlbar und allgemein verbindlich hinzustellen und zu verlangen, daß nach ihnen nicht weiter und besser geforscht werden dürfe und könne, — standen sie, bei aller kindischen Unbeholfenheit ihrer ersten Hypothesen von der Zusammensetzung der Elemente, unendlich höher auf

der Stufenleiter der Menschenwürde, als jene fanatischen Narren der Neuzeit, welchen die Vorstellung der alten Juden von der Schöpfung als eine durch keine Forschung zu erschütternde, himmlische Wahrheit gilt, und welche daher auf eigenes Denken demüthig verzichten. So einseitig die ersten Versuche der griechischen Weisen zur Auffindung eines Urgrundes der Dinge waren, so erhob sich doch, verhältnißmäßig früh, Pythagoras zur Ahnung eines Weltsystems, das sich der Wahrheit viel mehr nähert, als die biblische Vorstellung von Himmel und Erde als zwei an Größe sich entsprechenden Welthälften — eine Vorstellung, die, aller Vernunft zum Hohn und allen Forschungen zum Trotze, von den Kirchenvätern des Mittelalters und den Knak's der Neuzeit immer wieder aufgewärmt wurde. Nach des Pythagoras merkwürdigem Systeme bewegten sich um das „Centralfeuer" erst die „Gegenerde", dann die Erde, der Mond, die Sonne, die fünf damals bekannten Planeten und zuletzt die Fixsterne. Einen Rückschritt machten, trotz ihrer dialektischen Größe, Platon und Aristoteles, welche die Erde für einen im Mittelpunkte der Welt unbeweglich schwebenden Körper hielten. Desto größere Triumphe feierte aber die griechische Naturwissenschaft unter den Ptolemäern zu Alexandria. Nachdem die Mathematiker Eukleides und Archimedes ihr den Weg gebahnt, begann Eratosthenes, die Sterne zu zählen, der Erde Umfang zu messen, Karten zu zeichnen und Erdkunde, wie Geschichte von sinnlichen Fabeln zu säubern und gelangte wenigstens dazu, die Kugelgestalt der Erde einmal festzustellen. Bereits Aristarchos ahnte die Bewegung der Erde um sich selbst und um die Sonne; Hipparchos entdeckte das Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen nach Osten und Ptolemaios die Lage der Ekliptik, die Abweichung des Mondes und die Bahnen der Planeten; sein Weltsystem, in welchem die Erde wieder den Mittelpunkt einnahm, wurde das herrschende bis in die neueren Zeiten eines Kopernikus, Kepler und Galilei. Es blühte das Museum zu Alexandria; seine Lehrsäle wurden von Tausenden Lernbegieriger aus der gesammten gebildeten Welt besucht; seine Bibliothek von 700,000 Bänden enthielt die Werke aller großen Geister des Alterthums, — unendlich mehr als uns die Mönche des Mittelalters zu empfangen würdigten; sein botanischer und zoologischer Garten und seine Anatomie boten dem Naturforscher Gelegenheit, das Leben in Originalen zu studiren, seine Sternwarte, — dessen entfernte Aeußerungen in anderen Welten ahnen zu lernen. — Strabon aus Amasia und der genannte Ptolemaios wurden, als Nachfolger des Eratosthenes, die Begründer der Geographie, begünstigt durch den damals bis Britannien und China sich ausdehnenden Handelsverkehr und die um sich greifende römische Weltherrschaft, — und zur Zeit der Blüte der letztern war Plinius der Aeltere der Erste, welcher eine wahre Encyklopädie der Naturwissenschaft schrieb, wenn auch sein Sammelfleiß größer war, als der das Gesammelte überblickende, ordnende und sichtende

Geist, den der trostlose politische Zustand der damaligen Welt trübte. Höchst mangelhaft erscheinen uns zwar seine Resultate; — allein wie unendlich hoch stehen sie über der Wissenschaft der Kirchenväter und der Inquisition!

Weniger als in der Philosophie und Naturwissenschaft gelangte bei den Griechen und Römern die Forschung in den rein menschlichen Verhältnissen zu ihrem Rechte. Denn was von diesen vergangen war, — hinter dem Schriftsteller zurück lag, konnte bei dem Mangel alter Aufzeichnungen ohnehin nicht mehr erforscht werden, und färbte sich daher nach den Ueberlieferungen, die sich im Volksmunde gebildet hatten; was aber dem Schriftsteller vor Augen lag, zu seinen Lebzeiten sich ereignete, das behandelte er nach den Eindrücken, die er davon empfing und die ihm zuverlässiger erscheinen mußten, als jede Forschung in fremden Quellen. — Natürlich liefen daher in der antiken Geschichtschreibung, je älter die behandelte Zeit war, desto mehr Mythen und Sagen mit; allein während die Aegypter, Hebräer u. s. w. glauben mußten, was ihnen ihre Priester erzählten, es als göttlichen Ursprungs anzuerkennen verpflichtet waren, — konnten die Griechen davon annehmen, was sie wollten, gab es für sie keine Abgeschmacktheiten, die für baare Münze zu halten Jemand sie zwingen konnte. Mit liebenswürdiger Naivetät erzählt Herodot, der Vater der Geschichte, Wahrheit und Dichtung bunt mischend, von den ältesten Zeiten der Völker und erhebt die farbenprächtige Schilderung der glorreichen Perserkriege beinahe zum nationalen Epos. Und ebenso schwungvolle Sprache, kunstreiche Gliederung und vaterländische Begeisterung belebt und durchweht seines Nachfolgers Thukydides Geschichte einer Zeit, die bereits keinen Raum für Sagen mehr hatte und im tieferschütterten Staate Charaktere bedurfte, die Thatkraft entwickelten und nicht befangenen und beschränkten Geistes an verschollenen Kindermärchen hingen wie die Schnecke an ihrem Hause. Ist der mit Pietät gegen das Ueberlieferte erfüllte Herodot der Aischylos, der kunstvoll maßhaltende Thukydides der Sophokles der Geschichte zu nennen, so dürfte der von Verfolgung des Ideals zur Einseitigkeit abfallende Xenophon mit Euripides zusammenzustellen sein. Während aber die ächten Dramatiker ausstarben, trieb die Historik sogar noch in später, entarteter Zeit die reichen Blüten eines Polybios, Plutarchos u. A., und die Schüler der Hellenen, die Römer, hatten in Livius ihren Herodot, in Sallust ihren Thukydides, während der gleich einem Weltgerichte einherschreitende Tacitus an Gesinnungstüchtigkeit einen Xenophon weit überragt.

Hat sich bei den europäischen Völkern die Geschichte aus der sagenbildenden Hand der Priester befreit und ihre Unabhängigkeit durch freie Konkurrenz gerettet, so ist ein anderer Zweig volksthümlicher Literatur von denselben Völkern erst geschaffen worden, — die Beredsamkeit, welche sich im Morgenlande, bei dem Mangel eines öffentlichen politischen

Lebens, nicht entwickeln konnte. Eine freie Staatsverfassung, welche dem Volke, wenn auch vorläufig mit Ausschluß der zahlreichen Sklaven, die höchste Macht einräumte, mußte auch dem Austausche des freien Wortes zwischen den Bürgern über die Angelegenheiten des Staates günstig sein und dem Talente, welches sich in dieser damals einzigen Schule der Staats- und Rechtswissenschaft auszeichnete, jene glänzenden Bahnen eröffnen, die ein Demosthenes in Hellas, ein Cicero in Rom betraten, — Jener im Löwenmuthe der Vertheidigung griechischer Unabhängigkeit gegen gierige Despotie, Dieser als ein im Kampfe zwischen untergehender Freiheit und zuversichtlich auftretender Ausbeutung derselben schwankendes Rohr.

Die Geschichte der antiken Beredsamkeit ist daher zugleich die Geschichte des Staatswesens in Hellas und Rom und seiner mannigfaltigen Veränderungen.

c. Der antike Staat.

Europa ist die Geburtsstätte des Rechtsstaates. In Asien und Afrika entstanden nur Willkürstaaten, Despotien, in denen der einzelne Unterthan recht- und schutzlos der Laune des Herrschers preisgegeben war. Eine Einschränkung der Willkür fand nur statt, wo das Kastenwesen waltete, wie in Indien und Aegypten, — doch hier nur zu Gunsten höherer Kasten, deren Glieder dem aus der Kriegerkaste entsprossenen Könige neben-, oder, wie die Priester, übergeordnet waren, — oder wo, wie in China, eine durchgeführte Etikette Hohe und Niedere in gleicher Weise unterjochte, oder wo, wie bei den Juden, die königliche Gewalt als von Gott gegeben und durch ihn wieder entziehbar angesehen wurde. Ein Rechtsstaat konnte nur entstehen, wo die Race der Bewohner, unterstützt von offener Weltlage und gemäßigtem Klima, die Leute zum Denken über ihre Bestimmung anleitete, wo die individuelle Auszeichnung der freien Konkurrenz preisgegeben, und wo das weibliche Geschlecht nicht mehr als Waare galt, sondern mit Rechten ausgestattet war. In Europa erst wurde die Monogamie, welche allein beiden Geschlechtern das nämliche Recht einräumt, zur Regel, während im Oriente die Polygamie das Weib zur Sklaverei erniedrigt hatte.

Sehr verschieden gestaltete sich aber der Rechtsstaat östlich und westlich vom adriatischen Meere, — dort zu Gunsten individueller Freiheit und lokaler Selbständigkeit, also föderativ, — hier zu Gunsten allgemeiner Gleichheit und politischer Macht, — also centralisirend.

Das griechische Staatswesen trug den Charakter der Lockerheit und Ohnmacht. Die Staaten von Hellas sind beinahe nur Gemeinden zu nennen, da sie in der Regel nur einen Ort von Bedeutung enthielten. Jeder dieser Miniaturstaaten entwickelte sich besonders, doch nicht

ohne daß in den meisten ein ziemlich regelmäßiger Uebergang vom Königthum der ältesten Zeiten zur Aristokratie (Geschlechterherrschaft), von dieser durch eine sie stürzende Tyrannis zur reinen Demokratie und endlich zu immer zügelloserer Demagogie nachzuweisen wäre, von welcher politischen Bahn nur Lakedämon mit seiner stereotypen Herrschaft zweier Könige und des Adels der Spartiaten abweicht. Ein alle diese Staaten vereinigendes Band war allein das civilisatorische der Sprache, der Kunst, der Religion und des Handelsverkehrs, namentlich durch die Mittel der Festspiele, an welchen zu Olympia u. s. w. die Kämpfenden aller Stämme vor ganz Hellas in Kraft und Geschicklichkeit wetteiferten, — der Mysterien, an denen sich, besonders in Eleusis, die Eingeweihten entfernter Gegenden begrüßten, — und der Orakel, welche zu befragen von Ost und West, von Nord und Süd Abordnungen nach Dodona und Delphi reisten. Ein politisches Band ließ sich niemals auf die Dauer knüpfen. Der den Hellenen eigene, den Römern ganz fehlende Drang nach persönlicher Freiheit machte sich auch in erweitertem Maße in den einzelnen Gemeinden geltend, die wol gern geneigt waren, mit den Stammverwandten Geschäfte zu machen, mit ihnen für Schönheit oder Weisheit zu schwärmen, aber von ihrer Autonomie in Dingen der staatlichen Ordnung auch nicht ein Jota abzugeben gesonnen waren. Nur äußere Noth oder äußerer Vortheil bewogen daher die griechischen Städterepubliken zu politischen Bündnissen, in welchen jedoch die einzelnen Staaten nicht die geringste souveräne Befugniß an die Gesammtheit abtraten. Eine allgemeine hellenische Symmachie bestand nur kurze Zeit nach dem Siege über die Perser, zerfiel jedoch nach kurzer Zeit in zwei klaffende Hälften, deren eine, Athen an der Spitze, die Joner, die eigentlichen Vertreter des Griechenthums, die Verehrer individueller Selbständigkeit und idealer Bestrebungen, — die andere, Sparta voran, die mehr den Römern ähnlichen, nach starrer Hegemonie und Unterordnung der Einzelnen unter das Ganze strebenden Dorier umfaßte. Umsonst versuchten hellenische Heldenmänner, an die Stelle der beiden Bünde einen einzigen zu setzen; doch krankte auch er an dem Streben einer einzelnen Stadt, Thebens, nach Hegemonie. Ebensowenig konnten, zu einer Zeit, da Hellas bereits der verschlingenden Centralisation des makedonischen Reiches preisgegeben war, der ländliche Bund der Aetoler und der städtische der Achäer das ganze Land vereinen; denn obschon sie keine örtliche Hegemonie anstrebten, zerfleischten sie sich selbst und wurden eine willkommene Beute der Römer.

Auch das alte Italien hatte seine föderativen Bestrebungen in den Bünden der Etrusker im Norden, der Samniten im Süden und der Latiner in der Mitte, denen jedoch allen nach und nach das einzige, von eigenthümlichem politischem Streben beseelte Rom obsiegte. Erst die Römer schufen den eigentlichen Staat, d. h. das über örtliche Beschränkung hinausschreitende, auf gegenseitige Rechte begründete Gemein-

leben der Menschen; denn die orientalischen Despotien waren große Familien mit unumschränkter väterlicher Gewalt, — die griechischen Staaten, wie wir bereits zeigten, wesentlich blos Gemeinden. Der römische Staat unterscheidet sich daher von den orientalischen Despotien durch das Recht, das allen seinen Angehörigen zukommt, von den griechischen Staaten durch seine nicht an einzelne Oertlichkeiten gebundene Ausdehnung, durch seine Universalität. Seine Ideen sind daher das Recht und die Macht, hinter welchen beiden zuvörderst die Freiheit der einzelnen Orte und der einzelnen Menschen sowol, als die freie, selbstthätige Pflege der Kunst und Wissenschaft zurücktreten müssen, damit zuletzt noch die Macht über das Recht triumphire. Diesen Verlauf nahm auch in der That die römische Geschichte. Erst errang in harten Kämpfen das römische Volk die Gleichstellung der Plebejer mit den Patriziern, wodurch das nämliche Recht Aller festgestellt war, — darauf begann der Kampf nach Außen, der nicht eher ruhte, als bis der ganze bekannte Erdkreis Rom gehorchte und dessen Macht keinen Nebenbuhler mehr hatte, — und endlich mußte die Macht der einen Stadt über alle Lande auch in der Macht eines Mannes über das gesammte Reich ihren Ausdruck erhalten. Es war dies ein Verlauf, wie er aus der geringen Achtung, welche das Individuum bei den Römern genoß, hervorgehen mußte. Der Einzelne ging dort vollständig in der Familie auf, deren Macht über ihn erst mit dem Tode endete, — die Familie im Stamme, der Stamm in der Gemeinde und diese im Staate. Die Rechte der Gesammtheiten gingen stets denen ihrer Bestandtheile voran, und so kam das Recht des Einzelnen zuletzt in Betracht und erhielt nur, was die Gesammtheiten ihm übrig ließen. Es war daher natürlich, daß das Individuum, welches wenig oder keine Geltung hatte, auch Andere nicht achtete und nicht davor zurückbebte, Menschenleben zu opfern, wenn es das Interesse der Partei oder das angebliche des Staates zu erfordern schien, daß es nach Gewalt strebte, um sich geltend zu machen, und keine Mittel scheute, dieselbe zu erringen und wenn es sie errungen hatte, zu erhalten und sein Zurückschleudern unter die Massen der Nullen zu verhindern. Ein solches Streben nun gelangte aber erst an das Ziel, nachdem der römische Staat durch Parteikämpfe, Bürgerkriege und blutige Greuel aller Art erschlafft und geschwächt war, so daß es Diktatoren und Imperatoren, welche in früherer Zeit stets wieder hatten zurücktreten müssen, gelingen konnte, ihre Macht auf die Dauer zu befestigen. — So ging Rom in eine Despotie der Cäsaren aus, welche sich von jener des Morgenlandes nur dadurch unterschied, daß sie das römische Recht wenigstens dem Namen nach bestehen lassen mußte.

d. Die antike Religion.

Während im Oriente die Religion das ganze Leben und Treiben der Völker beherrſchte und keine Geiſtesthätigkeit duldete, die nicht durch ſie hindurch ging, nahm dieſelbe in Europa eine beſcheidenere Stellung ein und mußte im Laufe der Zeiten immer mehr hinter Kunſt, Wiſſenſchaft und Staatsleben zurücktreten.

Der Urſprung der griechiſchen und römiſchen Religion (welche letztere, ſoweit ſie nicht mit der erſtern zuſammenfällt, keine Bedeutung für den Fortſchritt der menſchlichen Kultur hat) iſt derſelbe, wie wir ihn bereits als denjenigen ſämmtlicher polytheiſtiſchen Religionen des Alterthums kennen gelernt haben; die Perſonifikation der Naturkräfte und Weltkörper mußte jedoch bei den ſchönheitdurſtigen Hellenen einen ganz andern Entwickelungsgang nehmen, als bei den für Schönheit unempfänglichen, nur barocke, widernatürliche und häßliche Götterbilder hervorbringenden Orientalen; der helleniſche Kultus mußte eigentlicher Kultus der Schönheit werden, und konnte hier weniger als ſonſtwo ſeinen Urſprung aus dem äſthetiſchen Momente verleugnen. Die Griechen verehrten in ihren grauen Urzeiten allerdings zuerſt die Naturmächte unter der Geſtalt von Thieren, worunter namentlich die Schlangen, als fußloſe Bilder der Geſtirne, eine große Rolle ſpielten, wie noch jetzt im Märchenglauben des Volkes. Mit der Zeit vermiſchte ſich Thier- und Menſchengeſtalt; es entſtanden Gottweſen mit Stierköpfen, Pferdeleibern, Bocksfüßen, Schlangenſchweifen; aber ſchon frühe brach die angeborene Anlage der Hellenen hervor, und die Bilder ihrer Götter wurden nach und nach Ideale der höchſten körperlichen Vollkommenheit, die man kannte, alſo der menſchlichen Geſtalt. Allerdings haben auch ſie, gleich den Morgenländern, die urſprüngliche aſtronomiſche und phyſikaliſche Bedeutung ihrer Mythen vergeſſen; allein während ihren Nachbarn jenſeits des Meeres, wenigſtens der Maſſe des Volkes, die aus Naturmächten zu Göttern gewordenen Weſen reine Fetiſche waren, die nur in dem Stoffe exiſtirten, aus dem ſie gebildet waren, — Gegenſtände dumpfer Scheu und wilder Furcht, — verwandelten ſich dem Hellenen die Naturweſen in ethiſche Mächte, in Ideen, die er ſich unter ſchöner Geſtalt verſinnbildlichte, die er nicht ſcheute, nicht fürchtete, ſondern mit denen er umging, wie mit Seinesgleichen, deren Bilder ſeine Künſtler mit Luſt und Freude, als Darſtellungen verwandter Weſen, als Ideale menſchlicher Schönheit, ausmeißelten und von denen ſeine Dichter ſangen, wie von Helden ſterblicher Geſchlechter; denn die Götter waren den Hellenen weder Ungeheuer, wie die ägyptiſchen, indiſchen und phöniki-ſchen, noch körperloſe Geiſter, wie die perſiſchen und israelitiſchen, ſondern Menſchen, die nicht ſterben konnten, mächtige Weſen mit menſchlichen Gefühlen und Leidenſchaften.

Die Hellenen kannten kein Dogma, kein Glaubensbekenntniß, keinen Religionsunterricht, keine Offenbarung. Wenn man in jenem herrlichen Lande nur überhaupt die Götter als Vertreter sittlicher Grundsätze ehrte, so that man den religiösen Pflichten Genüge; in welcher Weise, wo, wann und wie oft man es that, war Jedem überlassen; darin beaufsichtigte ihn kein Anderer. Auch war der griechische Götterglaube so wenig streng und bindend, daß die einzelnen Theile des Volkes weder über die Zahl, noch über den Rang, noch über die Namen der Götter einig waren, ja daß man, in liebenswürdiger Naivetät, sich nicht scheute, Götter nach verschiedenen Wohnplätzen zu vervielfältigen und sogar neue zu erfinden, und nicht minder verstorbene Menschen als Heroen zu Göttern zu erheben.

Die griechische Religion war Staatsanstalt. Ihr Mangel an Dogmen milderte zwar die sonstige Gefährlichkeit dieser Anordnung für die Freiheit des Gedankens; aber auf der andern Seite wurde hiedurch der Glaube zum Deckmantel für das Treiben politischer Parteien. So wurde z. B. Sokrates unter dem Vorwande der Götterläugnung durch eine ihm feindliche politische Partei aus dem Wege geräumt. Ketzergerichte ohne politische Veranlassung waren den Hellenen fremd, — frei sprach man seine vom allgemeinen Glauben abweichenden Ueberzeugungen aus, und das Lustspiel, selbst jenes des konservativen Aristophanes, brachte die Götter in den possierlichsten und entehrendsten Lagen auf die Bühne. Der Staat war zufrieden, wenn der öffentliche Gottesdienst, dessen Feste er bestimmte und dessen Opfer er vorschrieb, seinen Fortgang hatte; die Meinungen der Einzelnen waren ihm gleichgültig; er sorgte weder für die Pflege positiven, noch für die Unterdrückung negativen Glaubens. Dagegen wurde der Kultus als eine Art von Rechtsverhältniß zwischen den Göttern und Menschen betrachtet; Jene hatten auf Opfer, Diese auf Hülfe Anspruch. Die Tempelschändung und die Zerstörung heiliger Dinge waren daher schwere Verbrechen, sie waren Beleidigungen von rechtlich anerkannten Wesen. Man war nicht verpflichtet, an die Wunder der Götterbilder zu glauben, welche gleich den modernen Heiligen weinen, Blut schwitzen und die Augen verdrehen konnten; aber man mußte sie stehen lassen.

Eine solche für das Alterthum höchst bedeutende Religionsfreiheit, welche jedenfalls die des Mittelalters weit übertrifft, wo die Uebertretung der Fastengebote mit dem Tode bestraft wurde, — in welcher eine Ketzerverbrennung auf bloßen Verdacht des Unglaubens, wie in Spanien, undenkbar war, — konnte natürlich nur bestehen, wo es keine Priesterkaste, ja nicht einmal einen besondern Priesterstand gab. Die religiösen Handlungen wurden für den Staat durch dessen höchsten Würdenträger, für die Familie durch den Hausvater besorgt. Nur in den Tempeln waren Priester angestellt, die aber außerhalb derselben nichts, innerhalb blos die Funktionen des Staats- und Familienoberhauptes zu vollziehen hatten. Ueber die Gewissen hatten sie keine Macht, über Kunst und

Wiſſenſchaft keine Aufſicht zu üben, und die Geſchichte weiß von keinem Einfluſſe, den ſie je errungen hätten.

Die griechiſche Religion hat das unſterbliche Verdienſt, daß in ihr nicht, wie in den meiſten anderen, der Wunderglaube, d. h. die Annahme des Einwirkens überſinnlicher Kräfte auf die Menſchen, die Grundlage und Hauptſache bildete. Ihr einziger weſentlicher Beſtandtheil war die Exiſtenz der Götter und dieſe waren urſprünglich Naturkräfte, alſo keine Wunder. Alles Uebrige wurde der Phantaſie der Einzelnen überlaſſen; Jeder konnte ſich Wunder ſchaffen, ſo viel er wollte, wenn er deren bedurfte; Jeder konnte ſolche auch nach Belieben verwerfen oder ignoriren. Da indeſſen die Mehrheit der Menſchen ſtets neugierig iſt und die Befriedigung dieſer Neigung in übernatürlichen Dingen ſucht, wenn natürliche dieſelbe nicht befriedigen, ſo nahm auch bei den Griechen in einzelnen Kreiſen der Wunderglaube bedeutende Dimenſionen an, die jedoch meiſt der Privatinduſtrie überlaſſen wurden, wie der geſammte Schabernack der Wahrſagungen und Beſchwörungen, und nur dann den Schutz des Staates genoſſen, wenn ſie zu politiſchen Zwecken benutzt werden konnten, wie die Orakel.

Den denkenden, jedoch im Denken noch nicht zu voller Klarheit gelangten Menſchen genügte indeſſen von jeher die aus dem Gefühle ſtammende Religion nicht; ſie wollten dieſelbe begreifen, machten ſie zu einem Gegenſtande der Reflexion und ſchufen ſo die Theologie, dieſen vergeblichen Verſuch, vom Glauben zum Wiſſen fortzuſchreiten, der ſtets ein Wahn war und ein Wahn bleiben wird. Dieſen Standpunkt, der ein erleuchteter ſcheinen mußte, ſo lange wiſſenſchaftliche Forſchung ſich noch nicht entwickelt hatte, nahm in Aegypten die von der Volksreligion abweichende Geheimlehre der dortigen Prieſter, — in Griechenland nahmen ihn, bei dem Mangel eines eigentlichen Prieſterſtandes, die Gebildeten ein, ſo weit ſie nicht den höhern, vom Glauben unabhängigen Standpunkt der Philoſophen erreicht hatten, auf welchem der Götterglaube vollſtändig dahin fiel und, in einer Menge verſchiedener Auffaſſungen, der Vorſtellung von einer Weltſeele wich. Jene Gebildeten nun, welche auf der theologiſchen Mittelſtufe zwiſchen der Philoſophie und der naiven Volksreligion ſtanden, waren die Anhänger einer Reihe von Geheimlehren, die wir mit dem Geſammtnamen „Myſterien“ zu bezeichnen pflegen. Es gab deren an verſchiedenen Orten der griechiſchen Welt und unter ſehr verſchiedenen Geſtalten (hinſichtlich deren der Verfaſſer auf ſein „Buch der Myſterien“ verweist). Alle aber entſprangen, in grellem Kontraſte zu der Göttliches und Menſchliches vermiſchenden Volksreligion, aus dem myſtiſchen Gedanken, daß der Menſch von der Gottheit weſentlich verſchieden, ihr untergeordnet und entfremdet ſei, ſie verloren habe und nun ſuchen müſſe, um mit ihr wieder vereinigt zu werden. Den Philoſophen war dieſes Streben überflüſſig und kindiſch, — ſie gingen ihren eigenen Weg, den der For-

ſchung und Prüfung, — dem Volke war es dunkel und unheimlich. Zu dem wahren Griechenthum dagegen bildete es einen vollendeten Gegenſatz. Heiterkeit, Lebensluſt, Klarheit im Fühlen und Denken, Abweſenheit alles Dunſtes und Nebels waren die Kennzeichen des ächten Hellenen, deſſen Götterbilder daher mit ihren prachtvollen, ſicheren, vollen, runden Umriſſen noch jetzt dieſen Charakter verrathen, — während Düſterkeit, Phantaſtik, Symbolik, Myſtik, krankhaftes, verſchwommenes Deuteln und Frömmeln in den Myſterien zu Hauſe waren. Beide, Volksreligion und Geheimlehre, verhalten ſich wie Tag und Nacht, wie Geſundheit und Krankheit, wie Sein und Schein. Die Myſterien waren daher ihrer ganzen Natur nach ungriechiſch, fremd, abnorm. Sie paßten nicht auf helleniſchen Boden, nicht in ihre Gegenwart, ſondern waren, mit ihrem Apparate von Sehnſucht nach Vereinigung mit der Gottheit, von Gnade, Erlöſung, perſönlicher Unſterblichkeit, Offenbarung, Menſchwerdung und Auferſtehung, von dramatiſchen Vorſtellungen, Ceremonien und blendender Einwirkung auf die Sinne, — die Einleitung in eine Zukunft, in welcher Einer auftreten ſollte, der alle die herrlichen Göttergeſtalten des Olympos, des Okeanos und des Hades in die ewige Nacht der Vergeſſenheit ſtürzte!

9. Das Chriſtenthum und die Kultur.

a. Die chriſtliche Religion.

Die antike Welt wurde reif zum Untergange einmal durch die Vernichtung der Selbſtändigkeit des für Schönheit und Kunſt, für Weisheit und Wiſſenſchaft und für Recht und Freiheit glühenden Hellas, dann durch die Vereinigung civiliſirter und uncivilisirter Länder, zuſammen des größten Theils der bekannten Welt, mit den bunteſten und heterogenſten Kulturbegriffen und Anſchauungen, in der Hand der von Haus aus ungebildeten und gewaltthätigen Römer, und endlich durch die in dieſem Weltreiche immer frecher und unverſchämter alle Freiheit und Mannhaftigkeit niedertretende Deſpotie entnervter Wollüſtlinge und verthierter Söldner. All dies untergrub nach und nach jede Spur von Gewiſſen und Pflichtgefühl, und die Menſchheit war nahe daran, in einem ſcheußlichen Kothmeere aller Laſter, Verbrechen und Gräßlichkeiten zu erſticken, als, wie von dem Geiſte der Geſchichte gerufen, gegen die Alles überwuchernde rohe Sinnlichkeit ein Element der Ueberſinnlichkeit in die Schranken trat, ſie niederwarf und an ihrer Stelle den Thron der Welt einnahm. Dieſes neue ſpiritualiſtiſche Element beſtand in einer merkwürdigen Verſchmelzung der überſinnlichen Anſchauungen zweier verſchiedenen Kulturkreiſe, und zwar jener beiden, in welchen die Poeſie, die Mutter aller Religion, unter allen Völkern des Alterthums die ſorgfältigſte Pflege erhielt und die herrlichſten Früchte trug:

des Juden- und des Griechenthums. Es konnte zwar keinen schärfern Kontrast geben, als zwischen dem griechischen und dem jüdischen Charakter. Dort die innigste Verbindung zwischen Gottheit und Welt, hier die strengste Trennung beider; dort die emsigste wissenschaftliche Forschung und die kühnste künstlerische Formenbildung, hier weder denkende Wissenschaft, noch bildende Kunst, sondern blos Theologie und vorwiegend religiöse Poesie; dort die Priester eine einfache, weder anspruchvolle, noch einflußreiche Berufsart, hier die Lenker und Berather der Nation; dort lebhafter Verkehr mit der gesammten Welt und Schiffe von den Säulen des Herakles bis zu den Gestaden von Kolchis, hier Abschließung gegen Außen, gegen jedes Schiff an Joppe's Strand, gegen jede Karawane von der Wüste her; dort begierige Auffassung alles Neuen und leichtes Wegwerfen des Alten, hier strenges Festhalten an Diesem und Mißtrauen gegen jede Veränderung.

Trotz dieses Kontrastes waren aber seit der Eroberung Vorderasiens durch Alexander den Großen die in diesen Ländern, in Folge der babylonischen Gefangenschaft überall zerstreuten Juden vielfach mit der eindringenden griechischen Kultur in Berührung gekommen, — in eine Berührung, welche in der ganzen Diaspora (Zerstreuung) nirgends intensiver und folgenreicher wurde, als zu Alexandria in Aegypten, unter der musenfreundlichen Herrschaft der Ptolemäer, deren berühmtes Museum bereits erwähnt worden ist. Die Gastfreundschaft, welche diese Dynastie den Juden gewährte, die Begünstigung, welche deren Glieder dem Tempel Jehova's zu Leontopolis gewährten und die Uebersetzung der Bibel (Septuaginta), welche sie veranstalteten, wurde die Veranlassung völliger Annahme griechischer, d. h. nicht hellenischer, sondern makedonisch-hellenistischer Sprache und Anschauungen von Seite der alexandrinischen Juden, und regen Verkehrs derselben mit den dortigen griechischen Gelehrten. Die jüdischen Philosophen Aristobulos und Philon wandten, um die griechische Weisheit aus der Bibel ableiten zu können, die Methode der Allegorie auf die Deutung der Bibel an, verwarfen jede buchstäbliche Auslegung und hielten sowol die Bibel selbst als ihre Auffassung derselben für göttliche Inspiration, welcher Begriff durch sie eigentlich erst geschaffen wurde und so den vernünftigen Fortschritt, welcher in einer freien und gesunden allegorischen Auslegung enthalten gewesen wäre, wieder illusorisch machte. Die Allegorie der alexandrinischen Juden war eine gezwungene, tendenziöse und willkürliche; sie suchten in naiven Erzählungen, welche reine, schlichte Volkspoesie sind, wie in den Idyllen von Abram, Isaak und Jakob, tiefe dialektische und ethische Wahrheiten, nahmen sogar jene Repräsentanten des semitischen Volksthums und einer patriarchalischen Urzeit für Personifikationen von Tugenden und Grundsätzen, und wurden so, wenn auch ihr System verdienter Maßen wieder aufgegeben worden ist, die Väter der verkehrten Manie, in den Dichtungen, welche blos die Bestimmung

hatten, dem israelitischen Volke ein ehrwürdiges Alter zu verleihen, etwas zu suchen was ihnen fremd ist, nämlich unumstößliche Wahrheiten von übermenschlichem Ursprunge. Wol wurde schon vor ihnen von den Juden an den göttlichen Ursprung und die Wahrheit der biblischen Aussagen geglaubt, — doch nur aus Ehrfurcht vor den heiligen Schriften als solchen; ein Dogma wurde die Inspiration erst seit den Zeiten der jüdisch-alexandrinischen Literatur, und zwar eines, dem Tausende blutiger und brennender Opfer geschlachtet worden sind, indem ihm zu Ehren die blindgläubige Mehrheit sich mit gieriger Wuth auf die denkende Minderheit warf, um den Geist der Freiheit auszurotten, der von der letztern verkündet wurde.

Die Inspiration war demnach das erste Kind, das aus der unnatürlichen Verbindung des Griechen- und Judenthums entsprang, der Bastard, welcher die Entwickelung der menschlichen Vernunft für mehr als ein Jahrtausend aufhielt. Sie war jedoch nur der leitende Grundgedanke des neuen Systems einer geistigen Opposition gegen das verwegene Beginnen der entarteten antiken Welt, sich kopfüber in den bodenlosen Abgrund der gröbsten, geistlosesten Sinnlichkeit zu stürzen. Um diesem Beginnen entgegenwirken zu können, mußte sie sich mit einer sichtbaren und greifbaren Hülle umgeben, und diese konnte nur in einer Gemeinschaft von Menschen bestehen, die sich verbanden, der Welt durch Aufstellung neuer, reiner und edler Grundsätze eine andere Gestalt zu verleihen. Den Versuch einer solchen Gemeinschaft hatte schon das hellenische Alterthum in dem Bunde der Pythagoreer entstehen gesehen und — in Blut ertränkt. Eine getreue Nachahmung dieses Versuches war in dem Horizonte der alexandrinischen Juden die Gesellschaft der Therapeuten, welche in Verachtung der Sinnlichkeit und des materiellen Besitzes und in geistlicher Beschaulichkeit das Heil der Menschheit suchte. Ganz demselben Systeme huldigte im Vaterlande der Juden selbst die Sekte der Essäer und suchte es auch praktisch durchzuführen. Alle diese Vereine hegten und pflegten den Geist der religiösen Beschaulichkeit, des Sichversenkens in den Gedanken eines verlorenen und wieder zu suchenden Gottes; — den Geist der griechischen Mysterien, und dieser stempelte sie zu Vorläufern jener größern Gemeinschaft, welche durch Pflege desselben Gedankens die trotz einer Unmasse von Göttern gottlos gewordene antike Welt zerstörte und eine neue an ihre Stelle setzte.

Diese neue, große Gemeinschaft, nothwendig geworden durch den entsetzlichen Zustand des römischen Reiches, dem nur durch eine strenge, mit ernstem, göttlichem Nimbus umgebene Sittlichkeit abzuhelfen war, hatte die nächste Veranlassung ihres Entstehens in einer Bewegung, welche das Judenthum mit solcher Macht durchzitterte, daß in dem von jüdischen Kolonien völlig durchsäuerten römischen Reiche unter den ersten Cäsaren der Glaube stark verbreitet war, es werde im Morgenlande ein neues Reich

gegründet werden und ein glücklicheres Weltalter seinen Anfang nehmen. Es war die seit der Theilung des jüdischen Reiches gehegte Erwartung eines Messias, d. h. der unter dem Bilde einer Person gedachten Wiederherstellung der Reichseinheit und des durch Götzendienst gestörten mosaischen Gesetzes. Für diesen Messias, den man sich poetisch als einen Nachkommen Davids, des Vertreters der Reichseinheit und Gläubigkeit dachte, oder wenigstens für seinen Verkünder, gaben sich in den ersten dreißig Jahren der christlichen Zeitrechnung im jüdischen Lande eine Menge Männer aus, welche einzeln im Sturm und Drang der damaligen Weltereignisse und im wilden Sinnentaumel Roms, des neuen Babylon, so wenig beachtet wurden, daß kein griechischer oder römischer Schriftsteller ihrer Zeit etwas von ihnen erfuhr. Nur Zwei von ihnen haben ihren Namen der Nachwelt überliefert: Johannes, genannt der Täufer, und Josua (gräcisirt Jesus), genannt der Gesalbte (*Χριστός*). Von dem Leben Beider wissen wir, wenn Dasjenige, was vor den Gesetzen der Natur und Vernunft nicht bestehen kann, von dem Erzählten ausgeschieden wird, blutwenig, — mehr von ihren Lehren, besonders von denen des Zimmermannssohnes aus Nazaret, in dessen Namen wir merkwürdiger Weise einen Zusammenhang einerseits mit dem Eroberer des gelobten Landes, Josua, und anderseits mit dem leidenden und sterbenden Gotte der eleusinischen Mysterien, Jakchos, finden. Denn auch Er hat ein gelobtes Land erobert, nur ein größeres, die gesammte Menschheit umfassendes, und auch Er wurde zum leidenden und sterbenden Gotte erhoben, und vereinigte somit in seiner Person die heiligsten Traditionen des Juden- und des Griechenthums.

Wie war es aber möglich, daß Jesus, von dessen Leben und Wirken zu seiner Zeit außerhalb Palästina's nichts bekannt geworden, der lehrte, heilte, und den Tod am Kreuze litt, ohne daß dies im römischen Reiche Aufsehen erregte, — von der Nachwelt als Wunderthäter, ja als Gott gefeiert, daß seine Lehre, verziert und ausgeschmückt mit den märchenhaften Berichten von seinen Thaten und seinem Tode, zum herrschenden Glaubensbekenntniß des gebildetsten Theiles der Welt emporgehoben werden konnte?

Die Hauptursache dieser räthselhaften Erscheinung suchen wir in dem nicht zu läugnenden Umstande, daß bei dem Zustande der antiken Welt eine reinere Gottes- und Sittenlehre zum unabweisbaren Bedürfnisse geworden war. Daß aber als Heilmittel der herrschenden Krankheit gerade die Lehre Jesu benützt wurde, ist ohne Zweifel das Verdienst eines Verkündigers derselben, eines Mannes, welcher gründliche Kenntniß jüdischer und griechischer Bildung mit einem glühenden Feuereifer für Veredelung der Menschheit und zugleich mit einer tiefen Neigung zu mystischen Lehren und Seelenzuständen verband, — des Apostels Paulus. Ohne ihn wäre das Christenthum eine jüdische Sekte geblieben und vielleicht nach kurzer Zeit im Blute der Juden und im Brande Jerusalems wieder erloschen. Er war es, der das beschränkte Judenchristenthum eines Petrus, Johannes und Jakobus überwand und auch den Heiden

das neue Heil der Welt verkündete; er war es, der den Griechen den Jehova der Juden als den „unbekannten Gott“ ihrer Mysterien zu erkennen gab. Wie klar, lichtvoll und fruchtbringend sind seine Briefe gegenüber dem judenchristlichen, dunkeln, verworrenen und für die menschliche Kultur unnützen Werke der Apokalypse!

Die neuere deutsche Bibelkritik hat durch den Mund gelehrter und gewissenhafter Männer, überzeugend für Jeden, der nicht sein Denken und sein freies Urtheil sklavisch einer theologischen Autorität hingegeben hat, nachgewiesen, daß die erwähnten Werke der beiden urchristlichen Parteien, die Briefe des Paulus auf heidenchristlicher und die Offenbarung des Johannes auf judenchristlicher Seite, die einzigen ächten Schriften von Zeitgenossen Jesu, — daß hingegen die Berichte, die wir über das Leben des Nazareners besitzen, weit spätern Ursprungs sind, und zwar eines so späten, daß sich in der Zwischenzeit die wunderbaren Sagen bilden konnten, welche sich, nicht ohne mancherlei Abweichungen und Widersprüche, um seine Geburt und Abstammung, um sein Leben und Wirken, um seinen Tod und seine Auferstehung gruppirten. Es sind dies Sagen, in welchen eine unbefangene Prüfung entweder Allegorien, oder Nachahmungen jüdischer und heidnischer Ueberlieferungen, oder tendenziöse Erhebungen des geliebten und bewunderten Lehrers über die menschliche Würde hinaus erkennen muß. Wie Jesus selbst seine Lehren gerne in Gleichnisse kleidete, so ahmten auch seine Lebensbeschreiber diese seine Neigung nach und setzten seine Thaten aus Gleichnissen zusammen, mit denen sie den Text seiner erhabenen Lehren gleichsam illustrirten. Wollten sie sagen, daß sein Wort Macht über Brot und Wein, d. h. über jene zwei Nahrungsmittel habe, deren Hervorbringung die Menschen zumeist beschäftigt, und welche daher schon bei den Griechen eine mystische Bedeutung hatten, — so erzählten sie, daß er Wasser in Wein verwandelt, daß er Brot in ungeheurer Menge vermehrt habe. Seine Gewalt über das Wasser, den Wind, das Pflanzenreich, das Thierreich versinnbildlichten sie durch das Wandeln auf dem See, die Stillung des Sturmes, die Verfluchung des Feigenbaumes, den reichen Fischzug, — die Kraft seines Geistes gegenüber leiblichen und seelischen Krankheiten, und selbst dem Tode, durch die Heilung Gichtbrüchiger, Aussätziger, Blinder, Stummer, die Entlastung Besessener und die Erweckung Todter. Das Unterliegen des bösen Princips vor ihm erhielt Nachdruck durch die Erzählung von der Versuchung, die Ueberwindung des alten Bundes durch den neuen in der Huldigung des Mose und Elias während der Verklärung. Ein Mann aber, von dem solche großartige Dinge erzählt und überliefert und endlich als wörtlich wahr geglaubt wurden, konnte nicht länger als einfacher Mensch betrachtet werden. Man griff in die heidnische Mythologie zurück, deren Heroen die Söhne von Göttern waren, und in das alte Testament, welches ebenfalls geheimnißvolle „Kinder Gottes“ auftreten läßt. Ein solcher Mann, ein Gottessohn, durfte aber auch nicht

sterben, wie Menschen sterben; dem Kreuzestode mußte die Auferstehung folgen, und die Erwartung einer solchen wurzelte in den Gemüthern der frommen, gläubigen ersten Christen so tief ein, daß zuletzt die Zukunft mit der Vergangenheit verwechselt und das Erwartete als bereits vorgefallen geglaubt wurde. Der Auferstandene aber mußte auf irgend eine Weise von der Erde verschwinden, und so entstand folgerichtig die Erzählung von der Himmelfahrt, die wir schon bei Elias und — Romulus finden. Und nachdem eine Menge „Evangelien" diese Sagen in Umlauf gebracht, vermehrt, umgearbeitet und endlich zur Glaubenssache gemacht, setzte das jüngste derselben, welches mit Unrecht den Namen des Judenchristen Johannes führt, der Mythenbildung die Krone auf, indem es von dem griechischen Juden Philon die Idee des Logos, des göttlichen Wortes, entlehnte und von diesem Logos erzählte, er sei in Anfang bei Gott gewesen, dann Fleisch geworden und habe unter uns gewohnt. So wurde der einfache, arme und anspruchlose Nazarener schließlich zum Gotte erklärt, und der „leidende, sterbende Gott Jasios" der Eleusinien war in das Christenthum aufgenommen und konnte nun den Kampf gegen den Olymp der Alten getrost beginnen.

Nur eine Verwechselung dieses Logos-Gottes mit dem wirklichen Menschensohne Jesus von Nazaret und die durch Jahrhunderte den Christen eingetrichterte Gewohnheit, den Letztern als Erstern zu verehren, konnten es dahin bringen, daß Jesus selbst von solchen Kritikern, welche mit dem Glauben an seine Wunder und seine Gottheit gründlich aufräumten, doch immer noch als ein weder früher noch später erreichtes Menschen-Ideal betrachtet wurde. Ein unbefangenes Urtheil kann eine solche Verläugnung fortschreitender Entwickelung der Menschheit nicht gelten lassen. Wir lernen vielmehr Jesu Persönlichkeit, die wir doch nur aus Berichten seiner feurigsten Anhänger kennen, welche natürlich von Fehlern seines Charakters nichts wissen, nach Abrechnung alles Wunderwerkes, keineswegs als eine rein ideale und unerreichbare kennen. Auch abgesehen davon, daß ihm wissenschaftliche Bildung durchaus abging, übersteigen seine moralischen Lehren, so erhaben und originell sie oft sind, den Standpunkt anderer hervorragender Moralisten, wie namentlich des heidnischen Stoikers Epiktet, eigentlich nicht, und seine Aeußerungen sind nicht frei von verletzender Härte, nicht nur gegen seine Feinde (Matth. 10, 33. 34), sondern selbst gegen seine nächsten Blutsverwandten, Mutter und Geschwister (Mark. 3, 33 — 35, Joh. 2, 4), wie auch überhaupt seine Abneigung gegen das Familienleben (Matth. 10, 35—37) peinlich auffällt.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß zwischen dem Christenthum Jesu und dem Christenthum der Christen wol zu unterscheiden ist. Der eigentliche Charakter des ersten war ein rein ethischer; in dogmatischer Beziehung stand es auf dem Boden des jüdischen Monotheismus, in dessen Umfang die Despotie der strengen Sabbatfeier und der Speiseverbote einiger-

maßen gemildert war. Der ethische Gehalt aber brachte, wenn auch nichts wesentlich Neues, doch eine höchst nothwendige Auffrischung der in Vergessenheit gerathenen uralten Moral: „Was du wünschest, daß dir die Menschen thun, das thue auch ihnen", noch veredelt durch die Formel: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, — mit einer Menge charakteristischer, durch ihre Kraft und ihren natürlichen Adel ausgezeichneter Ausführungen und Ausschmückungen jenes einfachen Satzes, namentlich in der imponirenden, unübertrefflichen „Bergrede" und ihren ächt volksthümlichen Gleichnissen. Diese Auffrischung und neue Einkleidung einer bereits in verschiedenen Formen dagewesenen Sittenlehre, — diese Seligpreisung der Armuth, der Friedfertigkeit, der Barmherzigkeit, der Demuth, diese Empfehlung, die Feinde zu lieben, diese Verwerfung des Eides und unnützer Worte, dieses stille Almosengeben und Beten ohne Ostentation, diese Verachtung ängstlicher Sorge um materielles Auskommen und der Aufhäufung irdischer Schätze, diese stete Hinweisung auf das Reich Gottes, d. h. die Gemeinschaft der Guten, diese Verkündigung Gottes als eines Liebenden und Versöhnenden, und diese tröstliche Aussicht auf Unsterblichkeit, — diese Lehren waren der Kern der neuen Religion und unterschieden sie wesentlich von den in der damaligen Welt herrschenden Grundsätzen und Ansichten; sie waren aber auch für sich, und frei von allen später hinzugekommenen Dogmen, Sagen und Wundern so erhaben und so wenig sinnlich, daß sie ohne diese Zuthaten wol kleine Gemeinden Auserwählter, nicht aber eine mächtige Kirche, welche die alten Götter und ihren Kultus stürzte, zu Stande zu bringen Aussicht hatten.

Anders das Christenthum der Christen, welches den reinen, ethischen Gehalt der Lehre Jesu einem ungeheuren Schwall von Dogmen und Wundern hintansetzte und zu dessen Gunsten stiefmütterlich behandelte, eine Mythologie schuf, welche jeder heidnischen die Spitze bieten konnte, und einen Mysticismus, welcher alle Mysterien der Alten ersetzte. Dieses verzierte und in vielen Dingen karikirte und affektirte Christenthum war es nun, welches den Untergang der entarteten antiken Welt herbeiführte, ein Proceß, der mit der Erhebung der neuen Religion zur Staatskirche des römischen Reiches durch den klugen und innerlich glaubenslosen Konstantin seinen Anfang nahm und mit der Auflösung des weströmischen Reiches als vollendet betrachtet werden konnte. Dieser Proceß fiel in eine Zeit, da das Christenthum in seiner ursprünglichen, rein ethischen Gestalt bereits spurlos verschwunden und an seine Stelle eine Kirche getreten war, in welcher das gerade Gegentheil der Lehre Jesu sich breit machte, in welcher Herrschsucht an der Spitze stand, Habsucht alle Maßregeln leitete, Haß und Verdammung Andersgläubiger ihr scheußliches Haupt erhoben, Almosen und Gebete mit Prahlerei und Gepränge geübt wurden, der altjüdische Formendienst der Fast- und Festtagsgebote in neuer Gestalt, aber mit alter Steifheit und Geistlosigkeit wieder zu Ehren kam, Eide und unnütze Worte in Masse das

ſchöne „Ja, ja, Nein, nein“, äußerer Glanz und Pomp, Kleiderpracht und ſinnenbenebelnde Bilder, Kerzen und Räucherungen den ſtillen, begeiſterten Gottesdienſt der Krypten verdrängt hatten, der alte Jahve zu heidniſcher dreifacher Einheit oder einfacher Dreiheit entſtellt und ſelbſt das jenſeitige Leben mit Himmel, Hölle und Fegefeuer ſinnlich und draſtiſch ausſtaffirt war. Die von Jeſus gelehrte Demuth und Enthaltſamkeit ſuchte man in indiſchen Selbſtpeinigungen, und in buddhiſtiſchem Kloſter- und Einſiedlerleben, und die Liebe des Nächſten praktizirte man in blind wüthender Verfolgung und Vernichtung der zahlloſen, durch verrückte Wortklauberei entſtandenen Sekten untereinander.

Unterſuchen wir nun, ob und in wie fern dieſes entſtellte und entartete Chriſtenthum eine neue Kultur an die Stelle der alten, ſterbenden ſetzen konnte, — und zwar, weil ſein vorwiegender Charakter ein dogmatiſcher war, — vor Allem: ob durch dasſelbe wirklich eine beſſere Religion an die Stelle einer ſchlechtern getreten ſei.

Das Chriſtenthum, wie es, mit Hintanſetzung ſeines ethiſchen Gehaltes zu Gunſten des dogmatiſchen, drei Jahrhunderte nach der Geburt ſeines Stifters ſich geſtaltet hatte, beſaß an ſich keinen Vorzug vor dem Heidenthum. Der eine Gott, den die alten Juden, den Jeſus ſelbſt verehrt hatte, war bereits über Bord geworfen und hatte einer indiſchen Dreifaltigkeit Platz gemacht, einer Ungeheuerlichkeit des Denkens und Glaubens, der alle Begründung in der Natur ſowol, als in der menſchlichen Vernunft, und ſelbſt in der Entſtehungsgeſchichte des Chriſtenthums fehlt, und die auch keine andere Begründung ihrer Geltung hat, als ihre willkürliche Erfindung durch Kirchenväter und ihre nach langen Kämpfen erfolgte endliche Sanktion durch das Concilium von Nikäa. Dieſe Dreieinigkeit, die Urſache der Spaltung in eine morgen- und abendländiſche Kirche, von denen erſtere ſie nie anerkannt hat, war der bedeutendſte Schritt zur Entſtehung eines förmlichen chriſtlichen Polytheismus. Dieſem ſollten ſogar weibliche Götterweſen nicht mangeln. Die immer überſchwänglicher erhobene Mutter Jeſu, Maria, von der wir hiſtoriſch nichts wiſſen, als daß ſie eine durch keine beſonderen Gaben hervorragende Judenfrau geweſen, die ihres Sohnes Ziele nicht einmal verſtand, mußte durch des Letztern Erhebung zum Gotte folgerichtig als „Mutter Gottes“ figuriren und ſchließlich wurde ihre förmliche Anbetung 431 auf dem Concilium zu Epheſos verordnet, und zwar durch den Kirchenvater und Patriarchen Kyrillos von Alexandria, Denſelben, welcher in ſeiner Glaubenstollheit nicht nur die Juden aus ſeiner Metropole vertrieb und ihre Häuſer zerſtörte, und den Mord der Hypatia anſtiftete, ſondern ſelbſt den frommen Kirchenvater Chryſoſtomus und den Patriarchen Neſtorius von Konſtantinopel wegen abweichender Anſichten verdammte. Gerührt dankten ihm die Epheſer für den Erſatz ihrer verlorenen Diana durch eine neue Göttin; — noch heute wird in Rom das Madonnenbild auf dieſelbe Weiſe zum Tiber getragen,

wie ehedem die Statue der Göttermutter Kybele, und in einem schweizerischen Kloster flüsterten vor einem halben Jahrhundert, bei den Processionen mit der Muttergottes, die Mönche einander zu: Schaut, da kommen sie mit der Juno! Vollendet wurde der christliche Olymp dann durch die unaufhörlichen Schöpfungen neuer Heiligen beider Geschlechter, unter welche, in völlig entsprechender Weise, wie unter die alten Götter und Göttinnen, der Schutz gewisser menschlicher Berufsarten und Neigungen und die Abwehr irdischer Unglücksfälle, Krankheiten u. s. w. vertheilt wurde.

Ebenso überwucherten die Feste; man scheute sich durchaus nicht, den sonst unbekannten Geburtstag des Erlösers auf denselben 25. December zu verlegen, an welchem die Heiden das Geburtsfest ihres Sonnengottes Mithras (natales Solis invicti) gefeiert hatten.

Aehnlich ging es mit dem Bilderdienste. Die Statuen der Heiligen wetteiferten an Anzahl, wenn auch nicht an Schönheit, mit denen der griechischen Götter, und ihrer Verehrung wurde ebenso maßlos gefröhnt. Es hat keine Bedeutung, wenn die Vertheidiger des Bilderdienstes behaupten, man verehre nicht die Bilder, sondern bitte nur die Originale derselben um ihre Fürsprache bei Gott. Denn warum würden, wenn dies so wäre, Wallfahrten zu gewissen Bildern unternommen, — warum würde in uncivilisirten katholischen Gegenden der Pöbel die Heiligenbilder, die ihm nicht helfen, zertrümmern und im Kothe herumschleifen?

Auch der erbitterte Streit der Sekten, welche sich im Schoße des Christenthums der ersten Jahrhunderte gebildet hatten, konnte weder als ein Fortschritt gegenüber dem Heidenthum, noch als ein Zeichen der Einheit und Wahrheit des Christenthums erscheinen. Das Heidenthum hatte keinen Kampf entgegenstehender Ansichten gekannt, von denen jede sich selbst für die absolute Wahrheit und diejenige ihrer Gegner für verdammenswerthen Irrthum erklärte. Wol hatten sich die philosophischen Schulen bekämpft; allein keine derselben konnte sich für alleinseligmachend ausgeben, weil sich keine auf göttliche Offenbarung stützte. Und in der Religion gab es keinen vorgeschriebenen Glaubensartikel, als denjenigen des Daseins der Götter. Was mußten nun die Nichtchristen von einer Kirche denken, in welcher sich abwechselnd die Arianer und Athanasianer, die Gnostiker, Nestorianer und Manichäer, die Monophysiten, Monotheleten, Pelagianer, Semipelagianer, Donatisten, Priscillianer u. s. w. verdammten und verfluchten, — lauter Sekten, von denen eine jede behauptete, auf dem reinen Boden des Evangeliums zu stehen, die reine Lehre des Gottmenschen zu bekennen? Und doch waren die Punkte, in denen sie von einander abwichen, in der Regel lächerliche und kindische Wortklaubereien und Rechthabereien!! Wer mußte sich von einer Kirche angelockt fühlen, in welcher die religiöse Verfolgung, die vorher zu den Ausnahmen gehört hatte, zur Regel wurde? Welchen Eindruck mußte der Widerspruch machen, der darin lag, daß eine Kirche, welche vorgab, eine Eingebung heiligen Geistes zu

sein, nicht der Sinnlichkeit, sondern dem Geiste sein Recht widerfahren zu lassen, — gerade den rohesten Materialismus ausübte, indem sie ihren Gott unter der Gestalt von Brot und Wein zu essen und zu trinken gab, den wirklichen oder angeblichen Resten von Heiligen, und zwar oft solchen der anstößigsten, vor gebildeten Menschen gar nicht auszusprechenden Natur, wie den Bildern derselben, wunderthätige Wirkungen zuschrieb, und einem Kultus huldigte, der auf die handgreiflichste Verblendung der Sinne berechnet war?

War es endlich ein Fortschritt, und nicht vielmehr ein Rückschritt, daß an die Stelle einer einzigen Autorität, welche das Thun und Lassen der Menschen zum Besten der öffentlichen Ordnung und Sicherheit regelte, der staatlichen, — nun deren zwei traten, — eine staatliche und eine kirchliche, welche nicht etwa abgegrenzte Gebiete hatten, sondern um die Wette und in hartnäckigem, bitterm, jahrhundertelangem Kampfe einander in das Amt griffen und sich gegenseitig der Usurpation beschuldigten, einander abwechselnd verdammten und verfluchten? Diese Zweispaltung der höchsten öffentlichen Macht konnte zwar im Morgenlande nicht gedeihen, dessen Bevölkerung zu sehr an den Gehorsam gegen einen einzigen Herrn gewöhnt war, sondern es war der freier gesinnte, ohnehin unter mehrere Herrschaften zersplitterte Occident, welcher zur Tragung jenes Doppeljoches ausersehen war. Der Mangel eines gemeinsamen weltlichen Herrn im Westen (denn seit dem 4. Jahrhundert besaßen die weströmischen Kaiser nur noch Italien) begünstigte eben die Anerkennung eines gemeinsamen geistlichen Oberhirten.

Bekanntlich charakterisirt sich die im Neuen Testament enthaltene Rede Jesu vom Felsen Petri, auf den er seine Kirche bauen wolle, durch das schwankende, kraftlose Verhalten des Petrus, durch die aus der „Apostelgeschichte" unläugbar hervorgehende Thatsache, daß derselbe nach dem Tode Jesu keinerlei Vorrang unter den Aposteln einnahm, und durch den Mangel alles historischen Nachweises, daß er Rom je gesehen habe, entweder als harmlose Aeußerung von nur vorübergehender Bedeutung, — oder als spätere, tendenziöse Einschaltung. Auf jene Aeußerung gründet aber die römisch-katholische Kirche die Macht des Papstthums, streut damit dem unwissenden, nicht prüfenden Theile der Welt fortwährend Sand in die Augen und kennzeichnet so in den Augen aller Denkenden den Ursprung ihres Primates als die nackteste Usurpation, welche je ausgeübt worden ist. Nicht nur ist, wie gesagt, die Bekleidung der Würde eines Bischofs von Rom durch Petrus ein ganz unhistorisches Märchen, — nicht nur waren die ersten wirklichen Bischöfe von Rom, — der Phrase vom Felsen Petri völlig entgegen, nirgends als allgemeine Oberhäupter der christlichen Kirche anerkannt, sondern es ging sogar bis in das vierte Jahrhundert nach Christus, ehe man den Bischof von Rom vorzugsweise Papa, Vater, nannte und in Streitigkeiten an ihn appellirte. Erst mußte das Christenthum Staatsreligion werden und den Schutz der Kaiser genießen; ohne diesen Schutz

und eigene Anmaßung der neuen Pontifices wäre es niemals zu einem Primate für sie gekommen, — und es kam zu demselben auch nicht ohne energische Protestationen der Bischöfe von Karthago und des gallikanischen Klerus, und nicht ohne die heißesten Anstrengungen eines Leo I. (457—474), welcher das herannahende Ende des weströmischen Kaiserthums glücklich zu benützen wußte, um die Nachfolge im Reiche auf die geistliche Macht zu übertragen und an den alten Sitz Rom zu fesseln. Der Osten der Christenheit, — für welchen also die Phrase vom Felsen Petri keine göttlich inspirirte, keine von Oben herab ausgesprochene ist, — hat das Papat bis auf den heutigen Tag nicht anerkannt. Wenn der Primat von einer überweltlichen Macht eingesetzt wäre (welche Voraussetzung, so lächerlich sie an sich ist, doch noch heute ihre Vertheidiger findet!), hätte er längst schon über die gesammte Erde gesiegt; aber seinen rein weltlichen und menschlichen Ursprung verrathen nicht nur die Schwierigkeiten, durch welche er sich emporarbeitete, nicht nur der heiße, wütende Kampf zwischen ihm und dem Kaiserthum um die Herrschaft der Welt, — ein Kampf, in welchem sich beide Mächte mit durchaus menschlichen Waffen des tödtenden Eisens und des verfluchenden Pergamentes maßen, — sondern auch ganz besonders das vom Papstthum gefühlte Bedürfniß, dem Reiche, welches „nicht von dieser Welt" ist, weltliche Besitzungen zu verschaffen. Schon im 6. und 7. Jahrhundert schwindelten die heiligen Väter den Königen der Langobarden vor, daß sie vom Kaiser Konstantin Italien, ja sogar das ganze Abendland erhalten hätten (das er ja selbst unter seine Söhne vertheilte!). Die erste wirkliche weltliche Herrschaft aber, welche die Päpste besaßen, wurde ihnen 755 durch Pipin geschenkt, der sie den Langobarden durch Eroberung abgenommen hatte, wie Diese vorher dem oströmischen Reiche, — und diese Herrschaft begriff nicht etwa Rom, sondern die entlegene Romagna; was aber das Merkwürdigste ist, — die Urkunde dieser Schenkung existirt nicht mehr! Und wo war die päpstliche Landeshoheit im zehnten Jahrhundert hingerathen? Gregor V. hatte am Ende desselben auf die Romagna, die er dortigen Herren und Städten nicht entreißen konnte, verzichtet, und in Rom selbst herrschte Anarchie! Ja gerade während das Papstthum den Kaisern gegenüber die höchste Energie entwickelte und die gesammte Christenheit zum Kampfe gegen den Halbmond, zur Eroberung des heiligen Grabes und zur höchsten Verherrlichung der Hierarchie aufrief, war es beinahe ohne alle weltliche Herrschaft! Das eigentliche sog. Geschenk Pipins blieb dem Beschenkten auf Jahrhunderte verloren, und von Rom selbst aus mußte das angebliche Erbtheil des heil. Petrus erst wieder aufgebaut werden. Es geschah durch langsame Usurpation der ursprünglich kaiserlichen Regalien in Rom, und Innocenz III. war endlich, über dem Scheiterhaufen Arnolds von Brescia, Herr der ewigen Stadt. Wie von da an mit den sehr weltlichen Waffen des Scheusals Cäsar Borgia und anderer sehr wenige Spuren göttlicher Autorität tragender Condottieri und mittels ganz schamloser

Erbschleichereien der Kirchenstaat Schritt für Schritt erobert wurde, — auf durchaus nicht edlere und geistigere Weise, als ein Attila und Timur ihre Reiche erobert hatten, — das mögen Leo, Ranke, Sugenheim und Reuchlin erzählen, — unsere Aufgabe ist es nicht.

So waren aus den sich so nennenden Stellvertretern des armen, jüdischen Moralisten, der am Kreuze gestorben, erst die mächtigen Nebenbuhler der nordischen Nachfolger südlicher Cäsaren, — und dann, nach Beendigung dieses völlig resultatlosen Kampfes, — italienische Fürsten weltlicher Besitzthümer geworden.

b. Die christliche Kunst.

In einem ebenso unheimlichen und trüben Lichte, wie diese mehr als tausendjährigen Errungenschaften des positiven, d. h. künstlich positiv gemachten Christenthums auf dem Felde unächt gewordener und durchaus verweltlichter Religion, erscheinen die Schöpfungen desselben auf anderen Gebieten menschlicher Geistesthätigkeit, welche es zu eigennützigen Zwecken in den Bereich seiner Bevormundung und Beaufsichtigung zog. —

Hieher gehört vor Allem die Kunst, als aus demselben Momente des Geisteslebens entsprungen wie die Religion, — aus dem ästhetischen, nur mit dem Unterschiede, daß die religiöse Entwickelung ästhetischer Thätigkeit Jedem, die künstlerische nur Wenigen gegönnt ist. — Die Kunst war unter allen Aeußerungen des menschlichen Geistes stets diejenige, auf deren Begünstigung das positive Christenthum, oder wie wir es in seiner mittelalterlichen Gestalt kurz nennen können: die Kirche, ganz besonders pocht, auf deren Pflege sie stolz zu sein alle Ursache zu haben glaubt. Es wird sich daher für uns darum handeln, zu untersuchen, ob ihr in Bezug auf die Beförderung der Kunst wirklich Verdienste zukommen, ob es ihr wirklich darum zu thun gewesen, die Idee des Schönen an sich zu pflegen, — namentlich aber, ob dem positiven Christenthum (das reine Christenthum, welches blos moralische Zwecke hatte, kann hier nicht in Betracht kommen) in der Kunst eine neue Epoche, neue Ideen oder überhaupt eine Verbesserung zu verdanken sei.

Wir haben bei Betrachtung der antiken Kunst bereits gesehen, zu welch' hoher Stufe der Vollkommenheit sich dieselbe erhoben hatte. Es war also eine schwierige Aufgabe, hierin weiter zu schreiten und Besseres zu schaffen, als ein Homer, Pheidias und Zeuxis geschaffen hatten. Lassen wir daher die Thatsachen urtheilen, ob die christliche Kunst Solches beabsichtigte, ja nur beabsichtigen konnte, und sehen wir, was sie zu Stande gebracht hat.

Jede bildende Kunst hat ursprünglich den Zweck, Gegenstände der religiösen Verehrung zu schaffen. Jede Form religiöser Verehrung verab-

ſcheut aber die Kunſtwerke, welche einer andern Form der Anbetung des Göttlichen dienen. Das poſitive Chriſtenthum mußte daher, nachdem es ſein moraliſches Grundprincip zu Gunſten eines dogmatiſchen Syſtems aufgegeben hatte, die heidniſche Kunſt verwerfen und zerſtören und ſich für die Objekte ſeiner eigenen Verehrung eine neue Kunſt ſchaffen. Und indem es dies that, lehnte es ſich im Weſen, wenn auch nicht in deſſen Inhalt, an das Heidenthum; denn nur durch dieſes Mittel konnte es die Erfolge erzielen, welche es unter den Heiden wirklich erzielt hat. Wie das Heidenthum, ſo lehrte auch das poſitive Chriſtenthum, daß gewiſſen Figuren und Gegenſtänden übernatürliche Kräfte innewohnen, und dieſelben wurden daher Objekte der Verehrung und ſomit auch der kirchlichen Kunſt. Der erſte dieſer Gegenſtände war das Kreuz, das Zeichen der Erinnerung an den Tod des Erlöſers, das ſeitdem in der Geſchichte der Kirche eine Rolle geſpielt hat, welche zwiſchen ihm und heidniſchen Amuletten oder Fetiſchen kaum einen weſentlichen Unterſchied anzunehmen geſtattet. Das Kreuz war ein Symbol, wie die heidniſchen Götterbilder und deren Attribute Symbole waren, und ſo ſind auch die übrigen älteſten Gegenſtände des chriſtlichen Kultus Symbole. So finden wir in den Katakomben, den Fundſtätten der erſten Anfänge chriſtlicher Kunſt, den Pfau der Juno als Sinnbild der Unſterblichkeit, wir finden die Sonne und den Mond, deren Perſonifikationen die Heidengötter faſt insgeſammt waren, wir finden den Fiſch, weil ſein griech. Name: ἰχθύς die Anfangsbuchſtaben der Bezeichnung des Heilands: Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ υἱὸς σωτὴρ enthält, — den Hirſch, die Taube, das Pferd, die Siegespalme u. ſ. w.

Mit der Darſtellung dieſer Symbole gingen, zuerſt in beſchränktem, dann in immer größerm Maße, ſolche geheiligter Perſonen Hand in Hand. An die bildliche Darſtellung des Schöpfers ſelbſt dachte noch lange Niemand; die erſten menſchlichen Figuren, denen wir begegnen, ſind diejenigen Jeſu, der auf Abbildungen der Katakomben ſelbſt als Weltſchöpfer erſcheint, und diejenige ſeiner Mutter Maria, welcher ohne Bedenken die Attribute einer Iſis, Kybele, Latona und Flora verliehen und deren Empfängniß vom heil. Geiſte ſogar ſehr draſtiſch abgebildet wurde — wie man auch gar kein Bedenken trug, Statuen der Götter in ſolche Jeſu und der Apoſtel und die heidniſchen Genien in chriſtliche Engel zu verwandeln (denn kindliche Engel, wie wir ſie jetzt ſo häufig in den katholiſchen Kirchen ſehen, ſind dem Urchriſtenthum, wie dem Judenthum, durchaus fremd). An dieſe Geſtalten ſchloß ſich dann ein Bilderdienſt, der in's Ungeheuerliche wuchs, aber nicht ohne Reaktion blieb. Mit den Waffen des Geiſtes zog der heilige Agobard, Erzbiſchof von Lyon, gegen die Bilderverehrung los, die er „gottesläſterlich“ und ein „Werk des Teufels“ nannte; das Concilium von Illiberis in Spanien verbot die Einführung von Gemälden in die Kirchen, und die beſten und kräftigſten Kaiſer des Orients unterdrückten den Bilderdienſt mit Feuereifer, bis ihn Frauen von wenig erfreulichem Charakter,

die Mörderin Irene und die ſchwache bigotte Theodora, wieder herſtellten. Dieſe Verfolgungen waren aber tödtliche Streiche auch gegen die bildende Kunſt, die man, wenn nicht im Dienſte der Kirche, als heidniſch anzuſehen gewohnt war. Es iſt jedoch keineswegs die Kirche, welche ſie herſtellte und auf den hohen Standpunkt hob, den ſie in der neuern Zeit wieder einnahm. Vielmehr waren es zu den Zeiten, da der Bilderdienſt herrſchte, gewöhnlich die unſchönen Bilder, welche die meiſte Verehrung genoſſen, und zwar ganz gemäß dem Charakter des poſitiven Chriſtenthums, dem die Reize der menſchlichen Geſtalt ein heidniſcher Greuel waren. Die ſteife und lebloſe, in Gold- und Farbenprunk erſtarrende byzantiniſche Malerei war das Princip der geſammten bildenden Kunſt des Chriſtenthums, und ſelbſt der oft, was Kunſtfertigkeit, abgeſehen vom Ideal des Schönen, betrifft, trefflich ausgeführten Pergament-Miniaturen und Glasmalereien, wie nicht minder der hübſchen Elfenbeinſchnitzereien eines Tutilo. Und dieſe Steifheit dauerte fort bis zum Erwachen der italieniſchen Malerei in Cimabue und ſeinen Nachfolgern Giotto und Maſaccio, welches Erwachen jedoch kein Verdienſt der Kirche, ſondern ein ſolches der mächtigen Bewegung war, die den italieniſchen Nationalgeiſt ergriff, als eine neue Zeit im Anzuge war, — eine Zeit, die ſich durch die wiederlehrende Kenntniß und Pflege der verloren geglaubten Schätze des klaſſiſchen Alterthums charakteriſirte, was, wenn auch nicht gerade in den religiöſen Anſichten der erſten italieniſchen Maler, doch an den von ihnen geſchaffenen Geſtalten deutlich wird, — wie denn überhaupt jene Zeit der Renaiſſance in ihrer geſammten Phyſiognomie entſchieden oppoſitionell gegen die Kirche geſtimmt war.

Pflege der Kunſt konnte überhaupt ſchon deshalb nie die Abſicht der Kirche ſein, weil ihr Zweck nicht die Verwirklichung der Ideen des Schönen, Guten und Wahren, ſondern vielmehr deren Dienſtbarmachung war. Die Kirche konnte die Kunſt brauchen, weil ſie für ihren Kultus Gebäude zu Verſammlungen der Gläubigen, Gegenſtände der Verehrung von Seite derſelben nothwendig hatte. Daß dieſe Gebäude und Gegenſtände oft ſchön ausfielen, iſt ſchon deshalb nicht das Verdienſt der Kirche, weil ſie auch oft nicht ſchön ausfielen, — ſondern es iſt dasjenige theils der Künſtler ſelbſt, theils des Geiſtes, der jeweilen die Heimatländer derſelben und die Zeit ihres Lebens in ſchöpferiſche Bewegung ſetzte.

Wir erſehen die Wahrheit dieſer Anſicht namentlich auch aus den Wandelungen, welche der chriſtliche Kirchenbau durchmachte, deſſen Syſtem immer ein Zeichen der Zeit war. So lange das Chriſtenthum noch nicht weltbeherrſchende Macht war, noch keinen über Glauben und Gewiſſen allmächtig gebietenden „heiligen Vater“ kannte, begnügte es ſich, demüthig ſeinen Gott in den nach dem Muſter der römiſchen Markthallen gebauten Baſiliken zu verehren. Mit dem Aufkommen der Herrſchaft des Papſt-

thums, über die Herzen nicht nur, sondern auch über Land und Leute, Geld und Gut, entwickelte sich die in ihrem Namen bezeichnender Weise an die Oberhoheit Roms erinnernde romanische Baukunst, welche mit ihren einfachen Säulen, runden Bögen, gedeckten und zusammengedrückten Thurmspitzen ein williges Beugen und Schmiegen unter fremde Autorität anzeigte. Als aber seit dem Anfange des frischen 13. Jahrhunderts, auf das vorangegangene Wirken des mit altem Römergeiste und zugleich mit urchristlicher Begeisterung erfüllten Arnold von Brescia, und auf das Mißlingen der Kreuzzüge — Sekten zu erscheinen begannen, eine kühner als die andere, die Albigenser, die Waldenser, die Stedinger u. s. w., gegen welche Innocenz III. in den Franciskanern und Dominikanern und in der Inquisition ein Gegengift ausbecken mußte, — und als zugleich die Bauleute nicht mehr dienende Brüder der bereits entarteten Klöster waren, sondern freie Vereine bildeten, die sich selbst regierten, — da erhob sich, ohne Initiative von kirchlicher Seite, — der gothische Baustil, der keinen klösterlichen Stempel mehr trug. An die Stelle einzelner Säulen traten zusammengefügte Bündel solcher, als Sinnbild freier Vereinigung und der Stärke durch Eintracht Gleicher, an die Stelle der runden Bögen spitzige, um zu bezeichnen, daß die zum Baue mitwirkenden Kräfte sich nicht willenlos in einander verschmelzen lassen, sondern von beiden Seiten her ihre Individualität bis zur Erreichung des Zieles geltend machen und das über ihnen Stehende gemeinschaftlich tragen wollen, an die Stelle eingedrückter, gedeckter Thürme hohe, der Unendlichkeit entgegenstrebende, von allen Seiten offene, als wollten sie sagen: wir sind frei und lassen uns nicht unter einen Hut bringen; unser Wesen ist durchsichtig und klar, frei und offen, nur dem Himmel unterthan. Dazu kamen Verzierungen in den Fensterbögen, in jedem mit einer andern Figur, was einer kräftigen Protestation gegen jede schablonenhafte Uniformität gleichkam. Es war der Triumph des ächten deutschen, die ungestörte Entwickelung und ungehemmte Selbständigkeit der Einzelnen begünstigenden Geistes. Die gothische Baukunst, welche mit ihren unzähligen zum Himmel strebenden Thürmchen das Göttliche sucht, und in ihren ungeheuren Gewölben und schmalen Fenstern die Seele des Menschen in düstere Melancholie versenkt, begünstigt daher das freie, selbstthätige Hinsinken vor dem Schöpfer, ohne sich eine bestimmte Vorstellung von diesem dogmatisch aufzwingen zu lassen, und entspricht in Folge dessen ebenso dem Sektenthum, wie ihre romanische Vorgängerin dem Papstthum. An ihren Steinwänden lassen daher die Fenster und Verzierungen auch keinen Raum für Bilder und Statuen, für Gold-, Farben- und Flitterkram übrig, und schon dies ist ein Zeichen der Opposition gegen das bunte römische Wesen.

Als nun aber auch der ernste und strenge, die Verheidnischung und Verweltlichung des Christenthums, wie dessen Antastung durch die Kritik verpönende Mysticismus des Sektenthums seinen Reiz verlor, weil die

erwachende Kenntniß des Alterthums ein bisher nicht geahntes Sonnenlicht verbreitete, da kam abermals ein neuer Bauſtil auf, jener der Renaiſſance, auch der auguſtiſche genannt. Seine weiten Hallen, die ſchlanken, luftigen, von niederdrückenden Bögen unabhängigen, blumengekrönten Säulen, die lichten, breiten Fenſter, und die niederen, mit dem Gebäude verwachſenen, über dasſelbe wenig hervorragenden Thürme und Kuppeln drückten eine die Menſchheit im weiteſten Sinne umfaſſende, Ueberhebungen einzelner Autoritäten nicht duldende, Freiheit mit praktiſcher Menſchenliebe verbindende Geſinnung, — kurz: die Aufklärung aus.

Durch Pflege von Seite der Kirche hätten ſich unmöglich die ihrem Weſen widerſprechenden Bauſtile, der gothiſche ſowenig wie der auguſtiſche, entwickeln können; vielmehr hätte die Kirche, als alleinige Pflegerin der Kunſt, den romaniſchen allein beibehalten müſſen. Daß ſie ſich aber jenem ihr fremden Stile fügte und ihren Kultus ſowol in den gothiſchen Domen Kölns und Straßburgs, als unter der auguſtiſchen Kuppel St. Peters zu Rom mit dem nämlichen Pompe feierte, wie in Gebäuden des romaniſchen Stils, beweist, daß es ihr eben gar nicht um die Kunſt zu thun iſt, ſondern daß ſie dieſelbe blos benützt, wo ſie ihr dienen kann, und vor Allem darnach ſtrebt, ihren Kultus uud ihr Syſtem aufrechtzuerhalten und die Widerſprüche zwiſchen dem letztern und den wider ihren Willen entſtandenen Bauſtilen zu verdecken und vergeſſen zu machen.

Auf eine Kunſt indeſſen darf die Kirche mit Recht beſtimmend und veredelnd eingewirkt zu haben ſich rühmen; doch iſt auch dies eine ſolche, deren Mitwirkung zu ihrem Kultus ihr eben durchaus unentbehrlich war, — nämlich die Muſik, oder vielmehr ein Zweig derſelben, die Kirchenmuſik; denn es gab auch eine weltliche Muſik, die der Minne, wie der Fehde diente, die aber weniger bekannt wurde, weil ſie ſich hoher geiſtlicher Protektion nicht rühmen konnte. In der kirchlichen Muſik hat der katholiſche Klerus unbeſtreitbar große Verdienſte aufzuweiſen; und vor Allem kommen dieſelben zu: dem Kirchenvater Ambroſius, welcher den ergreifenden kirchlichen Volksgeſang, dem Papſte Gregor I., der den erhabenen und wunderbaren Chorgeſang vervollkommnete, dem St. Galler Mönche Notker dem Stammler, deſſen Lieder, wie das merkwürdige Media vita, die Zeitgenoſſen entzückten, und dem italieniſchen Mönche Guido von Arezzo im 11. Jahrhundert, der unſere jetzige Notenſchrift erfand. Uebrigens wäre ohne die Bemühungen Karls des Großen eine gebildete und geſchmackvolle Muſik ſchwerlich aus Italien über die Alpen gedrungen.

c. Die Nationalliteratur im Bereiche der Christenheit.

Wie die bildenden Künste, so ist auch die Dichtkunst des Mittelalters kein Kind der Kirche, sondern ein solches ihrer Zeit, und zugleich, da bei ihr auch die Verschiedenheit der Sprache in Betracht kommt, — ihres Volkes. Die Kirche hat schon deshalb kein Recht, sich einen Antheil an der Entwickelung nationaler Poesie zuzuschreiben, weil gerade sie es war, welche die Volkssprachen überall ihrem Latein hintansetzte, sie sorgfältig von jedem Eindringen in ihre Liturgie zurückhielt und sogar die weltlichen Erzeugnisse derselben als heidnische Ueberreste todtzuschweigen, wenn nicht gar zu verfolgen und zu unterdrücken suchte. Es waren vielmehr meist weltliche Fürsten, vor Allen der hierin sehr verdienstvolle Karl der Große, welche die Entwickelung der nationalen Sprachen und Literaturen beförderten. Und die Dichter selbst, wenn sie auch oft Geistliche waren, huldigten der Muse nicht etwa unter päpstlichem, sondern unter kaiserlichem oder königlichem Schutze und befanden sich in der Regel in einer Stellung, die ihnen erlaubte, sich vom hierarchischen Einflusse als so gut wie unabhängig zu betrachten.

Karl der Große war es, wie angedeutet, der die deutsche Literatur begründete, indem er der Erste war, der die alten deutschen Heldenlieder aufzeichnen und sammeln ließ, wie er auch Schulen stiftete, die ohne ihn schwerlich entstanden wären. In seinen wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen unterstützte ihn Alkuin von York, der energische Gegner des Bilderdienstes, den er zum Abte von Tours erhob, dessen Werke für die Geschichte seiner Zeit Quellen vom höchsten Interesse sind, und dessen Schüler und Freund Einhard, der Vertraute und Biograph des Kaisers, Unschätzbares für die Kenntniß und Erhaltung der alten römischen Literatur wirkte. Ein Schüler Alkuins war auch Rabanus Maurus, Abt von Fulda, der eigentliche Vater der besseren Klosterschulen, und dessen Schüler Walafrid, genannt Strabo, Abt von Reichenau, gleich ihm einer der besten lateinischen Dichter ihrer Zeit.

Neben dieser neulateinischen „Dichterei“, die im Grunde eine bloße Nachahmung der altrömischen war, erhob jedoch auch die deutsche ihr Haupt, und zwar von ganz deutlich erkennbaren heidnischen Anklängen ausgehend. Das älteste deutsche Gedicht, das Hildebrandslied aus dem 8. Jahrhundert, ist der letzte Ueberrest einer reichen heidnischen Literatur, welche die Götterwelt des Nordens und die reckenhaften Thaten der Völkerwanderung in einen von dichterischer Phantasie und Kraft strotzenden wunderbaren Epopöenkreis brachte, der aber dem frommen Eifer der Geistlichkeit ein Greuel war und ihrer — Thätigkeit weichen mußte. So wagte der Mönch Ekkehard seinen Walther von Aquitanien nur in lateinischen Hexametern zu schreiben. Die heidnischen Anklänge von der

Weltſchöpfung und „Götternacht“ ſind indeſſen noch in den chriſtlichen Dichtungen des „Weſſobrunner Gebetes“ und des „Muſpilli“ zu erkennen — und wenn der Mönch Otfried von Weißenburg ſeine oberdeutſche Evangelienharmonie „Kriſt“ und ein ungenannter Niederdeutſcher ſeinen „Heliand“ aus der Urgeſchichte des Chriſtenthums ſchöpften, ſo wollten ſie eben nur die heidniſchen Stoffe durch Werke verdrängen, die in ihrer poetiſchen Form ſich an die alten Heldenlieder anſchloſſen, weil dieſe einmal dem Volk an's Herz gewachſen waren und oft mit Strafandrohung verboten werden mußten. Auch in dem Ludwigsliede wettern heidniſche Hiebe noch friſch zwiſchen das chriſtliche Kyrie eleiſon und Te Deum hinein.

Aehnlich wie Karl der Große wirkte Alfred in England, und der „ehrwürdige“ Beda ging ihm hierin zur Seite. Die alte deutſche Heldenſage aber flüchtete ſich vor chriſtlicher Verfolgung nach dem Lande der von ewigem Eiſe umkränzten Feuerberge, nach Island, wo ſie in durchaus heidniſcher Weiſe die herrliche Edda, das großartigſte Werk des Mittelalters bis auf Dante, zur Tochter erhielt.

Nachdem es dem römiſchen Weſen nach Karls Tode gelungen, die deutſche Poeſie ganz zu unterdrücken, in Folge deſſen ein Widukind und eine Roswitha, ein Ekkehard, Liutprand, Richer und der Fortſetzer Regino's blos lateiniſch ſchrieben, ein Notker Labeo nur ſchüchterne Ueberſetzungen wagte, nach ihm aber ſelbſt die lateiniſche Muſe beinahe verſtummte und allgemeiner Rohheit Platz machte, aus der blos etwa ein Wippo, Adam von Bremen, Hermann Contractus und Saxo Grammaticus hervorragten, — ermannte ſich nach den Kreuzzügen endlich die Laienwelt, um zu zeigen, daß ſie nicht blos zum Dreinſchlagen da war. Durch die Reiſen in's Morgenland mit der Kenntniß fremder Zuſtände und Sitten ausgerüſtet, ging ſie von ſich aus, ohne die Erlaubniß der Kirche einzuholen, an die Schöpfung einer wirklichen deutſchen Nationalliteratur. Noch erhoben ſich zwar Glieder der ganz entarteten und in Unwiſſenheit verſunkenen Geiſtlichkeit zu den Schöpfungen des Anno-, des Rolands- und des Alexanderliedes; ſie wurden aber weit überſtrahlt von den weltlichen Minneſängern, an deren Spitze Walther von der Vogelweide ſteht, von Hartmann's von der Aue armem Heinrich, Wolfram's von Eſchenbach Parcival und des kecken, ketzeriſchen Gottfrieds von Straßburg Triſtan und Iſolde, und von dem, freilich abgeſchwächten Nachbilde der Edda-Dichtung, „der Nibelungen Not“, ſammt Gudrun, der „deutſchen Odyſſee“, deren entlehnte chriſtliche Einkleidung den heidniſchen Kern höchſt dürftig deckt. Eine bittere Geiſel über dem Kirchenweſen ſchwingt aber Vrigedank's derbe Spruchſammlung, „die Beſcheidenheit“ genannt. Die hierauf folgenden rieſenhaften und endloſen, an die indiſchen Epopöen mahnenden Legenden und Reimchroniken können nur als trauriger Rückfall angeſehen werden.

Gleich der deutſchen hatte auch die galliſche Nationalliteratur einen nicht nur nicht kirchlichen, ſondern ſelbſt ſehr unchriſtlichen Urſprung. Wie die Wiege jener von Thor und Odin, ſo ſchreibt ſich diejenige der provençaliſchen Poeſie von Mohammed her. Die fröhliche Poeſie der ſpaniſchen Araber, die unter der glücklichen Herrſchaft der Chalifen von Cordova vor Uebermuth laut aufjauchzten, gebar die gaya scienza, die von franzöſiſchen Hülfstruppen der chriſtlichen Spanier über die Pyrenäen heimgetragen wurde, und die liebliche Inſtitution der Corts d'amor zur Folge hatte, deren muntere Apoſtel, die Troubadours und Jongleurs, mit ihren prächtigen Tenzonen und Sirventen oft Rom und die Pfaffen furchtbar geißelten. Chriſtlicher, wenn auch unabhängig von Geiſtlichkeit und Kirche, geſtaltete ſich die Poeſie der nordfranzöſiſchen Trouvères mit Chreſtien von Troyes an der Spitze, — das Vorbild unſerer deutſchen Sänger vom Heldenkreiſe Karl des Großen, Arthurs und des heiligen Graal.

Wie die provençaliſche, ſo war auch die ihr nahe verwandte ſpaniſche Volksdichtung ein Kind der mauriſchen Kriege, wie ihr köſtlichſtes Kleinod, das Poema del Cid und deſſen Kinder, die Romanzen vom Cid zeigen, einem Helden, der, ſehr unähnlich ſeinen inquiſitoriſchen Nachkommen, mit den ungläubigen Gegnern als jovialer Ritter umging und ihre Tapferkeit und Heiterkeit zu ſchätzen wußte. Weit jünger iſt die kirchliche Legende, die allerdings klerikalem Einfluſſe entſtammte und ihm auch überlaſſen werden kann, da ſie die Mutter des finſtern Glaubenshaſſes iſt, der ſich nach der Beſiegung der Mauren wie ein dicker, ſchwarzer Rauchnebel auf das unglückliche Land legte. Die Literaturblüte aber, welche ſich trotz desſelben ſeit dem 16. Jahrhundert in Spanien entwickelte, hätte, ohne das Genie der betreffenden Dichter, von denen gar manche unkirchlich geſinnt ſind, von der Kirche niemals hervorgerufen werden können.

Die italieniſche Literatur endlich, ſoweit vor Dante von einer ſolchen geſprochen werden kann, erhielt ihre erſte Pflege durch Kaiſer Friedrich II., einen exkommunicirten Ketzer und aufgeklärten Freund der gelehrten Sarazenen.

d. Die chriſtliche Wiſſenſchaft gegenüber der mohammedaniſchen und jüdiſchen.

Noch weit geringer, als die künſtleriſchen, müſſen naturgemäß die wiſſenſchaftlichen Verdienſte der Kirche ſein, indem die letztere die Wiſſenſchaft nicht nur nicht zu ihren Zwecken benutzen konnte, ſondern in dem forſchenden Charakter derſelben nothwendig die Auflöſung ihres eigenen Reiches und ihrer Macht erblicken mußte.

Dennoch hat es die Kirche ſeit den Zeiten, da die lang verachtete

nicht theologiſche Wiſſenſchaft wieder zu Ehren gekommen, ſich als eine Art Ruhm angerechnet, daß auch ihre Organe ſich wiſſenſchaftlichen Arbeiten hingegeben, — ja ſie ging ſoweit, zu behaupten, daß dieſe Organe wenigſtens ſo viel geleiſtet hätten, als die übrige wiſſenſchaftliche Welt. Sie weiſt daher mit Stolz auf die Kirchenväter als Stützen der Theologie, auf die Klöſter als Bewahrer der Schätze des Alterthums, auf die Scholaſtiker als erſte Größen in der Philoſophie und auf manche Päpſte als Beſchützer der Wiſſenſchaft überhaupt hin. Sehen wir nun, welche Bewandtniß es mit der Wiſſenſchaftlichkeit dieſer Leute hat.

Schon unſer früherer Nachweis, daß die Theologie keine Wiſſenſchaft iſt, würde eigentlich genügen, die Kirchenväter aus dem Tempel der Wahrheit hinauszuweiſen; denn ihre Beſchäftigung richtete ſich einzig und allein auf die Dogmatik. Alle bedeutenderen Kirchenväter des Morgenlandes, Baſilios, Kyrillos von Jeruſalem, Gregor von Kappadokien und Gregor von Nazianz, Euſebios von Käſarea und Euſebios von Nikomedia, ſowie unter den abendländiſchen Ambroſius und Hilarius, widmeten ihre Zeit und ihre Kräfte beinahe ausſchließlich dem müßigen, weil niemals zu entſcheidenden und willkürlich von Menſchen gemachten Streite über die göttliche und menſchliche Natur Jeſu und die damit zuſammenhängende Dreieinigkeit, — ohne je darüber einig zu werden. Vielmehr erklärte Epiphanios den Origenes und Theophilos den Chryſoſtomos als Ketzer, und Hieronymus war einzig darauf bedacht, eine Grenze der Orthodoxie auszuklügeln, über welche hinaus Niemand ſchreiten durfte, ohne ebenſo verdammt zu werden, wie der ſpaniſche Biſchof Priscillian, deſſen Blut nebſt demjenigen von zwölf Geſinnungsgenoſſen ſchon 385 n. Chr. fließen mußte, weil ſie nicht geglaubt, was Andere zu glauben vorſchrieben. Der eben genannte Kirchenvater Theophilos war es auch, der als Patriarch von Alexandria den chriſtlichen Pöbel gegen das Serapeion, dieſe Schatzkammer der griechiſchen Naturwiſſenſchaft und Aſtronomie, aufhetzte und nicht ruhte, bis Kaiſer Theodoſios das herrliche Gebäude niederzureißen befahl, deſſen Bibliothek dann Theophilos verbrannte, während er das vorgefundene Gold und Silber ſorgfältig ſammelte. Und ſein Neffe und Nachfolger, Kyrillos von Alexandria, war es, welcher die dortigen Juden zum Kampfe gegen die Chriſten herausforderte, um ihre Häuſer und Synagogen plündern laſſen und ſie ſelbſt vertreiben zu können, und die liebenswürdige heidniſche Philoſophin Hypatia durch ſeine von wüthenden Mönchen angeführten Gläubigen auf der Straße anfallen, entkleiden und in einer Kirche entehren, zerfleiſchen und verbrennen ließ. Und was nun endlich die Krone der Kirchenväter, Auguſtinus betrifft, ſo iſt nicht zu vergeſſen, daß derſelbe nach katholiſcher Auffaſſung, trotz ſeiner Heiligſprechung, ein Ketzer war; denn er vertheidigte denſelben Grundſatz, wie ſpäter Calvin, jenen der Prädeſtination, welchen die Päpſte ſtets verdammt haben. Fragt man aber nach den wiſſenſchaftlichen Leiſtungen dieſes

gelehrteſten Kirchenvaters, ſo wird von ſeinen „Bekenntniſſen“ wol, als von einem bloßen Memoirenwerke, abgeſehen und auf ſeine Hauptſchrift, den „Staat Gottes“ Rückſicht genommen werden müſſen, und wird hier wieder ziemlich genügen, hinzuweiſen, daß er in der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte den Beweis der Dreieinigkeit finden wollte (!), daß er ſich ernſtlich die Frage vorlegte, ob die Jahre der Patriarchen nicht als Monate oder Zehntel von Jahren zu verſtehen wären, und daß er erklärte, es ſei in keiner Weiſe zu glauben, daß es Antipoden gebe, indem Solche in den Regiſtern der Geſchlechter Noah's nicht vorkommen. Er folgte alſo hierin lieber dem Lactantius, der die Antipoden läugnete, weil es unvernünftig ſei, zu glauben, daß Bäume auf der andern Seite der Erde „herabhängen“ und Menſchen „die Füße höher haben als den Kopf“, — als den griechiſchen Philoſophen und Aſtronomen, welche, obgleich weit früher lebend, die Exiſtenz von Antipoden vollkommen begriffen hatten. Dazu paßt auch, daß derſelbe Lactantius die geſammte Philoſophie für „leer und falſch“ und Euſebios für eine „unnütze Beſchäftigung“ erklärte. Und dieſe Anſichten übten einen ſo langdauernden Einfluß, daß noch im 8. Jahrhundert der heilige Virgilius, ein in Deutſchland lehrender Ire, welcher die Exiſtenz von Antipoden behauptete, von dem heiligen Bonifacius, dem Papſte Zacharias und der ganzen Pfaffenmeute ſeiner Zeit grimmig angegriffen wurde.

Die Kirchenväter hielten ſämmtlich, der Auffaſſung der Bibel gemäß, die Erde für eine Fläche und den Himmel für ein Gewölbe darüber, an welchem die Sterne befeſtigt ſeien, die, gleich der Sonne und dem Monde, keinen andern Zweck haben, als den Menſchen auf der Erde zu leuchten, wie die Thiere und Pflanzen blos, um die Menſchen zu erhalten (und die Raubthiere und das Ungeziefer?); ſie verwarfen die Naturgeſetze und glaubten, daß die Welt durch beſtändiges unmittelbares Eingreifen Gottes in allen Einzelheiten regiert werde; ſie verwarfen die Heilkunde und erwarteten Hülfe gegen Krankheiten allein von der Anwendung der Reliquien; ſie verwarfen die Mathematik und Logik und die geſammte Philoſophie, und ſetzten an deren Stelle das Wunder!

Die Klöſter des Mittelalters ſind allerdings nicht ohne alle wiſſenſchaftliche Verdienſte; allein dieſelben ſind bei näherer Betrachtung höchſt unbedeutend und im Ganzen weniger aktiv, als paſſiv. Man iſt gewöhnlich ſo ſehr in die Annahme großartiger Leiſtungen der mittelalterlichen Klöſter verrannt, daß man ſolche ohne weiteres für ausgemacht hält, weil man etwa einige in ſolchen Gotteshäuſern mit Sorgfalt geſchriebene und hübſch gemalte Pergamentbände geſehen hat. Aber man leſe nur die in den Klöſtern vom achten Jahrhundert an gefertigten Urkunden, und man wird an dem ſchauderhaften, alle Regeln der Grammatik und Orthographie niedertretenden Latein derſelben erkennen, welchen Geiſtes Kinder ihre Verfaſſer waren. Man kann zwar Kloſtergeſchichtſchreiber nennen, welche, in

Nachahmung der römiſchen Hiſtoriker, recht brave Werke lieferten; allein ſie ſind aller Originalität und Genialität fern. Weit ſchwieriger aber würde es ſein, einen einzigen großen Geographen, Naturforſcher, Mathematiker zu finden, welcher vor der Reformation einem Kloſter angehört und zugleich eine wichtige Entdeckung gemacht hätte. Man wird wahrſcheinlich keinen finden, als den Mönch Berthold Schwarz, welcher nach unverbürgter Erzählung durch Zufall das Pulver erfunden haben ſoll. Wir wiſſen, daß die Benediktiner im Mittelalter fünfzehntauſend Klöſter, alſo doch gewiß im Laufe der Zeiten einige Millionen Mönche zählten; was für Leiſtungen waren von dieſer Rieſen-Armee zu erwarten, wenn die Klöſter wirklich in der Regel und fortwährend Stätten der Wiſſenſchaft geweſen wären? Und dennoch können wir die Benediktinerklöſter, welche überhaupt etwas leiſteten (Klöſter anderer Orden von wiſſenſchaftlichem Rufe gab es keine!), an den Fingern herzählen. Es waren: Monte-Caſſino und Bobbio in Italien, St. Gallen in der Schweiz, Reichenau und Hirſchau in Süd-, Fulda und Korvei in Norddeutſchland, Ferrières und Tours in Frankreich. Und was wurde hier geleiſtet? Es wurden Chroniken der betreffenden Klöſter geſchrieben, worin Wahrheit und Dichtung bunt durcheinander geworfen ſind, es wurden ohne Kritik, ja ſelbſt ohne alphabetiſche Ordnung und irgendwelche Vollſtändigkeit, Wörterbücher zuſammengeſtellt, es wurden Bibeln, Kirchenväter und Klaſſiker abgeſchrieben und etwa ein wenig erklärt, es wurden phyſikaliſche Experimente gemacht, die weſentlich Spielereien gleichkamen, — das war Alles. Und wie ſteht es mit der Erhaltung und Vervielfältigung der Klaſſiker? Es ſteht ſo, daß wir höchſt wichtige Werke, wie z. B. des Livius und Tacitus römiſche Geſchichten, blos verſtümmelt beſitzen. Und dazu trugen die Mönche nicht wenig bei, die ſogar in ihrer Blütezeit oft die koſtbarſten Manuſkripte des Alterthums mit frevler Hand auslöſchten und elende Gebete und Litaneien darüber ſchrieben, ja ſogar ſolche zu Einbänden verwendeten; denn die guten Leute verſtanden die Klaſſiker gar nicht, — ſonſt hätte der Geiſt derſelben auf ihre eigene Beſchäftigung veredelnd eingewirkt, ja am Ende die Fortdauer des Kloſterweſens ſelbſt unmöglich gemacht! Wie lange aber dauerte jene berühmte Blütezeit? Man iſt ſo ſehr gewohnt, dieſelbe anzuſtaunen, daß man meiſt wähnt, ſie habe das geſammte Mittelalter umfaßt. Welche Täuſchung! Dieſe Blüte erſtreckte ſich in Wahrheit nicht weiter, als auf das Ende des neunten, das zehnte und höchſtens noch den Anfang des elften Jahrhunderts. In der ſpätern Zeit, bis zur Reformation, wurde in den Klöſtern nicht nur für die Wiſſenſchaft beinahe nichts mehr gethan, ſondern die Mönche, die nach obigem Nachweiſe ſchon vorher größtentheils ungebildet waren, konnten nun der Mehrzahl nach nicht einmal mehr leſen und ſchreiben, ja es gab oft Aebte, welchen dieſe koſtbaren Fertigkeiten abgingen! Ja ſogar im berühmten St. Gallen konnte 1291 das geſammte Kapitel keinen Buch-

staben schreiben! Und an demselben Orte fand Poggio im 15. Jahrhundert die gesammte Bibliothek in einem finstern Winkel auf einen Haufen zusammengeworfen, in Staub und Ungeziefer vermodernd! Und in dem ebenso berühmten Korvei ging ein vollständiger Tacitus zu Grunde, weil das Pergament desselben zu andern Zwecken verwendet wurde. In einem andern Kloster wurde 1440 der römische Dichter Properz — als Unterlage eines Weinfasses gefunden, und das französische Kloster Fontevrault beging die Scheußlichkeit, den vollständigen Livius (!), von dem wir jetzt nur noch Bruchstücke besitzen, als Pergament an einen Gewürzkrämer zu verkaufen!!

Unter solchen Umständen muß man sich denn wirklich verwundern, daß wir noch so Vieles von den Klassikern besitzen, als der Fall ist. Daß dies nicht das Verdienst der Klöster war, kann nach dem Mitgetheilten keinem Zweifel unterliegen. Aus wenigstens 30,000 Klöstern, die es im Mittelalter gab, besitzen wir nicht 1000 Abschriften von Klassikern; die Erhaltung solcher muß daher, außer der passiven Thätigkeit der Klöster, auch anderen Quellen zuzuschreiben sein! Vor Allem ist es bezeichnend, daß wir die griechischen Historiker vollständig besitzen, die römischen aber nicht. Zusammengehalten mit dem Umstande, daß den abendländischen Klöstern die griechische Sprache bis auf die neueste Zeit herab durchweg fremd war, geht daraus hervor, daß die griechischen Klassiker wahrscheinlich in ihrer Gesammtheit gar nicht in den Klöstern, sondern von den Gelehrten in Konstantinopel aufbewahrt wurden, welche sie dann, vor dem Andringen der Türken fliehend, nach Italien und Deutschland brachten. Daß insbesondere Aristoteles vorzugsweise von den Arabern erhalten wurde und den Klöstern blos durch das Mittel arabischer Uebersetzung bekannt war, wird von Niemanden bestritten. Große Verdienste in Erhaltung der Klassiker gebühren in der Zeit nach dem Zerfalle der Klöster jedenfalls den italienischen Städten, den Universitäten (von denen die Kirche selbst keine gegründet und sie nur unter dem Vorbehalte ihrer Rechtgläubigkeit bestätigt hat), einzelnen Gelehrten und Schriftstellern, sowie literaturfreundlichen Fürsten, dann auch den zufälligen Entdeckungen solcher Manuskripte, die in Klöstern ausgelöscht und überschrieben worden waren. So z. B. war die älteste Sammlung des römischen Rechts, die Institutionen des Gajus, in einem Kloster mit den Briefen des heiligen Hieronymus überschrieben worden!

Ueber die theilweise aus den Klöstern hervorgegangenen Scholastiker, wenn wir diesen Namen im weitesten Sinne für die sämmtlichen nachkirchenväterischen Theologen und Philosophen in Anspruch nehmen, kann in Kurzem der Ausspruch gefällt werden, daß sie keine selbständigen Denker waren, sondern ihr Wissen aus dem durch die Araber ihnen bekannt gewordenen Aristoteles und aus der Kirchenlehre bunt zusammenstoppelten. Eine Uebereinstimmung zwischen Aristoteles und dem kirchlichen Dogma wurde dabei durch allerlei Kunstgriffe zu beweisen gesucht, und wer die engen Grenzen, in welche diese Künstelei das Denken einzwängte, im Geringsten

überschritt, wurde unfehlbar als Ketzer gebrandmarkt und hart verfolgt. Diese Thatsachen genügen, um über die scholastischen Lehren an sich schon, und sodann über angebliche Verdienste der Kirche um die Philosophie im Gewande der Scholastik den Stab zu brechen. Schon der erste christliche Philosoph des Mittelalters, der wider seinen Willen in Fulda zum Mönche gemachte Gottschalk, hatte, als Anhänger des Augustinus, für die Selbständigkeit des Denkens gegen die kirchliche Glaubensdespotie auf Leben und Tod zu kämpfen, und starb in klösterlichen Kerkermauern; aber auch sein Gegner, Johannes Scotus Erigena († um 880) wurde als Ketzer verdammt, weil sein Denken ihn zum Pantheismus und zum Zweifel an der Ewigkeit der Hölle geführt hatte. Diese waren indessen blos Vorläufer der eigentlichen Scholastik, deren Geburtsstätte im 11. Jahrhundert die Universität zu Paris wurde, — die älteste der Christenheit, die ihren Ursprung vorzugsweise den freier gesinnten Scholastikern, ohne alle Initiative von Seite der Kirche, zu verdanken hat, — jedoch auf Jahrhunderte hinaus ein bloßer Tummelplatz der Scholastik war, ohne wissenschaftlicher Forschung Vorschub zu leisten. Schon einer ihrer ersten Schüler, Berengar von Tours, welcher sich erkühnte, die materialistische Lehre von der leibhaftigen Gegenwart Jesu im Abendmahle im geistigen Sinne aufzufassen, erhielt die Wahl zwischen Tod und Widerruf, und hatte es blos dem Wohlwollen Gregors VII. zu verdanken, daß er nicht ohne Weiteres das Leben verlor, indem diesem Papste seine ehrgeizigen Plane nach der Weltherrschaft der Kirche nicht erlaubten, zugleich ein Ketzerrichter zu sein. Anselm von Canterbury war bereits der Begründer der später zum Gespötte der Welt gewordenen scholastischen Spitzfindigkeiten und Grübeleien, welche behandelt werden mußten, wenn die Philosophie in pflichtiger Demuth die Magd des Kirchenglaubens bleiben sollte. Nur schüchtern wagten den Realisten, welche die Begriffe (also natürlich auch die Dogmen) für wirkliche (reale) Dinge erklärten und demgemäß behandelt wissen wollten, die Nominalisten gegenüber zu treten, denen die Begriffe bloße Vorstellungen und Abstraktionen der Dinge, bloße Namen waren, und der Nominalist Roscellinus wurde, als er in der Dreieinigkeit drei bloße Namen oder dann drei Götter fand, gleich zum Widerrufe gezwungen. Wir brauchen das Schicksal des unglücklichen Abälard nicht zu erzählen, welchen sein Auftreten für die Rechte der Vernunft gegenüber dogmatischer Tyrannei, und zugleich für die natürlichen Menschenrechte gegenüber widernatürlichem Klosterzwange zur tiefsten Schmach des Mannes und zu ewiger Klosterhaft verdammte — und ebenso wenig das tragische Ende seines edeln Schülers Arnold von Brescia, des Reformators und Befreiers von Rom. Ja, die dem Theologen vorgeschriebene Gläubigkeit brachte den Gegner Abälards, den frommen und edeln, aber intoleranten und alles Weltliche blind verdammenden Bernhard von Clairvaux dahin, die Philosophie überhaupt zu verwerfen, — und doch wäre selbst er heute

ein Ketzer vor Pius IX.; denn er verwarf die unbefleckte Empfängniß! Amalrich von Bena, welcher durch das Studium des Erigena zu ähnlichen Resultaten gelangt war, wie dieser Denker, die Bemühungen, zur Erkenntniß Gottes zu gelangen, mit Recht als vergeblich und das Dogma von der Dreieinigkeit als unbegreiflich erklärte, wurde ebenfalls zum Widerrufe gezwungen, und starb aus Kummer darüber 1209.

Nachdem indessen die Bettelorden der Franciskaner und Dominikaner gegründet worden, um von der Kirche den Vorwurf des Reichthums und der Ueppigkeit abzuwälzen, und der Rechtgläubigkeit eine neue Stütze gegen die Ketzerei zu verleihen, — da nahm die Scholastik eine neue Gestalt an; denn die neuen Orden ergaben sich ihr sofort mit Feuereifer. Sie waren es, welche den alten Aristoteles, den bisherigen Patron der ketzerischen Nominalisten, in den Augen der Kirche zu Ehren brachten, indem sie seine Gottgläubigkeit gegenüber dem vagen, an Pantheismus erinnernden Gottesbewußtsein Platon's darlegten. Von da an war Aristoteles der Alleinherrscher in der Scholastik. An seiner Hand suchten der Franciskaner Alexander von Hales und der Dominikaner Albert der Große zu beweisen, daß die Kirchenlehre nichts Anderes behaupte als die Vernunft, und diese nichts Anderes als jene. Ganz dasselbe bezweckte auch der Dominikaner Thomas von Aquino († 1274), welcher von der Kirche deshalb mit Grund als ihr größter Philosoph gefeiert wird, von der freien Wissenschaft aber aus demselben Grunde aller Eigenschaften eines wissenschaftlichen Forschers baar erklärt werden muß; denn seine von der Orthodoxie gefeierte „Summe der Theologie" läuft allein auf das Resultat hinaus, daß die Wahrheiten der Offenbarung nicht bewiesen, sondern nur im Glauben erfaßt werden können; dies Werk hatte also nicht den Zweck, die Wahrheit zu erforschen, sondern blos: die Wahrheit der ohne Untersuchung als vorhanden angenommenen Offenbarung nicht etwa zu beweisen, sondern als unzweifelhaft darzustellen. — Auch des Thomas Gegner, der Franciskaner Duns Scotus († 1308), wagte keinen Zweifel an der Wahrheit der Kirchenlehre zu äußern; ja er vertheidigte sogar die unbefleckte Empfängniß, welche Thomas von Aquino, der gefeierte Glaubensheld, verworfen hatte; aber er suchte doch der Vernunft neben dem Glauben, der Philosophie neben der Theologie einige Selbständigkeit zu wahren, aus welcher Differenz der langwierige Streit der Thomisten und Scotisten entsprang. Weiter ging schon des Scotus Schüler Wilhelm v. Occam († um 1345), der den Nominalismus erneuerte, die Philosophie von der Theologie gänzlich zu trennen suchte und nicht ohne Ironie behauptete: die Glaubenswahrheiten seien weit über alles menschliche Wissen erhaben. So war selbst in die Orden, welche der größte Papst seiner Zeit als einen Damm gegen die Irrlehre aufzustellen gewähnt hatte, die letztere selbst eingedrungen, und es kam so weit, daß im 13. Jahrhundert Schriften wie das „Ewige Evangelium" und der „Kommentar zur Apokalypse" von

Johann Peter Oliva erschienen und bei den Bettelmönchen den größten Beifall fanden, während darin das einstige Ende des Glaubens und dessen Ersatz durch Weisheit und Vernunft in Aussicht gestellt und der Papst mit seiner Hierarchie als veraltet und verurtheilt dargestellt war. — Solche scharfe Gegensätze schufen neuerdings eine weite Kluft zwischen den Scholastikern, welche sich hitzig bekämpften, dabei aber in jenes todte Formelwesen verfielen, dessen tiefsinnige Untersuchungen über lächerliche Fragen den Stempel der Verrücktheit an der Stirne trugen und den Verfall der Scholastik beschleunigten. Umsonst suchten Roger Bacon die Aufmerksamkeit der Streitenden auf das fruchtbarere Feld der Natur- und Sprachwissenschaft zu lenken, wofür er mit 14jährigem Kerker büßte, — Raimund Lullus eine neue Philosophie aus dem Besten der verschiedenen Religionen beliebt zu machen, um mit deren Hülfe „die Ungläubigen zu bekehren", und der „seraphische Doktor" Bonaventura statt des wilden Zankes das stille Sichversenken in Gott und dessen Offenbarung zu empfehlen. All' diese kirchliche „Wissenschaft" hatte daher keine Resultate, als das alte Faustische: daß wir nichts wissen können, und kann daher auch auf den Namen einer Wissenschaft keinen Anspruch erheben.

Es dürfte nun ferner sehr schwierig sein, Päpste des Mittelalters zu nennen, welche der Wissenschaft Vorschub leisteten. Thaten ja die Größten derselben entweder das gerade Gegentheil davon oder bekümmerten sich wenigstens nicht um sie, weil sie Wichtigeres zu thun hatten. Einer der gefeiertsten und in disciplinarer Hinsicht musterhaftesten Päpste, Gregor I., der Große genannt, der Urheber des berühmten nach ihm benannten Lobgesangs, befahl, die Werke von Cicero, Livius und Tacitus zu verbrennen, verbot das Studium der Klassiker und der Mathematik, verbrannte die palatinische Bibliothek, verstümmelte antike Statuen, ließ Tempel niederreißen, rühmte sich dabei seiner Unkenntniß der Grammatik, führte die Anbetung der Jungfrau ein und beförderte die Aufführung von Wundern an den Särgen der Heiligen und die Entstehung der Legenden. Papst Sylvester II. (Gerbert) erklärte, daß es zu seiner Zeit (um das Jahr 1000) in Rom Niemanden gab, der so viel Bildung besäße, um sich zum Thürhüter zu eignen. Innocenz III. verbot 1215 das Studium des Aristoteles, mit Ausnahme der Dialektik. Gregor XI. untersagte 1231 den Gebrauch von Kommentaren der Physik des Aristoteles, bis sie durch Theologen gesäubert sein würden, und Clemens IV. bestätigte 1265 alle diese Maßregeln.

Nicht besser erging es der Wissenschaft im Gebiete der orientalisch-christlichen Kirche. Schon Konstantin unterdrückte die Aeskulapien (Hochschulen der Heilkunde), weil sie die Wunderkuren überflüssig machten, und Kaiser Theodosios, diese stärkste Stütze des positiven Christenthums, schloß die Philosophenschulen zu Athen, verbot seinen Beamten das Betreten der heidnischen Tempel (die oft zugleich Museen und Bibliotheken

waren) und ließ die Tempel Syriens (von den ägyptischen wurde Dasselbe bereits erwähnt) von Grund aus zerstören. Von da an sank die Wissenschaft im byzantinischen Reiche von Jahrhundert zu Jahrhundert tiefer. Man schrieb wol Massen von Bänden historischer und theologischer Werke, aber ohne Werth und Gehalt, und die meisten Kaiser machten es sich zur Aufgabe, die Philosophie mehr und mehr zu unterdrücken. Jahrhunderte nachdem die Griechen bereits die Kugelgestalt der Erde erforscht, ja theilweise schon deren Bewegung geahnt, schrieb, unter der Regierung Justinians, der weitgereiste alexandrinische Mönch Kosmas, der Knak seiner Zeit, eine „christliche Topographie", in welcher er lehrte, daß die Erde ein feststehendes Parallelogramm sei, mit einem Berge in der Mitte, um welchen Sonne und Mond kreisen; der Himmel aber bestehe aus vier Wänden, die an den vier Ecken der Erde befestigt seien, und aus einem darüber gelegten gewölbten Dache. Im 10. Jahrhundert war die Bevölkerung Konstantinopels bereits in völlige Barbarei und tiefe Unwissenheit versunken. Wer noch schrieb, kopirte ältere Werke oder stoppelte Stellen aus solchen ohne alle Auswahl und Kritik zusammen.

Nachdem somit dargelegt ist, wie die wahre, d. h. vom Glauben unabhängige Wissenschaft während des Mittelalters, d. h. während der unbedingten Herrschaft des Papstthums, in der ganzen Christenheit durchaus brach lag und keine Früchte trug, ist noch zu zeigen, wo sie dann während jener Zeit ihr Leben fristete. Zur Schande des positiven Christenthums muß darauf jeder Geschichtskundige antworten: bei den Arabern und Juden.

Diese Antwort führt uns zuerst auf die welthistorische Erscheinung des Islam. Es war ein glücklicher Griff des Fanatikers Mohammed, daß er zu einer Zeit, wo das Christenthum in Parteien zerrissen war, die einander verketzerten und verfluchten und in der Schöpfung neuer Gegenstände göttlicher Verehrung, in der Trübung des Gottesbegriffs und in anderen unnützen Streitfragen wetteiferten, — das Panier des jüdischen Monotheismus, befreit von jeder nationalen Ausschließlichkeit, emporhob. Allerdings würde, bei alleiniger Rücksichtnahme auf die Glaubensform, der Umstand, daß die mohammedanische Kultur wieder zu Grunde gegangen ist und jetzt blos noch ein Scheinleben fristet, die christliche aber sich zu staunenswerther Höhe erhoben hat, zu Ungunsten des einfachen Monotheismus und zu Gunsten der verwickelten Dogmatik zeugen; allein wir glauben vielmehr, daß diese verschiedene Entwickelung gerade unsere Lehre vom Einflusse des Klimas und der Race auf die Kultur bestätigt. Die mohammedanische Kultur mußte nach kurzer Blüte wieder sinken, weil sie unter dem mehr mit Phantasie als mit Verstand begabten semitischen Stamme, in einem heißen Klima und in Ländern ohne bedeutende Küstenentwickelung (Nordafrika) ihren Hauptsitz hatte, und mußte schließlich fallen, weil die politische Macht des Islam von den gesunkenen Semiten auf die einer niedrigeren Race angehörenden, wilden und rohen Türken überging.

Die Kultur der Chriſten aber ſtieg gerade nicht empor, ſo lange dieſelben dem poſitiven Chriſtenthum huldigten, ſondern erſt nachdem dasſelbe durch den erwachenden Humanismus und die Reformation der Aufklärung entgegen ging, — dem in den Ariern lebenden Principe des Fortſchrittes gemäß. Gerade das poſitive Chriſtenthum war der Hemmſchuh geweſen, der während des Mittelalters die Kultur der Chriſten aufhielt.

Der vernünftige Kampf Mohammeds gegen die Erfindung eines Gottesſohnes, einer Gottesmutter und einer Dreieinigkeit konnte durch ſeine unvernünftigen Viſionen, durch die literariſche Werthloſigkeit ſeines Korans (deſſen Naturwiſſenſchaft nicht wahrer iſt als jene der Bibel, deſſen Poeſie dagegen hinter jener der letztern zurückſteht), und durch ſeine ängſtliche Uebertreibung der Verhütung alles Götzendienſtes bis zur Verbannung aller bildenden Kunſt, an Berechtigung nicht verlieren, und die Sinnlichkeit ſeines Paradieſes und ſeiner Houris iſt in nichts unvernünftiger, als diejenige der chriſtlichen Hölle, des Fegefeuers und des Himmels. Das aber iſt ein unſterbliches Verdienſt des Islam, daß er nicht, gleich dem Chriſtenthum, eine beſtehende herrliche Kultur zu Grunde richtete und durch tauſendjährige Unwiſſenheit erſetzte, ſondern, ſchon nach dem erſten Jahrhundert ſeiner Exiſtenz, in der Wiſſenſchaft einen wunderbaren Aufſchwung nahm. Denn der allerdings wilde Omar konnte in Alexandria nur verbrennen, was ein Theophilos und Kyrillos übrig gelaſſen hatten; wo die Araber auf ihren ſtürmiſchen Eroberungszügen hinkamen, war die antike Kultur bereits durch die Chriſten zerſtört, und eine Kultur der Letzteren zu zerſtören gab es nicht; die Veränderung beſtand blos darin, daß die Kirchen in Moſcheen verwandelt wurden. Seitdem die Chalifen in Bagdad reſidirten, wurden die Wiſſenſchaften in der ausgedehnteſten Weiſe befördert; Harun Alraſchid (deſſen Deſpotie nicht blutiger war, als jene ſeines Zeitgenoſſen Karls des Großen!) reiste nie ohne die Begleitung von Hunderten Gelehrter, und duldete keine Erbauung einer Moſchee ohne die Errichtung einer Schule daneben. Die Aufſicht über das Schulweſen übertrug er einem Chriſten (freilich einem Ketzer!), dem Neſtorianer Maſue, und ſeine Nachfolger wurden theilweiſe von griechiſchen und jüdiſchen Gelehrten erzogen. Ja, während die Chriſten ketzeriſche Kirchen niederriſſen, bauten die Chalifen ihren Unterthanen chriſtliche Kirchen. Der Hauptanſtoß zu dieſer Toleranz und Gelehrſamkeit ging von den chriſtlich-ketzeriſchen Neſtorianern, welche die Jungfräulichkeit der Mutter Jeſu läugneten, und von den Juden aus, welche beide Religionsformen ſich mit den Mohammedanern im Monotheismus trafen und mit ihnen zuerſt daran gingen, die von den orthodoxen Chriſten unterdrückte Heilkunde wieder herzuſtellen, ſo ſehr dieſelbe dem mohammedaniſchen Fatalismus widerſtreiten mochte, und in dieſer Wiſſenſchaft da fortzubauen, wo die heidniſchen Griechen ſtehen geblieben waren. Die erſte mediciniſche Hochſchule entſtand zu Dſchondesabur, ihr folgte die Univerſität Bagdad, wo der

Jude Joſua ben Nun lehrte; es folgten weitere zu Baſſora, Iſpahan, Samarkand, Marokko, Cordova u. ſ. w. Langſam zwar erhob ſich die mit der Medicin nothwendig verbundene Naturwiſſenſchaft aus den Feſſeln der Aſtrologie, Alchemie und Magie empor; aber die gelehrigen Araber lernten gerade aus dieſen Irrthümern die Aſtronomie, Chemie und Phyſik kennen, was im chriſtlichen Abendlande erſt mehrere Jahrhunderte ſpäter der Fall war. Djafar war zu Ende des 8. Jahrhunderts der erſte bedeutende Chemiker; ihm folgten im 9. Razes und Bechil, welche die Schwefelſäure und den Phosphor entdeckten. Ibn Sina (Avicenna) begründete die Geologie, während die Chriſten ſich um Reliquien riſſen, und Bilder bluten und weinen ließen. Griechiſche Gelehrte und Ausgaben der Klaſſiker wurden nach Bagdad berufen und verlangt, ſoweit die unduldſamen Byzantiner es geſtatteten, und man überſetzte die Klaſſiker in's Arabiſche. Die indiſchen Zahlzeichen wurden angenommen, um ſpäter als „arabiſche" Europa und die Welt zu beherrſchen. Die Ekliptik des Himmels und der Umfang der Erde wurden gemeſſen und Globen verfertigt, während die Chriſten mit Lactantius die Antipoden läugneten.

Noch höher aber, als in Aſien und Afrika hob ſich die arabiſche Wiſſenſchaft auf dem geiſtig fruchtbaren Boden Europa's, in Spanien. Die ommajadiſchen Chalifen Cordova's haben ſich in Pflege der freien Forſchung mit unvergänglichem Ruhme bedeckt; ſie wetteiferten in Errichtung von Schulen und in Duldſamkeit gegen Juden und Chriſten mit den Abbaſiden Bagdad's. Mohammed Ibn Abdallah aus Granada faßte eine hiſtoriſche Encyklopädie ab und es entſtanden arabiſche, hebräiſche, griechiſche und lateiniſche Wörterbücher. Ihre Poeſie wurde die Mutter der provençaliſchen und damit überhaupt der nationalen in den romaniſch-europäiſchen Ländern. Die Chalifen hielten ihre Reichshiſtoriographen. Es blühten Zoologen, Botaniker, Geologen, Chemiker, Aerzte. Ibn Roſchd (Averroes † 1037), welcher indeſſen ſchon in die Zeit des mohammedaniſchen Verfalles unter den Almoraviden gehört und bei dieſen unwürdigen Nachfolgern der Ommajaden der Ketzerei angeklagt wurde, war zugleich Arzt und Ausleger des Ariſtoteles, und ſoll die Sonnenflecken entdeckt haben. Eine Sternwarte wurde noch 1196 in Sevilla errichtet; — nach der Vertreibung der Mauren verwandelten die Chriſten ſie in einen Glockenthurm! Alhaſen unterſuchte die Natur des Sehens und des Lichtes, berechnete die Brechung der Sonnen- und Mondſtrahlen und verſuchte die Höhe der Atmoſphäre zu ſchätzen, deren Schwere er maß. Ebn Junis wandte zuerſt das Pendel an und berechnete die Neigung der Ekliptik. Der Philoſoph Algazzali durchforſchte die tiefſten pſychologiſchen Fragen mit einer Unabhängigkeit gegenüber dem Islam, welche die gleichzeitigen Scholaſtiker beſchämte, und ahnte bereits die ungeheure Größe der Weltkörper.

Wol endet die wiſſenſchaftliche Thätigkeit der Araber bereits mit dem zwölften Jahrhundert, alſo etwas Weniges ſpäter, als jene der Klö-

ſter; — allein wie ſehr übertrifft erſtere die letztere an Originalität, an Umfang und an Fruchtbarkeit für die Zukunft des menſchlichen Wiſſens! Es waren daher auch diejenigen Chriſten, welche ſich während des Mittelalters in nicht theologiſchen Wiſſenſchaften auszeichneten, ſtets Schüler der Araber. So z. B. der franzöſiſche Kleriker Gerbert, den Kaiſer Otto III. als Sylveſter II. zum Papſte erhob. Er hatte in Cordova bei den Arabern ſtudirt und errichtete, als er heimkehrte, in Reims eine Schule für Logik, Muſik und Aſtronomie, beſaß Fernröhre und erfand eine Uhr. Gegen das verdorbene Leben in Rom zog er in ſeinen Schriften derb zu Felde und läugnete die Unfehlbarkeit des Papſtes, ſowie die Nothwendigkeit des prieſterlichen Cölibats und des Faſtens, und wurde deshalb von Rom aus ſeines Amtes als Erzbiſchof von Reims entſetzt. Als Papſt betrieb er Phyſik und Mechanik, wurde deshalb als Zauberer verſchrien und von bigotten und kaiſerfeindlichen Römern ſammt ſeinem Beſchützer, dem Kaiſer — vergiftet. So war auch Arnold von Villanova, Leibarzt des Königs von Aragon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, ein berühmter Arzt und Chemiker, ohne Zweifel Schüler der Araber. In Spanien als Ketzer verfolgt, aber von Kaiſer Friedrich II. und ſelbſt vom Papſte Clemens V. geehrt, ertrank er bei einem Schiffbruche.

In ähnlicher Weiſe wie die Araber zeichneten ſich auch die Juden des Mittelalters vor den gleichzeitigen Chriſten aus. In der Medicin waren ſie die Lehrer der Erſteren geweſen, wie ſie auch lange im Abendlande die einzigen ſtudirten Aerzte, dabei aber vor der Anklage auf Ketzerei und Zauberei nie ſicher waren. Die Aſtronomie dagegen erlernten ſie umgekehrt bei den Arabern. Beider Einfluß auf das benachbarte Abendland war ſo groß, daß an der im 12. Jahrhundert errichteten Hochſchule zu Salerno nicht nur lateiniſch und griechiſch, ſondern auch hebräiſch und arabiſch docirt wurde; ja dieſe Univerſität, ſowie jene zu Montpellier und andere, deren Errichtung auf jene zu Paris folgte, ſcheinen dem arabiſch-jüdiſchen Einfluſſe geradezu ihre Exiſtenz zu verdanken. An dieſen Hochſchulen, wie an Zweiganſtalten derſelben, waren Juden die geſuchteſten Profeſſoren der Medicin. Dieſe jüdiſchen Aerzte waren aber auch Univerſalgenies, meiſt zugleich Rabbis ihrer Religionsgenoſſen, Aſtronomen, Philoſophen, Rechtsgelehrte und ſogar Muſiker. So in Frankreich Rabbi Salomon ben Iſaak, genannt Raſchi, in Spanien Ebn Zohr aus Sevilla, Abram ben Meir aben Esra aus Toledo, Rabbi Moſe ben Maimon oder Maimonides, genannt Rambam, aus Cordova (geb. 1135), u. A., die meiſt außerdem noch fruchtbare Schriftſteller und unermüdliche Reiſende waren. Die nach dem aſtronomiſchen Dilettanten Alfons, König von Kaſtilien, benannten „Alfonſiniſchen Tafeln“ waren das Werk ſeines jüdiſchen Leibarztes Maſcha. Selbſt die Päpſte vertrauten ihren geheiligten Leib dieſen Ungläubigen, ſo Bonifaz VIII. dem Rabbi Iſaak, und umſonſt verboten die Concilien von Beziers 1246 und Albi 1254 den

Gläubigen, sich jüdischer Aerzte zu bedienen; umsonst erließ auch die scholastische Universität Paris 1301 dasselbe Verbot; denn in demselben Jahre stand der Jude Profatius als Rektor an der Spitze der medicinischen Schule von Montpellier, — ein Astronom, dem Kopernikus Vieles verdankte. Erst die Gewalt, — die Gewalt des habsüchtigen Philipp des Schönen und seines geistlichen Werkzeuges in Avignon brachte es 1306 dahin, die Juden aus Frankreich zu verbannen. Ihren Einfluß aber konnte Niemand vertreiben; die Naturwissenschaft und durch sie die Aufklärung erhoben später ihr Haupt siegreich, — und die Verfolger belud die Nachwelt mit ihrem Fluche.

e. Die moralischen und socialen Zustände unter dem positiven Christenthum.

Wäre das Christenthum in seiner ursprünglichen Reinheit, als moralische Reform, verblieben und hätte es in dieser Gestalt die Verbreitung erlangen können, welche es mit Hülfe der Annahme heidnischer Elemente erlangte, so hätte es nothwendig auf die moralischen und socialen Zustände der Welt einen höchst heilsamen Einfluß ausüben müssen. In seiner Entartung dagegen, als rein dogmatisch-ceremoniell-hierarchische Anstalt konnten seine **moralischen** Einwirkungen nicht günstiger ausfallen, als die ästhetischen und intellektuellen, und der mächtige Glorienschein, welchen die Kirche mit besonderer Ostentation um die Verdienste verbreitet, die sie um die sittliche Rettung der Völker aus der „Versumpfung" des Heidenthums errungen haben will, ist zu unserm Bedauern eben ein — Schein!

Wir werden nun zuerst zeigen, daß die Sitten der Welt durch das positive Christenthum nicht besser geworden sind, — hierauf, daß diese Religionsform vielmehr Gebräuche besitzt, welche die Sitten untergraben müssen, und endlich, daß sie, dem eigentlich christlichen Princip der Liebe zuwider, im Wüthen gegen die Nebenmenschen, die Menschenopfer der Heiden übertroffen hat.

Von den Nachfolgern Alexanders des Großen in den verschiedenen Staaten, in welche das Weltreich dieses Eroberers zerfallen war, sowie von den Römern in den letzten Zeiten der Republik, namentlich aber von den römischen Kaisern und ihrer Zeit werden namenlose blutige Greuel und scheußliche Unsittlichkeiten erzählt. — Daß jedoch das christliche Mittelalter nicht besser war, das positive Christenthum also hierin keine günstige Einwirkung ausübte, sollen wenige Züge aus vielen bekannten darlegen.

Eine der festesten und gefeiertsten Stützen des orthodoxen Katholicismus gegenüber den Arianern war der fränkische König Chlodowig (481

bis 511). Vor seiner Taufe (493) nur ein roher, wilder Heide, wurde er nach derselben (nicht durch dieselbe, wol aber durch pfäffischen Einfluß) der hinterlistigste und gewissenloseste Mörder seiner Zeit. Er besiegte die Burgunder nur durch Unterstützung Eines von zwei treulosen Brüdern gegen den Andern. Den Stammeshäuptling Chararich und dessen Sohn nahm er mit List gefangen und ließ Beide tödten, um ihr Land zu erhalten. Dem Ragnachar und dessen Bruder spaltete er eigenhändig das Haupt; einen dritten Bruder ließ er tödten. Den Chloderich, Sohn des Königs der ripuarischen Franken, Sigebert, stiftete er auf, seinen Vater zu ermorden, und ließ dann, nachdem es geschehen, den Sohn ebenfalls niederhauen, und so machte er noch Anderen, selbst Verwandten den Garaus, um sein Reich durch ihre Besitzung zu vergrößern. Der Fluch dieser Thaten waltete aber fort, und kein Haus ist so reich an Greuelthaten zwischen Verwandten, wie jenes der Merovinger. Ehebruch, Mord, Länderraub, Bruderkriege, und in diesen sogar Schändung der Kirchen und Nonnen und Ermordung der Priester, waren in der fränkischen Geschichte ganz gewöhnliche Ereignisse. Und nicht nur die königliche Familie war so verdorben; sondern nach dem sehr frommen Geschichtschreiber Gregor von Tours folgten „alle Stände nur den Eingebungen ihrer rohen Sinnlichkeit, Eifersucht, gemeiner Habsucht, Ehr- und Rachgier, durchbrachen alle Bande göttlicher und menschlicher Gebote und jeder Sitte, überließen sich den wildesten Gewaltthätigkeiten", was Alles der fromme Mann ganz naiv erzählt, ohne die mindeste sittliche Entrüstung darüber zu äußern. Wie konnte es aber auch anders sein, wo „Bischöfe ihre Stellen durch Kauf oder die Gunst der Könige erlangt hatten, die durch die gröbste Unwissenheit, durch Trunksucht, Habgier, Ehebruch, Meineid und Mord ihren Stand schändeten oder in Helm und Harnisch in den Krieg zogen, während die Zahl Derer, die durch Reinheit der Gesinnung und des Wandels und durch Kenntnisse ihrem Stande Ehre machten, nur gering war?" Nicht besser aber sah es in den Reichen der Ost- und Westgothen, Langobarden, Angelsachsen u. s. w. aus. Ihre Geschichte besteht aus fortwährenden Unthaten, welche die Feder sich sträubt niederzuschreiben. Und nicht besser wurde es auch nach völligem Aufhören der stürmischen Bewegungen, welche die Völkerwanderung herbeigeführt hatte, — in dem geordneten Reiche Karls des Großen. Sein Hof wimmelte von leichtfertigem und zweideutigem Volke. Es kamen unsittliche Skandale aller Art vor, und der große Kaiser selbst hatte mehrere Nebenfrauen, und sogar seine rechtmäßige Gattin Desiderata verstieß er mit Einwilligung der Geistlichkeit, um die Schwäbin Hildegard zu freien.

Alles aber übertraf an Schändlichkeit der Hof der byzantinischen Kaiser. War das eine christliche That des so sehr orthodoxen Theodosios, als er in Thessalonike, wegen eines Aufstandes, 7000 Menschen in den Circus einladen und dort niedermetzeln ließ (wofür er freilich vor Ambrosius Kirchenbuße thun mußte, was aber das Geschehene nicht unge-

ſchehen machte)? — Die Gattin des Kaiſers Juſtinian, Theodora, die Tochter eines Bärenführers, war in ihrer Jugend Schauſpielerin und öffentliche Dirne geweſen, wußte durch Verſtellung den Thronerben Juſtinian zu ködern und wurde Kaiſerin, als welche ſie mit dem Scheine der Frömmigkeit die abſcheulichſten Leidenſchaften verdeckte und mit Wolluſt Jeden, der ihr mißfiel, in Kerker und Tod ſtürzte. Nicht beſſer war ihre Freundin Antonina, die unwürdige Gattin Beliſar's, der freilich ſelbſt nicht den edeln Charakter beſaß, den man ihm in Folge ſeines Unglücks angedichtet hat. Und ſolche Perſönlichkeiten beherrſchten auch in der Folge das byzantiniſche Reich. Morde und Verſtümmelungen erledigten in der Regel den Thron. Eine der Theodora würdige Kaiſerin, Irene, die Wiederherſtellerin der durch ihre Vorgänger entfernten Bilder, ließ ihren eigenen Sohn mit Hilfe der Mönche überfallen und ihm die Augen ausſtechen, um ſtatt ſeiner regieren zu können. Später ſelbſt geſtürzt, wurde ſie nach ihrem Tode heilig geſprochen. Auch die Hauptſtadt war ſo geſunken, daß Luitprand, der Geſandte Kaiſer Otto I., von ihr ſagen konnte: ſie ſtecke voll Lug und Trug, Treubrüchigkeit, Hinterliſt, Raub, Habgier, Geiz, Eitelkeit und Ruhmſucht.

Von dieſem Charakter der Höfe machte übrigens ſelbſt der höchſte der abendländiſchen Chriſtenheit, derjenige der römiſchen Pontifices, zu oft wiederholten Malen keine Ausnahme. Bekannt genug iſt das ſchamloſe Treiben der Marozia im 10. Jahrhundert, deren Buhle, Sohn und Enkel nach einander zu Päpſten erhoben wurden, und ebenſo der beſtändige Kampf zwiſchen Gegenpäpſten, die einander gegenſeitig verfluchten, bekriegten und ſtürzten, — von der ſcheußlichen Erſcheinung eines Alexander VI. einſtweilen zu ſchweigen. Daß der ſchismatiſche Hof zu Avignon eine Höhle aller Laſter war, iſt durch Petrarca und Bocaccio hinlänglich bekannt.

„Qualis rex, talis grex“ ſagt das Sprichwort, und es läßt ſich trefflich auf das Leben des untergeordneten Klerus im Mittelalter anwenden, das übrigens unmöglich muſterhaft ſein konnte unter der Herrſchaft von Inſtitutionen, die an ſich ſchon eine Verläugnung der einfachſten moraliſchen Grundſätze ſind. Wir rechnen dahin das Einſiedler- und Kloſterleben, den Cölibat, die Beichte und die Faſtengebote.

Die wahre Moralität beſteht in der Freiheit, ſich zu ſeinem und der andern Menſchen Wohl ſelbſtthätig zu bewegen und Nutzen zu ſtiften. Dieſes iſt nur in der Geſelligkeit möglich, auf welche der Menſch durch die Natur ſelbſt angewieſen iſt, und zwar ſowol durch ſein geſchlechtliches Leben, als durch ſeine körperliche und geiſtige Nahrung. Eine Abſonderung einzelner Menſchen ſowol, als vereinigter Geſellſchaften desſelben Geſchlechtes von der übrigen Welt iſt daher natur- und vernunftwidrig; ſie verhindert den Menſchen, ſeine Eigenſchaften naturgemäß zu entwickeln und hält ihn ab, ſich vielſeitig zu bilden. Ein Gelübde der Armuth raubt ihm die Gelegenheit, gegen Andere wohlthätig zu ſein, ein Gelübde des Gehorſams macht

ihn zum willenlosen Werkzeuge Anderer, und ein Gelübde der s. g. Keuschheit entzieht ihm den veredelnden Umgang mit dem andern Geschlechte. Die Ehe allein erzieht zur Mäßigkeit und schützt vor Ausschweifungen, und ihre systematische Ausschließung ist daher auch eine Ausschließung der Mäßigkeit und ein Reiz zu Ausschweifungen. Die Geschichte der Einsiedler und Mönche bietet daher auch die größten Naturwidrigkeiten und Vernunftlosigkeiten dar und ist nichts als eine traurige Fortsetzung des Treibens der indischen Fakirs und der tibetischen Lamas. Oder was soll man sagen zu einem Simeon Stylites, welcher angeblich dreißig Jahre lang auf einer sechszig Fuß hohen Säule bei Antiochia zubrachte und sich damit unterhielt, die Arme auszustrecken und sich den Kopf gegen die Knie zu stoßen? Oder von Solchen, welche Gras fraßen gleich dem Vieh, oder, wie Antonius, sich niemals wuschen? Kein Wunder, daß diese Unglücklichen von den tollsten Phantasiegebilden und Spukgestalten gequält wurden und sogar mit dem leibhaftigen Satan zu verkehren wähnten! Ueber Dasjenige, was in den Klöstern gegen die Gebote der Moralität geübt wurde, wollen wir hinweggehen, da es schon genugsam anderswo berührt worden und bei aller Uebertreibung, die dabei stattgefunden haben mag, doch als im Grunde wahr konstatirt ist. Ebenso bedarf es auch keiner Nachweise, zu welchen Ungeheuerlichkeiten der Cölibat schon geführt hat. Die Beichte ist ferner an sich schon eine Ermunterung, das Sündigen leicht zu nehmen, da es ja so bequem wieder gut gemacht werden kann, und gibt den Ehegatten und Blutsverwandten Vorwände an die Hand, einander gegenüber Geheimnisse zu haben und sie nur mit dem Priester zu theilen. Die Fastengebote endlich legen es jedem Selbstdenkenden sehr nahe, daß sie die reinste Willkür sind und den Begriff des „Fleisches“ auf die widersinnigste Weise verkehren, indem sie Butter, Eier u. s. w. an manchen Orten dazu rechnen, die Fische aber nicht, und zugleich eine völlige Illusion des Begriffes „Fasten“ zur Folge haben, indem sie blos auf die Qualität, nicht aber auf die Quantität der Speisen Rücksicht nehmen. So ist es denn nicht zu verwundern, wenn wir aus den Kirchenvätern selbst erfahren, daß das positive Christenthum mit seinem geistlosen Formenwesen die Menschen nicht besser machte. Schon Cyprian klagte über die Habgier, den Stolz, den Luxus und das weltliche Trachten der Christen, selbst Geistlicher, und Clemens von Alexandrien geißelte die Laster einer üppigen und schwelgerischen Christengemeinde, und klagte über goldene und silberne Geräthe, glänzende Kleider, herrliche Gastmähler, vergoldete Sänften und Wagen, über Vögel, Affen und Schoßhündchen, die sich christliche Frauen hielten, statt Witwen und Waisen zu unterstützen, über Haufen von Sklaven, welche die Männer besaßen u. s. w.

Es wird vielfach dem Christenthum zur Ehre angerechnet, daß dasselbe den Menschenopfern ein Ende gemacht habe. Abgesehen davon, daß schon vor Einführung des Christenthums weder das Judenthum, noch

die perſiſche, noch die griechiſch-römiſche Religion wirkliche Menſchenopfer mehr kannten, indem höchſtens etwa zur Zeit der römiſchen Bürgerkriege der Name „Opfer“ zum Vorwande für Abſchlachtungen politiſcher Feinde genommen wurde, — iſt zu bedenken, daß es auf den Namen nicht ankommt. Allerdings kennt das Chriſtenthum Dasjenige nicht, was bei den ſemitiſchen Heiden und ſomit ſelbſt bei den Juden, ſo oft ſie in den Götzendienſt zurückfielen, dem Baal und Moloch, — was in Mexiko dem Huitzilopochtli geſchlachtet wurde, und der jetzige Katholik Daumer ſcheint ebenfalls eingeſehen zu haben, daß er einſt von krankhaften Phantaſiebildern geplagt wurde. Aber dennoch kennt das Chriſtenthum (nicht das reine, ſondern das poſitive, kirchliche) Menſchenopferungen genug, wenn auch nicht unter dieſem gehäſſigen Namen, d. h. es kennt der Fälle eine ſchwere Menge, in welchen mit Wiſſen und Willen der Kirche Menſchen um ihr Leben, oder wenigſtens um ihre Freiheit und ihr Lebensglück gebracht wurden. Zur letztern Art dieſer Fälle rechnen wir die wahnwitzigen Gelübde von Eltern, in Folge deren Söhne oder Töchter wider ihren Willen und ihre Neigung in die Kloſterzelle wandern und dort ihre Jugend in langſamem Hinſterben vertrauern mußten. Zu der erſtern Art aber (ob es die ſchmerzlichere und härtere ſei, daran zweifeln wir ſehr) gehören die maſſenhaften Hinmetzelungen in den Bekehrungs- und Religionskriegen und Kreuzzügen, und die Mordthaten der Inquiſition durch Beil, Scheiterhaufen und lebenslangen Kerker, ſowie die entſetzlichen Hexenproceſſe, — ein Ocean von Blut und Feuer, gegen welchen die Menſchenopfer der Heiden verſchwinden. Am Ende iſt es auch blos ein Euphemismus, wenn man ſtatt „Menſchenopfer“ zu ſagen beliebt: Auto da fé, d. h. Glaubensthat! Wie viel Millionen wurden nicht auf irgend eine Weiſe geopfert, um dem ſ. g. Glauben gerecht zu werden, wie deſſen ſich dazu aufwerfende Vertheidiger meinten? Wer will ſie zählen? Wer will zählen, wie viel Todesurtheile nach den Kapitularien des ſonſt wackern Karl des Großen gefällt wurden, in welchen ſolche angedroht waren: der Weigerung ſich taufen zu laſſen, der falſchen Angabe, getauft zu ſein, dem Rückfall in den heidniſchen Gottesdienſt, dem Fleiſcheſſen an Faſttagen? Wie viele Leben koſteten die Kriege Karls gegen die Sachſen, der deutſchen Ritter gegen die Preußen und Littauer, der Spanier gegen Mexiko und Peru, — alle unternommen theils allein um zu bekehren, theils um unter dem Vorwande der Bekehrung Gold und Silber zuſammenzuſcharren? Wie groß war die Zahl der Opfer, als der große Gründer der päpſtlichen Macht, Gregor VII., 1085 mit Hülfe der Normannen und — ſarazeniſcher Söldner (!) ſeine eigne ewige Stadt, die ihn in die Engelsburg eingeſchloſſen hatte, einnehmen ließ, wobei gemordet, geplündert, gebrannt, Nonnen und andere Weiber entehrt, Erwachſene und Kinder als Sklaven fortgeſchleppt wurden, eine Zerſtörung, wie ſie ſeit den Gothen und Vandalen nicht mehr vorgekommen? Wie viele Menſchen ſanken in den Kreuzzügen hin, — nicht einmal für die Verbreitung des

Christenthums, sondern für den bloßen Besitz eines Grabes? Auf den ersten Kreuzzug allein rechnet man eine halbe Million. Welch furchtbare Brand- und Blutlache verursachte die Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer, wobei Christen christliche Kirchen und christliche Frauen schändeten und eine Dirne auf den Patriarchenstuhl setzten, — und wovon die Beute zwischen Venedig und — dem Papst getheilt wurde! — eine weit scheußlichere That als die Eroberung derselben Stadt durch die Türken? Wie wüthete der Kreuzzug gegen die Albigenser und jener gegen die Stedinger? Wüthende Pfaffen selbst führten die Mordbanden an, und in einer einzigen Kirche zu Beziers wurden 7000 Menschen hingemordet, in der ganzen Stadt 20,000. Wie viel Blut kosteten die im alleinigen Interesse des päpstlichen Stuhles geführten grausamen Kriege eines Cäsar Borgia und anderer Condottieri? Wie viele Menschen wurden ferner verbrannt durch die teuflische Anordnung der Inquisition, welche Innocenz III. 1215 auf der vierten Synode des Lateran, und wie viele durch die noch verheerenderen Hexenprocesse, welche Innocenz VIII., der Vater 16 unehelicher Kinder, 1484 durch die Bulle: Summis desiderantes affectibus einführte? Wir werden später Gelegenheit haben, diese beiden Schandflecken der Menschheit: die Verfolgung abweichender Meinungen, und die Verdammung nicht existirender Vergehen, — ausführlich zu behandeln und zu zeigen, wie die Kirche zu deren Beseitigung keinen Finger rührte, sondern diese Arbeit der verhaßten Aufklärung überließ, ohne welche sie noch jetzt bestehen würden.

Zur Einwirkung des kirchlichen Systems auf die **socialen** Verhältnisse übergehend, müssen wir zuerst der landläufigen Meinung entgegentreten, als ob durch das Christenthum die Wohlthätigkeit erst geschaffen worden wäre. Das griechische Alterthum hatte vielmehr bereits wohlthätige Anstalten, über die wir nur der längst verflossenen Zeit wegen nicht hinlänglich unterrichtet sind. Das aber ist gewiß, daß die Tempel des Aeskulap regelmäßig auch Krankenhäuser waren, in welchen die Kranken Aufnahme und ärztliche Pflege fanden. Im christlichen Mittelalter finden wir zwar statt dessen Hospitäler, welche aber durchaus ohne sachkundige Aufsicht unter geistlicher Leitung standen; und wie es daher mit der ärztlichen Pflege beschaffen war, wissen wir bereits aus der oben angeführten Seltenheit christlicher Aerzte. Der jüdischen Heilkünstler aber waren nicht so Viele, daß sie für das Bedürfniß der ganzen Christenheit ausgereicht hätten, und so mußte man sich mit den so beliebten Reliquien- und Wunderkuren behelfen. Was dann die Armen betrifft, so wurden ihnen im alten Griechenland regelmäßige Geld- und in Rom Getreidespenden zu theil, an letzterm Orte auch wiederholt Aecker vertheilt, freilich ohne bestimmtes Princip, doch nicht ohne Aufsicht des Staates, während wir aus dem christlichen Mittelalter keine andere Art der Armenunterstützung kennen, als Almosengeben durch die Hand der Geistlichkeit, wobei jedenfalls auf den Grad der Gläubigkeit Rücksicht genommen wurde, — und sich uns

das widerwärtige Bild hungrigen, zerlumpten Volkes vor eines reichen, praſſenden Kloſters Pforte darbietet, aus welcher ihm (faktiſch!) die Reſte von Speiſen aller Art, in dasſelbe Gefäß zuſammengeworfen, wie den Thieren herausgereicht werden. Das Mittelalter gab nur Almoſen, weil dies als religiöſe Pflicht galt, — nicht aus Mitgefühl mit den Armen; es nährte daher nur die Bettelei, — es half der Armuth nicht ab, welche im Gegentheile ſtets zunahm, um in der neuern Zeit zum ſocialen Schreckbilde heranzuwachſen. Ein mehr oder weniger vollſtändig geordnetes Armenweſen, welches weder Alterthum noch Mittelalter kannte, hat erſt die „gottloſe“ und aufgeklärte neuere Zeit mit wohleingerichteten Anſtalten und Verſuchen der Vertheilung von Arbeit, ſtatt des Almoſens, ins Leben gerufen, was uns ſpäter näher beſchäftigen ſoll.

Ein anderes Selbſtlob des poſitiven Chriſtenthums iſt die Verbreitung der Civiliſation unter rohen Völkern. Unter Civiliſation kann nichts Anderes verſtanden werden, als die Ueberwindung des Jäger-, Fiſcher- und Nomadenlebens, das Wohnen in feſten Sitzen und die Beſchäftigung mit Ackerbau, Gewerbe, Handel, Kunſt und Wiſſenſchaft. In denjenigen Ländern nun, welche zum römiſchen Reiche gehörten, alſo im Oriente, in Griechenland, Italien, Spanien, Gallien, Südweſt-Deutſchland und dem ſüdlichen Britannien herrſchte, was hoffentlich nicht nachgewieſen zu werden braucht, eine bedeutende Civiliſation ſchon vor der Einführung des Chriſtenthums; dasſelbe konnte alſo hier, als es römiſche Staatsreligion wurde, keine Civiliſation bringen, und wenn auch die Völkerwanderung Vieles zerſtörte, was nachher wieder hergeſtellt werden mußte, ſo war dieſe Herſtellung nicht Verdienſt der Kirche, die ja vorher ſchon herrſchte, ſondern einfaches Gebot der Selbſterhaltung. Deutſchland nördlich von der Donau und rechts vom Rhein, welches nicht zum römiſchen Reiche gehörte, war nach Tacitus bereits zu heidniſcher Zeit angebaut und fruchtbar; es beſtanden umzäunte Höfe, ja ſogar Dörfer und Städte, und die Bewohner übten Poeſie und Muſik, beſangen die Thaten ihrer Vorfahren und hatten ein ausgebildetes Rechtsſyſtem, nach welchem das weibliche Geſchlecht eine geachtete Stellung einnahm, was immer ein Zeichen bedeutender Civiliſation iſt. Was hatte da das Chriſtenthum zu bringen? Es brachte nichts als einen andern Glauben und mit dieſem furchtbaren Streit und Hader um Glaubensſachen. Karl der Große führte es unter den Sachſen mit Mord und Verwüſtung ein, und ſo ſpäter der deutſche Orden in Preußen und Littauen. Wenn nun die Chriſten dieſe Verwüſtungen wieder gut machten, war dies ein Verdienſt und nicht vielmehr bloße Pflicht? Ebenſo traf das Chriſtenthum in Skandinavien bereits civiliſirte Zuſtände an. Die altnordiſche Religion war keine rohe, kannte keine Menſchenopfer, und die nordiſchen Recken beſaßen bereits eine im höchſten Grade ausgebildete Sprache, wie Ulfilas' Bibel zeigt, eine vollſtändige Schrift (die Runen), und eine ganz achtungswerthe Literatur von Sagen und Geſchichten (Edda

u. s. w.); auch waren sie in der Schifffahrt sehr erfahren. Es fehlte allen diesen Völkern, die nicht zum römischen Reiche gehört hatten, nichts zur Civilisation, als eine forschende Wissenschaft; daß aber das Christenthum selbst keine solche hervorbrachte, haben wir bereits gesehen.

Wir wollen jedoch damit nicht behaupten, daß das Christenthum gar keine civilisatorischen Verdienste erworben habe. Eine so arge Entstellung des reinen Christenthums das kirchliche war, so konnte es doch nicht alle Keime des erstern überwuchern, und diese Keime haben vor Allem viel Gutes gestiftet in Schottland und Irland, wo auf geheimnißvolle Weise, nicht von Rom aus, sondern schon vor der Begründung der päpstlichen Oberherrschaft, ein reineres Christenthum Eingang fand, das freilich in der Folge dem römischen System unterliegen mußte. Und irische Sendboten waren es auch, welche auf dem Festlande sich durch ihre eigenen Missionen und durch die Stiftung von nachher theilweise civilisatorisch wirkenden Klöstern als die Stifter vieler guter Einrichtungen erwiesen.

Doch was will dieses kleine Häuflein der Iren sagen gegenüber den großartigen Kultur-Gebäuden, welche durch das Christenthum zerstört und nicht ersetzt worden sind? Hierher gehört: 1) die antike Kultur, 2) die Kultur der Mauren in Spanien, und 3) die Kultur von Mexiko und Peru. Weniger bedeutend, doch in ihrer Art nicht ohne großen Werth sind die ebenfalls durch das Christenthum zerstörte altnordische (skandinavische, skaldische) und altkeltische (gallisch-britische, druidische, bardische) Kultur, welche wir daher hier außer Betracht lassen, da sie uns doch wenigstens eine Edda und einen Ossian hinterlassen haben, wie nicht minder die noch unentwickeltere finnische Kultur eine Kalewala. — Das Christenthum hat die antike Kunst und Wissenschaft vernichtet, und an die Stelle der erstern, abgesehen von der ihm eigenthümlichen Musik, nur eine steife Figurenfabrik, an die Stelle der letztern ein Grübeln über ewig unerforschbare Fragen gesetzt. Die durch die Völkerwanderung zerstörten römischen Städte, Straßen, Bäder u. s. w. ließ es in Trümmern liegen, und Jahrhunderte gab es in Europa, außer den verhältnißmäßig wenigen Straßen, die Karl der Große bauen ließ, — keine ordentlichen Verkehrsmittel; von Bädern war gar keine Spur mehr, und die Bevölkerungen verkamen im Schmutze. Schifffahrt wurde, mit Ausnahme der heidnischen Normannen, beinahe gar keine betrieben, ehe die italienischen Republiken ihre Macht entwickelten und der Kompaß es den Portugiesen ermöglichte, sich in das Weltmeer hinaus zu wagen, — und die Ursachen dieses Fortschrittes waren gewiß keine kirchlichen.

Unter den Arabern und Mauren in Spanien hatte Cordova mehr als eine Million Einwohner, gut beleuchtete Straßen von zusammen zehn Meilen Länge, während es im 15. Jahrhundert in London noch keine einzige Straßenlaterne gab, und gut gepflasterte Straßen, deren sich Jahrhunderte

später Paris noch nicht rühmen konnte. Mit Cordova wetteiferten Sevilla, Granada und Toledo; sie besaßen reichgeschmückte Paläste, Orangerien, Parke, Fontänen, Fischteiche, zoologische und botanische Gärten, Heiz- und Ventilationsapparate, Bäder und Bibliotheken. All' dies zerstörten die christlichen Spanier, und zwar ausdrücklich im Namen des Christenthums, und — ließen es in Ruinen liegen. Noch jetzt haben Cordova, Sevilla und die übrigen ehemals maurischen Städte nicht den vierten Theil der Bevölkerung erreicht, welche sie damals hatten. Der Rest fiel einem finstern, fanatischen Glauben zum Opfer, mittels gezwungener Auswanderung und des fluchbeladenen Scheiterhaufens!

Mexiko strotzte vor der europäisch-christlichen Eroberung von Gold und Silber, hatte schriftliche Gesetze, ein geordnetes Eheweſen, keine Sklaverei, eine astronomisch geordnete Zeitrechnung, Sonnenuhren, mathematische Instrumente, Kenntniß von der Kugelgestalt der Erde, Spitäler und Aerzte, vervollkommneten Ackerbau, ausgezeichnete Industrie und bedeutenden Handel, Musik und Theater, und schön gebaute Tempel und Paläste, und dabei eine in ihren Ceremonien der katholischen sehr ähnliche Religion, doch leider mit Menschenopfern. Letztere ersetzten die Christen durch die Autos da fé; die mexikanische Literatur aber verbrannten sie, zerstörten Tempel und Paläste, bauten die Städte nur theilweise wieder auf, stürzten das Volk in Sklaverei, ließen es, einmal mit der Taufe versehen, in Unwissenheit aufwachsen, vernachlässigten Industrie und Ackerbau und waren blos auf die Ausbeutung der Gold- und Silberbergwerke bedacht. Peru hatte ähnliche vorchristliche Zustände wie Mexiko, und außerdem großartige Kanäle und Aquädukte zu Gunsten des Ackerbaus, ausgezeichnete Straßen über die höchsten Pässe der Cordilleren mit Stützmauern, Brücken und Meilensteinen, Eilposten, einen aufgeklärten Sonnendienst und — keine Menschenopfer. Die Spanier, welche gekommen waren, das Christenthum zu verbreiten, zerstörten Alles, selbst die Sternwarten, die sie für — Zauberei hielten, und die herrlichen Straßen, und schenkten den Peruanern dafür — die Inquisition! Straßen gibt es noch jetzt im ehemals spanischen Amerika beinahe keine.

Ferner rühmt sich die Kirche der Ausrottung der Sklaverei, — doch ebenfalls mit sehr großem Unrechte. Wir haben bereits gesehen, daß nach dem Zeugnisse von Kirchenvätern die Christen ebenfalls noch Sklaven besaßen. Wir geben zu, daß die Kirche dazu beigetragen hat, dieser Sklaverei ein Ende zu machen, weil eben die Grundsätze des reinen Christenthums, die vom positiven nicht geradezu verläugnet werden durften, es verlangten. Aber sie hat dieses Verdienst wieder aufgehoben, indem sie zu Gunsten ihrer Klöster und Stifte in Gemeinschaft mit dem Feudaladel die Leibeigenschaft in's Leben rief, welche z. B. das nicht wegzuläugnende Jus primae noctis im Gefolge hatte und aus diesen und anderen Gründen vom moralischen Standpunkte nicht im Mindesten besser ist als die Skla-

verei. Aber auch von der Befleckung mit letzterer sind die gläubigen Christen nicht frei geblieben. Vielmehr wurden die vorher freien oder wenigstens unter freiwillig gewählten Herren lebenden Urbewohner Amerika's durch die Spanier zu Sklaven gemacht. Und als sie die Sklavenarbeit nicht ertragen konnten, dabei aufgerieben wurden und vollständiger Vernichtung entgegengingen, da waren es wieder Spanier, welche, und zwar auf Betrieb eines Geistlichen, die Negersklaverei einführten, die seitdem an Gräueln alle Sklaverei des Alterthums weit hinter sich gelassen hat und durch die verschrieene Aufklärung abgeschafft werden mußte.

Auch wird die Kirche oft als Beschützerin politischer Freiheit dargestellt. Sie war dies, oder schien es zu sein, wo sie damit einen Schlag gegen ihr feindliche Monarchen, z. B. gegen die deutschen Kaiser, führen konnte. Wo es aber in ihren Kram nicht paßte, da trat sie auch ungescheut gegen die Freiheit auf. Innocenz III. verdammte 1215 die Stütze der Freiheit Englands, die Magna Charta, erklärte sie als schmählich, schlecht, null und nichtig, und verfluchte den König Johann, wenn er sie beobachten würde. Und als Kaiser Friedrich II. in Sicilien Ständekammern errichtete, dem Adel und der Kirche gleiche Pflichten auferlegte wie dem Volke und diesem gleiche Rechte wie jenen, allen Bekenntnissen Duldung gewährte, die Leibeigenschaft aufhob, die Blutrache untersagte, und in Neapel eine Universität und wissenschaftliche Sammlungen errichtete, da verdammte Papst Gregor IX. Alles mit einander, weil darin die Duldung Ungläubiger mit inbegriffen war. Auch ist nicht zu vergessen, daß unter allen Staaten des Abendlandes bis auf den heutigen Tag der Kirchenstaat stets die unfreieste oder vielmehr gar keine Verfassung besaß.

Endlich soll das Christenthum die Menschheit zum Bewußtsein ihrer Einheit gebracht und die nationalen Abschließungen zu Gunsten des Kosmopolitismus gebrochen haben. Es ist dies ein Irrthum. Schon das ausgebreitete Netz von Kolonien, welches die alten Griechen herstellten, machte der nationalen Abschließung Aegyptens und anderer Länder ein Ende, und nannte nur Jene Barbaren, welchen Kunst und Wissenschaft unbekannt blieben, ohne ihnen die Erwerbung dieser Bildungsmittel zu verwehren. Ebenso betrachteten die Römer mit der Ausbreitung ihres Reiches keine Bewohner desselben mehr als Fremde und ermöglichten Allen die Erwerbung des römischen Bürgerrechtes. Schon dies war ein Kosmopolitismus, und zwar ein weitherzigerer als jener des Mittelalters, welcher Mohammedaner und Juden konsequent von der Seligkeit und von allen bürgerlichen Rechten ausschloß und die Leibeigenen kaum als Menschen anerkannte, die Ketzer aber geradezu ausrottete. Erst die verabscheute Aufklärung der Neuzeit hat einen wahren, weil von allen Glaubensformen unabhängigen Kosmopolitismus geschaffen, dessen Keime allerdings im reinen Christenthum enthalten, durch die Kirche aber stets unterdrückt worden sind.

Aus dem in diesem Abschnitte Dargelegten geht nun nach unserer Ansicht folgende These hervor:

> Das positive, d. h. das durch die Kirchenväter, Concilien und Päpste zu einem dogmatischen System verarbeitete Christenthum hat die antike Kultur aufgelöst, — dafür aber keinen Ersatz geleistet und mithin erst einen jähen Rückschritt und darauf einen tausendjährigen Stillstand in der geistigen Entwickelung Europa's herbeigeführt.

Es ist dies eine Bestätigung der von uns oben (S. 35. 36) kurz dahin präcisirten Aeußerung Buckle's, daß die Religion nicht Ursache, sondern Wirkung gewisser Stufen der Civilisation sei. Der anscheinende Widerspruch zwischen dieser Aeußerung und unserer These wird sich durch die versprochene nähere Ausführung, die wir nun geben, leicht lösen lassen. Der Ausspruch Buckle's ist nämlich die Regel, welche blos in dem Falle eintritt, wenn ein Volk „sich gänzlich selbst überlassen ist". Alle anderen Fälle sind Ausnahmen und Abnormitäten. Wir haben bei den Chinesen, Aegyptern, Juden, Indern, Persern und Griechen, — Völkern, welche sich selbst überlassen waren, gesehen, daß sich bei ihnen stets eine Religion ausbildete, welche die Konsequenz ihrer Geschicke, Anschauungen und Zustände war, und sich stets veränderte, wenn das betreffende Volk eine andere Art und Weise der Weltanschauung gewann. Die Chinesen z. B. konnten nur eine nüchterne, moralisirende Religion annehmen; die Juden, welche eine fortgeschrittene Religion aus Aegypten gebracht hatten, fielen bei jeder Berührung mit fremden Völkern wieder in den Götzendienst derselben zurück; die Inder vertauschten, nachdem sie neue Wohnsitze eingenommen und sich eine Priesterkaste unter ihnen gebildet hatte, ihre alte Naturreligion mit einer philosophischen. Die schönheitdurstigen Griechen schufen sich eine künstlerische Religion, und die Philosophen unter ihnen eine spekulative. —

Ganz andere Resultate treten aber ein, wenn eine „Einmischung von Außen stattfindet", d. h. wenn einem Volke oder mehreren Völkern eine Religion von Außen aufgedrängt wird, sei es durch Gewalt der Waffen oder durch die Beredsamkeit und Energie von Missionären. Dies war der Fall mit den drei universellen (nicht blos nationalen) Religionen, welche die Welt bisher gesehen hat, — der buddhistischen, christlichen und mohammedanischen. In diesem Falle tritt eine Störung in der Entwickelung des betreffenden Volkes ein; die Uebereinstimmung zwischen seinem religiösen Glauben und der Kulturstufe, die es erreicht hat, ist aufgehoben, es wird an dem Werthe Dessen, was es bisher in Kunst und Wissenschaft geleistet hat, irre, glaubt in allen Kulturzweigen anders verfahren zu müssen, als bisher, und geräth hierdurch in Stillstand, ja sogar in Rückschritt. In

verstärktem Maße muß diese Krise eintreten, wenn die neue Religion, welche sich das betreffende Volk hat aufdrängen lassen, eine unduldsame ist, an gewissen Glaubenssätzen unter allen Umständen festhält und alle von denselben Abweichenden verdammt. Unter solchen Verhältnissen muß natürlich jede geistige Thätigkeit, auf welche der Vorwurf der Abweichung vom Glauben Anwendung findet, durch die Autorität, welche sich die Priester der neuen Religion zu verschaffen wissen, — vernichtet werden. Für diese Vernichtung kann es aber keinen Ersatz geben, so lange der fremde Geisteszwang dauert; denn eine Religion an sich ist im Gebiete der Wissenschaft nicht schöpferisch, weil der Glaube alles Wissen unter seine Aufsicht zu nehmen die Prätension hat, davon nur duldet was ihm unschädlich, und verdammt, was ihm schädlich scheint. Die Kunst aber wird von der Kirche nur zu ihren Zwecken benützt; selbst künstlerisch wirken kann nur das Genie, und dieses läßt sich nicht modeln, noch dressiren.

So hat denn z. B. der Buddhismus die Entwickelung China's, welche ohnehin aus schon erwähnten Gründen zur Stabilität neigt, gestört und ihr den geringen Grad von Fortschritt, den sie vielleicht mit Kong-fu-tse's Lehren noch gemacht hätte, abgeschnitten. So hat der Mohammedanismus in Persien die Zoroaster'sche Kultur vernichtet und ihr keine neue dafür gebracht; denn was die mohammedanischen Perser geleistet, selbst die gefeierte Epik eines Firdusi und die liebliche Lyrik eines Hafis, sind im Grunde blos arabische Ableger in persischer Sprache. So hat das Christenthum die Entwickelung, welche die skandinavische, britische, gallische und andere Civilisationen ohne dasselbe gewonnen hätten, plötzlich gehemmt, nach und nach vernichtet und jene Nationen zum Stillstande gebracht.

In diesem Stillstande nun verharrten jene Nationen, welche entweder einer untergeordneten Race angehörten oder die Luft eines extremen Klimas einathmeten oder in einem vom Weltverkehr abgeschlossenen Lande wohnten. Jene Völker dagegen, welche sich edler Race, gemäßigten Klimas und gegliederter Länder erfreuen, laborirten zwar lange an der neuen Religion, die sie nicht freiwillig angenommen hatten, und suchten sie erst einmal ihrer Gemüthsart und Kulturstufe anzupassen. Die südlicheren, phantasievollen unter ihnen gesellten ihrem Gotte oder eigentlich ihren drei Göttern noch eine Göttin (Maria) und einen Hofstaat männlicher und weiblicher Halbgötter (Heiligen) bei, während die nördlicheren, verständigeren, meistens leicht für die Reformation zu gewinnen waren. Endlich aber genügte ihnen diese mythologisch-theologische Spielerei nicht mehr, und ihre ethnographisch und klimatisch angeborenen Anlagen hießen sie weiter schreiten und in der durch ihre Nationalität gebotenen Modifikation an jener großen Bewegung Theil nehmen, welche sich zugleich in einer Opposition gegen die aufgedrängten Glaubenslehren, und in einer Schöpfung neuer, von Glaubensformen unabhängiger Phasen der bildenden Kunst, der Poesie, der Wissenschaft und des ethischen Wirkens äußerte.

Dieſe glorreiche Bewegung nun, von ihren erſten Spuren im ſpätern Mittelalter an, durch ihre verſchiedenen Stadien bei den verſchiedenen Völkern zu verfolgen und ihre bisherigen Reſultate darzuſtellen, iſt der Zweck des Buches, das der Verfaſſer über die Kulturgeſchichte der neuern Zeit zu ſchreiben gedenkt, deſſen Einleitung die bisherigen Abſchnitte bilden und deſſen Inhalt der folgende Abſchnitt ſkizziren ſoll.

10. Die moderne Kultur.

Die Kulturgeſchichte der neuern Zeit oder die Geſchichte der modernen Kultur hat kein beſtimmtes Ereigniß, kein einzelnes Jahr zum Ausgangspunkte; denn der Kampf, der ihren Inhalt bildet, erwachte nicht auf einmal, ſondern entwickelte ſich mühſam und allmälig aus verſchiedenen Elementen, die, urſprünglich von einander unabhängig, nach und nach abſichtslos zuſammenwirkten, um das ſtolze, aber hohle Gebäude der Geiſtesdeſpotie, das Europa in Feſſeln darniederzuhalten wähnte, zu untergraben.

In einzelnen Zweigen der Kultur nun erwachte der Geiſt des Widerſtandes gegen das ſtreng kirchliche, die Forſchung niederdrückende Syſtem ſehr früh, in anderen ſpäter, und ſo auch in einigen Ländern früher als in anderen. Die erſten Spuren desſelben dürften ſchon in den „ketzeriſchen“ Regungen des zwölften Jahrhunderts zu finden ſein, und zuvörderſt wol in dem Auftreten Arnolds von Brescia, welchem bald die Albigenſer, Katharer, Waldenſer, Stedinger und andere Sekten, ſowie die merkwürdige geheime Häreſie des Tempelordens folgten, jedoch nur zu ſchnell unterdrückt wurden, und deren Wirken im Ganzen theils unbeachtet vorüberging, theils wenigſtens für die Zukunft keine Früchte trug. Ebenſo finden ſich leuchtende Blitzfunken oppoſitionellen Geiſtes in den Sirventen und Tenzonen der provençaliſchen Literatur, ſowie in der deutſchen Heldendichtung des ſchalkhaft-kühnen Gottfried von Straßburg und in den göttlich-derben Sprüchen eines Vrigedank. Ein nachhaltig wirkendes und für die Zukunft fruchtbares Erwachen aus dem mittelalterlichen Geiſtesſchlummer fand aber erſt ſtatt durch den prachtvollen Sonnenaufgang der italieniſchen Nationalpoeſie mit Dante und der italieniſchen Malerei mit Cimabue und Giotto, am Anfange des 14. Jahrhunderts, wodurch ſich dieſe beiden Künſte für immer aus dem beengenden Formenzwange des Byzantinismus und der Scholaſtik losrangen. Es dauerte indeſſen geraume Zeit, bis auch in anderen Ländern und anderen Kulturzweigen ein ebenſo dauerhaftes Erwachen ſtattfand; und dies war zunächſt der Fall in der Begründung wirkſamer Verſuche einer Reformation der Kirche durch Wicliffe im 14., durch Hus und Hieronymus am Anfange des 15. Jahrhunderts, in deſſen Mitte dann, wie mit einem elektriſchen Schlage, die ganze hervorragende Geiſteswelt Europa's gerüſtet da ſtand, ihre Pflicht zu thun und ſich herauszuringen

aus der mittelalterlichen Verſumpfung. Die Ereigniſſe, welche zu dieſer Kriſe den letzten, entſcheidenden Anſtoß gaben, waren die Erfindung der Buchdruckerkunſt, welche dem Mönchthum den Todesſtoß gab (1440) und die Eroberung Konſtantinopels durch die Türken (1453), welche das erneuerte Studium des klaſſiſchen Alterthums endlich vollſtändig in das Abendland verſetzte und hiedurch der läſtigen Vormundſchaft der Theologie über die wirklichen Wiſſenſchaften ein Ende machte.

Seit dieſem allgemeinen Eindringen eines neuen, freien, kühnen Geiſtes in das Gebiet der Chriſtenheit und der europäiſch-ariſchen Race übernahm endlich die letztere die Rolle, welche im Mittelalter die Araber und Juden geſpielt, jedoch nach kurzer Zeit wieder aufgegeben hatten, — diejenige der freien Forſchung. Dieſe unſchätzbare Thätigkeit nun bildet den Hauptinhalt der Kulturgeſchichte neuerer Zeit, um welche ſowol die übrigen Aeußerungen eines freien Sinnes, als die immer wieder auftauchenden Verſuche, ihn zu unterdrücken, ſich gruppiren.

Die Geſchichte dieſes Ringens widerſtrebender Elemente zerfällt für uns in drei Perioden:

1. in die Periode des Erwachens,
2. in diejenige des Kampfes und
3. in diejenige des Sieges.

Die erſte Periode enthält das Auftauchen des Geiſtes ſelbſtändiger künſtleriſcher, wiſſenſchaftlicher und ethiſcher Thätigkeit in den verſchiedenen Kulturzweigen ſowol als in den verſchiedenen Ländern, und ſeine bald glücklichen, bald mißlungenen Verſuche, ſich gegenüber dem Geiſte der Unterdrückung geltend zu machen, wozu ſie jedoch noch nirgends gelangen, indem das Ziel, das durch ſie erreicht ſchien, nämlich jenes der Reformation, ein illuſoriſches war und nur neben der alten dogmatiſchen Tyrannei des lebendigen Papſtes diejenige eines papierenen ſchuf, welche beiden ſich nun auf Tod und Leben bekämpften, ohne den Geiſt der freien Forſchung zu ſeinem göttlichen Rechte gelangen zu laſſen. Die Periode beginnt, wie bereits erwähnt, zu verſchiedenen Zeiten und reicht bis dahin, wo der unglücklichſte Weg, in den ſich der Kampf der Geiſter verirren konnte, nämlich jener der Religionskriege, ſein Ende erreicht, nämlich um die Zeit des weſtfäliſchen Friedens in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

Die zweite Periode bringt den rein dogmatiſchen Streit endlich zum Schweigen und verſchafft dem Geiſte der Freiheit die erſehnte Möglichkeit, in ſeinem eigenen Namen, und emancipirt von läſtiger Vormundſchaft, auf den Kampfplatz zu treten, auf dem er ſich endlich mit Nachdruck und Kraft, unter dem viel mißbrauchten Namen der Aufklärung zu behaupten weiß. Sie ſchließt mit dem Ereigniſſe, das dieſes Reſultat zur definitiven Gewißheit brachte, — mit der franzöſiſchen Revolution.

Die dritte Periode zeigt das entſchiedene Vorwalten des Geiſtes der Aufklärung über jenen der Unterdrückung und die vergeblichen Verſuche

des letztern, ſich von ſeinem tiefen Falle wieder zu erheben, welche den erſtern nur wieder zu neuen Aeußerungen der Kraft, die in ihm lebt, bewegen. Sie dauert noch gegenwärtig fort; ein Abſchluß iſt noch nicht vorauszuſehen, und ſie muß daher nothgedrungen mit den jüngſten kulturhiſtoriſchen Erſcheinungen abgebrochen werden.

a. Die Periode des Erwachens.

Die erſten Zuckungen des Kampfes, welchen der Geiſt der Freiheit gegen die vom aufgedrängten Kirchenthum über Europa verhängte Geiſtesdeſpotie unternahm, waren in Italien bemerkbar, und zwar zu einer Zeit, da die dortigen Republiken eben nach und nach ehrgeizigen und habſüchtigen Tyrannen unterlagen und unter der Zuchtruthe gewiſſenloſer Condottieri ſeufzten, als ſich in Mailand die Sforza, in Florenz die Medici des Regimentes bemächtigten, die Ariſtokratie des goldenen Buches von Venedig immer ſtarrer, Neapel immer mehr eine ſpaniſche Provinz wurde und der Papſt von ſeiner mittelalterlichen Stellung als Stellvertreter Gottes und Herr der Chriſtenheit zu einem bloßen italieniſchen Fürſten herabſank, der es trieb wie ſeine weltlichen Mitbrüder. Es war eine troſtloſe Zeit für die Italiener, die durch ihre vorangegangenen heftigen Parteikämpfe zwiſchen Welfen und Ghibellinen, Schwarzen und Weißen u. ſ. w. allzu ſehr ermüdet und entnervt waren, als daß ſie einen Kampf gegen das ihr Land überwuchernde Tyrannenthum hätten wagen können und dürfen. Aber ihr Geiſt war zu lebendig, als daß er nicht für die verlorene politiſche Thätigkeit einen Erſatz hätte ſuchen ſollen. Und für dieſen bot ſich, durch ein eigenthümliches Zuſammentreffen mehrfacher Umſtände, Stoff zur Genüge dar.

Einer dieſer Umſtände war die geſunkene Macht des Papſtthums, deſſen Inhaber wenigſtens den Schein des frühern Glanzes der dreifachen Krone aufrecht zu erhalten ſtrebten, ihr Hauptaugenmerk aber auf das zeitliche Wohl ihrer Kinder und Nepoten und auf die Vergrößerung ihrer weltlichen Herrſchaft richteten, zu welchem Zwecke ſie kein Mittel der Ungerechtigkeit gegen ihre Nachbaren und Landsleute ſcheuten. Die Sittenloſigkeit, welche dabei ein Alexander VI., die vollſtändige Vernachläſſigung geiſtlichen Berufes, welche ein Julius II., und die nackteſte Glaubensloſigkeit, welche ein Leo X. zur Schau trugen, brachten die päpſtliche Würde in ſolchen Mißkredit, daß das reformatoriſch-patriotiſche Auftreten eines Savonarola allgemeine Begeiſterung hervorrief, während der bald darauf folgende diaboliſche Vorſchlag eines Machiavelli, dem politiſchen Elende Italiens durch eine furchtbare Deſpotie ein Ende zu machen, von den Zeitgenoſſen nicht beachtet wurde, um dafür nach Jahrhunderten gewiſſenhafte und gelehrige Schüler zu erhalten.

Ein anderer Umstand, der die Gemüther der Italiener beschäftigte, war das seit dem 14. Jahrhundert aufgetauchte Interesse an Kunst und Wissenschaft, und zwar sowol an derjenigen des untergegangenen Griechenland und Rom, als an der nationalen des eigenen Landes. Die Wiederherstellung des Studiums der antiken Kunst und Literatur ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Kulturgeschichte, indem sie eines der wirksamsten Mittel war, die Europa aufgedrängte und für diesen Erdtheil nicht passende orientalische Dogmatik des positiven Christenthums von ihrem Throne der Alleinherrschaft zu stürzen und durch die Verlassenschaft einer in Europa selbst, aus dem Geiste eines ächt europäischen Volkes, entsprungenen Kultur zu ersetzen, deren ewig junge Geistesfrische sie geeignet macht, kommenden Generationen auf unabsehbare Zeiten hinaus, als unversiegbare Quelle der Belehrung und Erquickung zu dienen.

Die ersten Pfleger des nach langem Schlummer wieder entdeckten Dornröschens der klassischen Literatur in Italien waren zugleich die Väter der italienischen Nationalliteratur, — Dante, Petrarca und Boccaccio, und zugleich die Urheber der ersten Geiselhiebe gegen das verderbte Papstthum, das der Erste mit homerischen Farben in seiner Hölle braten ließ, der Zweite mit entrüsteten Zornesversen niederschmetterte, der Dritte mit der ätzenden Lauge seines Spottes überschüttete. Der Anstoß, den sie der klassischen Literatur gegeben, war jedoch der mächtigste unter jenen dreien, — er fand vorläufig den lautesten Wiederhall. Gegen die Türken um Hülfe flehende und nachher vor brutaler Gewalt fliehende gebildete, wenn auch nicht gerade schöpferische Griechen brachten nach Italien die dort unbekannt gewordenen Zierden des alten Hellas und lehrten dessen kräftige Sprache vor dem nur an sanfte Laute gewohnten italischen Ohre, — Chrysoloras an ihrer Spitze. Was die entarteten Klöster während langer Unterbrechung ehemaliger gelehrter Thätigkeit vermodern lassen oder mit Psalmen überschrieben hatten, entstieg jetzt den finsteren Gewölben und trat durch die Hand wissenschaftlich unterrichteter Buchdrucker an das Tageslicht. Es wurde bei Alt und Jung, bei Männern und Frauen Mode und guter Ton, Griechisch und Lateinisch zu lernen und die herrlichen Alten zu lesen, — und die durch kaufmännisches Glück und politischen Einfluß reich und mächtig gewordenen Mediceer, besonders Cosmo und sein Enkel Lorenzo, suchten ihren höchsten Ruhm darin, jenes Streben zu unterstützen und zu befördern, damit den mittelalterlich-dogmatischen Rückschritt und Stillstand gründlich zu überwinden und sich wieder auf den rein menschlichen Standpunkt religiöser Unbefangenheit zu erheben, den die klassische Literatur eingenommen hatte. Während jedoch dieses Streben das hohe Verdienst sich erwarb, durch Entdeckung des wahren, unverfälschten Aristoteles das fruchtlose Treiben der Scholastiker als eitle Wortzänkerei um Nichts zu entlarven und den Wahn alleinseligmachender Dogmen und einer solchen Kirche nachhaltig zu erschüttern, blieb auch die neue Richtung der Huma-

niſten, wie ſich die Verehrer der antiken Welt bezeichnend nannten, von bedenklichen Verirrungen nicht verſchont und verlor nach und nach, trotz der ihr durch Papſt Leo X. gewordenen hohen Protektion, ihren Reiz in Folge ihres Mangels an Popularität und an eigner Produktivität.

Längern Beſtand hatte die Humaniſtik in Deutſchland, wohin ſie durch Vermittelung Italiens gedrungen war. Hier hatten im 14. Jahrhundert die neuen Univerſitäten ein ſeit dem Verfalle der Klöſter unbekanntes wiſſenſchaftliches Leben in die Nation gebracht; doch vor der Hand waren ſie blos Pflanzſtätten der Scholaſtik. Die erſte Oppoſition gegen dieſelbe ging von der in Holland entſtandenen myſtiſchen Sekte der „Brüder vom gemeinſamen Leben“ aus, welcher der durch ſein Büchlein von der Nachfolge Chriſti bekannte Thomas von Kempen angehörte, und welche von vorn herein der zweiten Oppoſition, derjenigen der in Italien gebildeten Humaniſten, ein chriſtlich-frommes Gepräge gab, welches den italieniſchen Humaniſten durchaus gefehlt hatte. Auf Johannes Hus, den Märtyrer von Konſtanz, welcher beide Richtungen, die myſtiſch-chriſtliche und die humaniſtiſche vereinigte, folgte die Erfindung der neuen „Schwarzkunſt“ durch Guttenberg, und erſt dieſe führte die deutſche Humaniſtik auf die Höhe der Reinheit und Würde, welche ein Reuchlin und Erasmus einnahmen, von denen der Erſte durch ſeinen kühnen Kampf gegen die judenfeindliche Inquiſition der Dominikaner zu Köln die derben „Briefe der Dunkelmänner,“ dieſe tief treffende Satyre auf das Pfaffenthum, hervorrief, — der Zweite durch ſein ebenſo keckes und einſchneidendes „Lob der Narrheit“ die literariſche und religiöſe Welt in fieberhafte Bewegung ſetzte.

Während indeſſen Reuchlin ſtarb, bevor die ſtets arbeitende Oppoſition gegen das Papſtthum zur offenen Trennung von demſelben wurde, Erasmus aber in der letztern nur eine Störung des humaniſtiſchen Studiums erblickte, traten die ihnen folgenden kriegeriſchen Humaniſten Pirkheimer und Hutten aus der Studirſtube in die Welt hinaus. Der Erſte begann, die Klaſſiker durch Ueberſetzungen dem Volke genießbar zu machen und ſympathiſirte mit der reformatoriſchen Bewegung, doch nur bis ſie ihm zu weit ging; der Letztere aber warf ſich geradezu in ſie hinein und diente ihr mit ſeinem, trotz perſönlicher Schwächen, bedeutenden und reichen humaniſtiſchen Wiſſen und ſeiner vorzüglich gegen das Papſtthum gerichteten, ſchöpferiſchen poetiſchen Muſe als trefflicher Bahnbrecher.

Auf die humaniſtiſche Bewegung folgte nun die reformatoriſche, herbeigeführt durch den ſchaudervollen Zuſtand der Sitten und der Kenntniſſe in kirchlichen Kreiſen, durch eine wahrhaft empörende Gaukelei, die mit Wundern, Beſchwörungen u. dergl. getrieben wurde, und namentlich durch den ſchamloſen Handel mit geiſtlichen Pfründen und mit dem Ablaſſe. Durch ſeine erſt zahme Oppoſition gegen dieſe Uebelſtände und die derſelben in den Weg gelegten Schwierigkeiten wurde der mehr kräftige

und ernſt religiöſe, als hell ſehende und frei denkende Luther in einen Kampf hineingeriſſen, der zur Trennung der Kirche in zwei leider nur zu bald unduldſame Parteien führte. Es folgte daraus der Kampf Luthers nicht nur gegen den feurigen Karlſtadt und die ſchwärmeriſchen Wiedertäufer, ſondern auch gegen den verſtändigen und konſequenten Zwingli und gegen die demokratiſche Bewegung des Bauernkrieges, deren Führer, mit dem begeiſterten Profeten Thomas Münzer an der Spitze, im Aufſtehen des Volkes gegen materiellen Druck die reinſte Konſequenz der Reformbewegung erblickten, — mithin gegen Alles, was über ſeine eigene Abſicht hinausging. Die Reformation mußte ſo zur neuen Deſpotie des Bibelbuchſtabens werden und Ungeheuerlichkeiten hervorbringen, wie es die von den Reformatoren erlaubte Doppelehe Philipps von Heſſen und die mächtige Erhebung der Wiedertäufer mit ihrem apokalyptiſchen Zionsreiche in Münſter waren, das vor vereinigten katholiſchen und proteſtantiſchen Waffen fiel.

In dem centraliſirten Frankreich nahm die Reformation weder Luthers blinden Gehorſam gegen die Hunderte von Obrigkeiten des zerſplitterten römiſchen Reiches deutſcher Nation, noch Zwingli's demokratiſch-ſynodale Verfaſſung zum Kennzeichen; wo ein Abt Suger und ein Ludwig XI. alle Individualität vernichtet hatten, konnte ein Geiſt, wie Calvin, der einen neuen Glauben ebenſo deſpotiſch durchzuführen Willens war, wie Jene ihre Staatsidee, nur einen Staat im Staate, eine geiſtliche Deſpotie innerhalb der weltlichen beabſichtigen; wider ſeinen Willen blieb die neue Schöpfung auf das kleine Genf beſchränkt, wo aber die Patrioten ſowol, als der freidenkende Servet den harten Arm des Verkündigers der Prädeſtination zu fühlen bekamen.

In England endlich konnte ein König, welcher im Innern Katholik geblieben und die Reformation blos annahm, um ſeine ſinnlichen Gelüſte zu befriedigen, keine andere Einrichtung treffen, als ſich ſelbſt zum Papſte machen, — und die Nachfolger in dieſem bald männlichen, bald weiblichen Papſtthum nichts Anderes thun, als die Unterthanen mit Feuer und Schwert zu ihrem Glauben zwingen, während dagegen das demokratiſche Schottland auch eine demokratiſche Volkskirche in's Leben rufen mußte.

Dem humaniſtiſchen Erwachen, das in der Reformation auf eine falſche, weil neue theologiſche Autoritäten, und zwar eben ſo tyranniſche, aufſtellende Fährte gerathen war, folgte nothwendig eine Reaktion, welche durch Anlehnen an den Humanismus und Verbeſſerung der ſchlechten Disciplin des Klerus für die Wiederherſtellung des alten Glaubens und Kultus unter der alten Weltmacht Rom zu werben ſuchte. Es war die Bewegung der Gegenreformation, die dritte des Jahrhunderts, welche jedoch in ihrem Kampfe gegen die in Italien ſelbſt, dem Sitze jener Weltmacht, durch einen Paolo Sarpi u. A. Fuß faſſende Reformbewegung, in das ungeheuerliche Extrem der Inquiſition umſchlug, ein Inſtitut,

das vom Päpſtthum 1215 geſtiftet und 1542 beſtätigt, unter dem eiſernen Regimente eines Philipp II. von Spanien die entſetzlichſte Geſtalt annahm, und deſſen Konſequenzen ſelbſt der Primas des Landes, der Erzbiſchof Carranza von Toledo und der Thronfolger Don Carlos nicht entgehen konnten, während ihm Legionen von Proteſtanten, Juden und Mauren zum Opfer fielen. Die mächtigſte Armee zur Durchführung der neuen Bewegung wurde aber die ſchlagfertige, ſchwarzröckige Miliz des ſpaniſchen Ritters Loyola, der die ganze Welt unterwühlende Jeſuitenorden.

So folgten ſich die drei Geiſtesbewegungen der Periode des Erwachens und endeten naturgemäß mit einer blutigen Reaktion. Außer ihnen hat aber die Kulturgeſchichte dieſer merkwürdigen Zeit auch die übrigen gleichzeitigen Thätigkeiten des Menſchengeiſtes in ihre nicht der Zeitfolge ängſtlich ſich fügenden Annalen einzutragen. Es gehen voran die in ihren Vollziehungen der vorangegangenen Inquiſition zumeiſt verwandten Rechtszuſtände, und zwar die ihnen zu Grunde liegenden Rechtsbücher, von denen die Carolina die Menſchenvertilgung in ein Syſtem brachte, die Perſönlichkeiten jener furchtbaren Richter, die, ohne zu zucken, rädern, viertheilen und ſpießen laſſen konnten, die furchtbaren Apparate der Folterkammer, und endlich der größte Wahnſinn, der je von menſchlichen Gehirnen ausgeheckt worden, — die Hexenproceſſe und ihre elenden Opfer. Nach dieſen Blut- und Marterzeugen fremder Vorurtheile und hartgeſottener Rechtsgrauſamkeit ſchreiten Jene einher, welche für ihre Ueberzeugung litten und ſtarben oder doch geſtorben wären, wenn nicht zufällige Umſtände ſie gerettet hätten. Es ſind die Urheber umgeſtalteter Anſchauungen von Menſch, Erde und Welt; ein Paracelſus, Gesner und Agricola, — ein Columbus, Vasco de Gama und Magalhaens, ein Kopernikus, Kepler und Galilei, ſowie der Verſuche weitern Vordringens in die unnahbare Welt der Geiſter: die Feuerſeelen eines Petrus Ramus, Cardanus, Giordano Bruno, Campanella, Vanini, Jakob Böhme, Baco von Verulam, Carteſius und Spinoza. Jeder dieſer Namen iſt ein Schwerthieb gegen die angemaßte Vormundſchaft der Theologie über das Wiſſen. (Es mag indeſſen für dieſen ganzen Abſchnitt bemerkt werden, daß der Zweck desſelben keine Vollſtändigkeit in den Namen geſtattet, daß vielmehr ſolche der Ausführung überlaſſen werden muß und hier nur Andeutungen Platz finden können.)

Eine heiterere Geſellſchaft als dieſe düſteren Denker und Forſcher ſind die Dichter des Zeitalters. Wir beginnen mit den italieniſchen, von denen das bereits erwähnte glorreiche Kleeblatt des 14. Jahrhunderts, als zugleich der Humaniſtik angehörend, vorangegangen iſt, auf welches jedoch die Humaniſtik ſelbſt einen hundertjährigen poetiſchen Stillſtand folgen ließ. Erſt mit Lorenzo von Medici begann eine neue Reihe von

Profeten des Schönen durch das Organ der Sprache. Wir begegnen dem romantiſchen Heldengedichte eines Pulci und Bojardo, und des größten Meiſters dieſer Gattung, Arioſto, der Idylle und Satyre eines Sannazaro, Bembo, Alamanni, des burlesken Berni und des ſchamloſen Aretino, der reinen Poeſie einer Vittoria Colonna, dem hiſtoriſchen Heldengedichte eines Triſſino, den der große Torquato Taſſo verdunkelte, dem komiſchen Heldengedichte eines Taſſoni und zuletzt der völligen Entartung italieniſcher Poeſie in der Schäferdudelei eines Guarini, Marino und Murtola.

Nach Norden übergehend, ſehen wir auf die Minne- und Heldendichtung des Staufen-Zeitalters den nüchternen Meiſtergeſang folgen, neben welchem indeſſen das herzige Volkslied und die biſſigen Präambeln blühten und welterſchütternde Fragen im Gewande harmloſer Erzählung die Volksbücher eines Reinhart Fuchs, Eulenſpiegel, Fauſt, der Schildbürger und des Ewigen Juden in's Leben riefen. Zugleich entwickelt ſich das deutſche Volks-Schauſpiel aus den kirchlichen Myſterien. In der Kunſtdichtung aber leuchten hervor der Teichner und der Suchenwirt als Moraliſten und Satyriker auf Adel und Klerus, das „dichteriſche Univerſalgenie“ eines Roſenplüt, die anziehenden poetiſchen Erzählungen des Ritters von Staufenberg, des Pfaffen von Kalenberg, des Bühelers und Wittenweilers und der nur durch ſeinen kaiſerlichen Dichter Maximilian merkwürdige Theuerdank. Es folgt die Literatur der Reformationszeit, welche ein Sebaſtian Brant und Thomas Murner durch ihre Satyre auf die Kirchenzuſtände einleiten, von denen jedoch der Letztere ſpäter ſeinen Spieß gegen Luther wendete. Für des Letztern Sache kämpfen, neben ſeinem eigenen kernigen Kirchenliede und der geharniſchten Poeſie Huttens, die Faſtnachtſpiele eines Hans Sachs und Nikolaus Manuel und die Fabeln eines Burkard Waldis und Erasmus Alberus, während von den zwei Sprichwörterſammlern Johann Agricola und Sebaſtian Franck der Erſte eine ſtets ſchwankende, der Letztere aber eine völlig unbefangene Stellung einnehmen. Ein gewappneter Kämpe wider Gegenreformation und Jeſuitismus erblüht aber zuletzt in dem trefflichen Fiſchart, welchem in dieſer Periode nur noch minder geniale Nachfolger in den Lehrdichtern Ringwaldt, Andreä und Weckherlin, den Erzählern Rollenhagen und Spangenberg, den Dramatikern Rebhun, Ayrer und Julius von Braunſchweig erſtanden.

Aus der franzöſiſchen Literatur der Periode brauchen wir nur das Vorbild unſres Fiſchart, den abenteuernden Satyriker Rabelais und die gezwungenen Nachäffer klaſſiſchen Weſens, die Väter der Hofdichtung: Clement Marot, der gelehrten Poeſie: Pierre Ronſard, und der eigentlichen Pſeudoklaſſik: Malherbe zu nennen, unter deren

Schülern jedoch der Satyriker Mathurin Regnier und der Hirtendichter Honoré d'Urfé durch selbständigere Leistungen hervorragen.

Die spanische (und portugiesische) Literatur führt uns als Heldendichter vor: die Romantiker des Amadis-Schwindels, Lobeira in Portugal und Montalvo in Spanien, den poetischen Infanten Juan Manuel, den witzigen Pfaffengeißler, wenngleich selbst Priester, Juan Ruiz, den ersten bedeutenden Dramatiker Encina, den Stifter der spanischen Literaturblüte: Boscan Almogaver, die Hirtendichter Garcilaso de la Vega, Montemayor und Gil Polo, die Schelmenromandichter Hurtado de Mendoza und Aleman, die Lyriker Ponce de Leon und Herrera u. s. w. Das klassische Epos feiert in Ercilla seinen größten Namen, der indessen mit seinem Zeitgenossen, dem Portugiesen Camoens, freilich dem einzigen großen Dichter dieses kleinen Landes, keinen Vergleich aushält. Sie Alle jedoch stellt in Schatten der größte Romandichter aller Zeiten, der von der Inquisition niemals gebeugte Cervantes, dessen Don Quijote ein unvergängliches Spiegelbild des menschlichen Lebens und seiner Gegensätze bietet. Zu seiner Zeit blüht auch das spanische Drama, dessen kirchliche Entstehung wol Schuld ist, daß seine Koryphäen: Lope de Vega und Calderon de la Barca geistige Sklaven der Inquisition wurden.

Eine wohlthuende Erquickung gewährt uns darauf die durch den Wiclefiten Chaucer eingeleitete englische Literatur, deren unerreichbarer Sohn Shakespeare in seinen von keinem einzigen konfessionellen oder dogmatischen Gedanken entstellten Welt- und Lebensgemälden die reinste menschliche Gesinnung der Nachwelt als Vermächtniß hinterlassen hat.

Neben der Poesie geht als liebliche Schwester die Kunst einher und beweist die Berechtigung ihres Erwachens aus langem Schlummer durch fortschreitende Anlehnung an die ewig unumstößlichen Principien der Naturtreue, wie sie in der antiken Kunst gelebt hatten. Sie zerfällt in die südliche und nördliche. Jene macht uns bekannt mit ihrem Stifter, Cimabue, dessen die Kunst ihres Landes völlig emancipirenden Schülern Giotto und Masaccio, deren Nachfolgern Fra Angelico, Lippi, Ghirlandajo u. s. w., dann mit der herrlichen Blütezeit eines Bramante, Leonardo da Vinci, Michel Angelo und Rafael, deren Epigonen: Romano, Correggio, Tiziano, Veronese, Carracci, Salvator Rosa, dem wilden Goldkünstler Benvenuto Cellini u. A., sowie mit der spanischen Farbenkunst eines Murillo, Velasquez u. A. Im Norden erblühen weniger feurige Farben, doch erfüllt ihn tüchtiges Streben in den Schulen der Brüder van Eyck, der Holbeine, Albrecht Dürers, Lukas Kranachs und Nikolaus Manuels (der im Todtentanz mit Hans Holbein dem Jüngeren wetteiferte). Ihnen folgt die niederländische Blütezeit, beginnend mit

Quintin Messys, und gipfelnd in den großen Historienmalern Rubens, van Dyck und dem vielverkannten Rembrandt, in den Genremalern der Familie Breughel, Teniers, Jan Steen, Douw u. A., in den Landschaftern Wouvermann, Potter, Ruisdael u. s. w., denen sich als Anhang noch die mehr vereinzelten Franzosen Pouſſin und Claude Lorrain anreihen.

Den umfassenden Reigen der abwechselnden Gemälde, welche uns diese Periode darbietet, schließen endlich die Sitten und Gebräuche derselben an den Höfen, in der kirchlichen, kriegerischen, politischen, studirenden, bürgerlichen und bäuerlichen Welt, und verrathen mehr oder weniger den Einfluß, den das Erwachen freiern Geistes auf die Mitwelt ausübte.

b. Die Periode des Kampfes.

Die im Beginne der neuen Zeit aufstrebende Opposition gegen das mittelalterliche Staats- und Kirchenthum hatte sich in die Aufstellung einer neuen Kirche verirrt, welche vor den Herren des Staates demüthig im Staube kroch und dagegen die freie Wissenschaft verfolgte, die Kunst vornehm verachtete und den moralischen Werth des Menschen nach dem Glauben abmaß. So schien Alles, was gethan worden, um die Menschheit besser, kenntnißreicher und feinfühlender zu machen, umsonst gethan, und die alte Despotie der vom Schicksale Bevorzugten auf's Neue befestigt. Dem fröhlichen Erwachen des Humanismus war der wüste Fiebertraum der Inquisition und der Religionskriege gefolgt und eine neue Nacht doppelter, von Papst und Bibel geübter Glaubenstyrannei hereingebrochen. Aber das Licht, das Recht und die Wahrheit lebten noch, — wenn auch nicht im konkreten Leben, doch im Geiste der Erleuchteten. Und aus diesem fanden sie ihren Weg in die Herzen des Volkes wieder durch die Literatur der Aufklärung, von welcher der nun folgende Kampf des Lichtes gegen die Finsterniß eröffnet wurde.

Die Periode des Kampfes hat einen einheitlichern Charakter, als die ihr vorangehende; sie enthält nicht successive das Erwachen verschiedener Geistesrichtungen, sondern einen einzigen Kampf, denjenigen der Aufklärung, d. h. der unabhängigen Geistesarbeit, gegen anmaßend vorgeschriebene Weltanschauungen. Diese Periode ist daher nicht nach Zeiträumen abzutheilen, von denen jeder seine kulturhistorische Eigenthümlichkeit, seine charakteristische Bewegung aufzuweisen hätte, — sondern sie ist nach Zweigen der kulturhistorischen Thätigkeit und diese wieder nach den an ihnen theilnehmenden Völkern zu gruppiren. Was nun diese letzteren betrifft, so ist vorab auffallend, und bestätigt die von uns aufgestellten kulturhistorischen Principien, daß die heißeren Länder Südeuropa's, Italien und Spanien, von dem unter türkischer Verthiertheit schmachtenden Griechen-

land ohnehin nicht zu sprechen, — ihre in der vorhergehenden Periode so ausgezeichnete literarische Thätigkeit, welche mit der Inquisition und dem Jesuitismus nicht länger vereinbar war, durchaus aufgegeben haben. Wie im Mittelalter die Araber, so hatten auch Italien und Spanien im 16. Jahrhundert einen Aufschwung genommen, der nicht von Dauer war, weil ihr Klima zu wenig gemäßigt ist, — hingegen wieder kommen kann und auch theilweise bereits wieder gekommen ist, weil ihr Volk der begünstigten Race angehört, die sich nicht auf die Dauer einschläfern läßt, so lange sie nicht in völlig tropische oder arktische, oder vom Meere abgeschnittene Gegenden versetzt ist. Ebenso unbetheiligt an dem Kampfe der Aufklärung sind auch die nordeuropäischen (skandinavischen und slawischen) Völker, von denen Erstere sich von der Unterdrückung ihrer Edda-Kultur in kaltem Klima viel langsamer erholen konnten, als dies in gemäßigtem möglich gewesen wäre — Letztere aber eben — Halbmongolen und Halbbarbaren sind.

Die Arbeit des Zeitalters der Aufklärung ist daher im Wesentlichen auf die im Klima gemäßigtsten und an Gliederung reichsten Länder Europa's, auf Deutschland, Frankreich und England beschränkt.

Die Thätigkeit dieser Nationen in der Periode des Kampfes ist eine weit umfassende. Sie begreift:

1) Im Gebiete der Wissenschaft die Verdienste eines Newton um die Vervollkommnung der astronomischen und der kühnen Seefahrer Cook u. A. um jene der geographischen Kenntnisse, die neue philosophische Bahnbrechung eines Locke mit seinem kühnen und konsequenten Systeme der Herleitung aller menschlichen Erkenntniß von der Sinneswahrnehmung, die Kämpfe seiner Nachfolger, der englischen Deisten, gegen starre Orthodoxie und der Geschichtschreiber desselben Landes: Bolingbroke, Gibbon, Hume, Robertson gegen veraltete politische Zustände, — die vielseitige Forscherthätigkeit der Deutschen Leibniz und Wolf und des frischen Thomasius, des Vorkämpfers gegen Folter und Hexenprocesse, — das Auftreten Voltaire's mit den Waffen der Toleranz und des Spottes zugleich, das Programm konstitutioneller Regierungsform von Montesquieu und demokratischer von Rousseau, und die zersetzende, materialistische, aber Andere zu fruchtbringender Arbeit bewegende Verneinung alles Bestehenden durch die Encyklopädisten Helvetius, Diderot, D'Alembert u. s. w.

2) Im Gebiete der Kunst, und zwar: a) der Poesie erst die falsche, unselbständige Richtung der sogenannten klassischen, in Perücken und Stelzschuhen einherschreitenden Dramatik Corneille's, Racine's u. A. im Zeitalter Ludwigs XIV. von Frankreich, neben denen der Schalk Molière durch seine Komödie das französische Volksthum in seiner Unverhülltheit zeigt, — und Dem entsprechend in Deutschland die von Nachahmung der Italiener und Franzosen lebenden Schlesischen Schulen

eines Opitz und eines Gryphius; - - dann aber die selbständige Blüte der eigentlichen Aufklärungs-Literatur, sich erhebend in England mit dem modernen Dante, dem unsterblichen Dichter des verlorenen Paradieses, Milton. Ihm folgen der unerbittliche Verspotter der Puritaner, Butler, der charakterlose Hofdichter Dryden, der ernste Sittenrichter Addison, die gedankenreichen Lyriker Young und Thompson, die scharfen Satyriker Pope und Swift, und die Väter des modernen Romans: Fielding und Sterne. In Deutschland folgen ihnen, in Opposition gegen das pseudoklassische System eines Gottsched, der Bahnbrecher Bodmer, und Lessing, der Vater der poetischen Blüte seiner Nation, und auf Diese die Koryphäen derselben: Klopstock, Wieland, Bürger, Herder, sowie die zwei Dioskuren Goethe und Schiller in ihrer Jugendzeit, sammt dem Anhange der Männer des Sturms und Drangs.

b) Im Reiche der Musik die Entstehung einer neuen glorreichen, die Kirchenmusik überwindenden Blütezeit durch Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart u. A.

3) Auf dem ethischen Gebiete die fortschreitende Zunahme humaner Gesinnung, zuerst in weiterem Maße befördert durch den böhmischen Pädagogen Comenius und sodann durch die bei Anlaß der Ersetzung gothischer Baukunst durch die Renaissance aus den zerfallenden Baukorporationen entspringende Freimaurer-Brüderschaft, die sich mit staunenswerther Schnelligkeit über die gesammte Erde verbreitet, aber im schwärmerischen 18. Jahrhundert nicht von Verirrung frei bleibt und einerseits in ein unzeitgemäßes Ritterthum, anderseits in abergläubische Rosenkreuzerei und zuletzt in bureaukratisch-radikalen Illuminatismus ausartet, bis die Verfolgung von Seite der französischen Schreckensherrschaft sie wieder läutert.

Neben diesen Lichtseiten bietet die Periode auch ihre Schattenseiten dar:

1) mittels buntschillernder Verirrung in zahllose Schwärmereien, wie: verspätete Astrologie und Alchemie, Geisterseherei und Geisterbeschwörerei, Zauberei, thierischen Magnetismus, Physiognomik, Chiromantie u. s. w., befördert durch Schwindler wie St. Germain, Cagliostro u. A., sowie ferner in die religiösen Labyrinthe des Pietismus und Jesuitismus bis zu des letztern vorübergehender Niederwerfung;

2) mittels skandalöser Vorgänge in den höchsten Kreisen, besonders an dem russischen und französischen Hofe, deren Weiberregiment und Intriguen mächtig dazu beitragen, das Ansehen der Monarchie zu unterhöhlen, wozu das Treiben frecher Abenteurer, eines Casanova u. A. kommen;

3) mittels der dadurch vorzüglich hervorgerufenen Greuel eines lange niedergetretenen und gereizten und schließlich wild aufbäumenden, entfesel-

ten Volkes und der ehrgeizigen Führer desselben, in der französischen Revolution, welcher auf der andern Seite der Mord Polens gegenübertritt.

c. Die Periode des Sieges.

Seit dem Durchdringen der Grundsätze, welche die erste, würdigere Periode der französischen Revolution gebar: der Souveränetät des Volkes, der Gleichheit Aller vor dem Gesetze, der Freiheit des Glaubens, der Entfernung der Grausamkeit und des Argwohns aus dem Strafrechte, der Sorge des Staates für Verkehrsmittel und Linderung des Elends — konnte die Idee der Aufklärung mit Recht als eine siegende betrachtet werden, wenngleich noch lange nicht Alles gethan war, was in ihren Konsequenzen lag. Wäre indessen Alles gethan, was zur Vervollkommnung der Menschheit führt, so müßte die Geschichte aufhören, während im Gegentheil dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Die Periode des Sieges, im Ganzen mit dem Einlenken der französischen Revolutionsbewegung in gemäßigtere Bahnen beginnend, hat wieder ein weiteres Gebiet, als die ihr vorangehende. Dasselbe verbreitet sich in manchen Zweigen der Kultur wieder über Südeuropa, in fast allen aber über das in kulturhistorischer Thätigkeit von da an mit Europa wetteifernde Nordamerika, wozu in dieser oder jener Hinsicht noch einzelne andere, von Europa aus kolonisirte oder mit ihm in Weltverkehr tretende überseeische Länder kommen. — Eine chronologische Eintheilung kann auch diese Periode um so weniger haben, als sie erst begonnen hat. Es sind in ihrem Verlaufe zu betrachten:

1) der ethische und politische Charakter ihrer verschiedenen Phasen: der Revolution, des napoleonischen Weltreichs, der Restauration, der erneuerten Revolution und des erneuerten Imperialismus und Macchiavellismus.

2) die Nationalliteratur, welche sowol in der Geschichte als in der Poesie eine so endlose Zahl von bedeutenden Namen darbietet, daß dieselben für eine bloße Uebersicht allzuüberwältigend würde. Wir deuten blos an, daß wir in Deutschland die unerfreuliche Reaktion der romantischen Schule neben der männlichen Blüthezeit Goethe's und Schiller's einherschleichen, ihr aber in der Zeit der Befreiungskriege eine wohlthuende Erfrischung durch patriotische Poesie, und dem darauf wieder eintretenden Siechthum der Restauration die kecke Opposition des jungen Deutschlands mit seinen zahlreichen Epigonen folgen sehen, während England neben seinem Byron, dem Titanengeiste des Weltschmerzes, beinahe nur den Roman Walter Scott's und seiner Legion

von Nachfolgern kultivirt, Frankreich dagegen aus der Flammenpoesie der Revolution durch den Weihrauch des Kaiserthums und dessen Opposition (Madame Staël) in die verspätete Christlichkeit eines Chateaubriand herabsinkt, um dann wieder durch die Neuromantiker, mit Victor Hugo an der Spitze, und den kräftigen Volksgesang eines Beranger zum tiefgefühlten Programme socialer Verbesserungen unter der Aegide einer George Sand aufzusteigen. Nur Genien untergeordneter Rangstufen bringen die übrigen Länder Europa's hervor, unter denen jedoch in dieser Periode, neben Italien, Spanien und Portugal auch Skandinaven, Slawen und Magyaren nicht fehlen, ja selbst die Neugriechen den alten Ruhm ihres Landes zur Wiedergeburt zu bringen trachten.

3) eine erneuerte und rastlose Thätigkeit in der bildenden Kunst, der Musik und dem Theater.

4) die Verirrung dichterischen Geistes in alte und neue magische, mystische und romantische Gebiete, wie z. B. eine s. g. Geisterkunde, ein Seherinnen-Unwesen, ein unverantwortlicher Humbug mit Tischrücken, Geisterklopfen und anderm lächerlichem Spuk.

5) Die weitere Verirrung desselben Geistes in religiöses Sekten- und Konventikelwesen und in jesuitisch-ultramontane Treibjagd nach Konversionen und erneuerter Weltherrschaft, — sowie die Bekämpfung dieser Richtungen durch Josephinismus, kirchenhistorische und evangelische Kritik, neue religiöse Systeme, wie Deutschkatholicismus und freie Gemeinden, bis zur Predigt des vollendeten Nihilismus.

6) als bestes Heilmittel dieser Gegensätze: eine erfreuliche und dankbare Ausbildung, Popularisirung und Nutzbarmachung der Naturwissenschaft durch welthistorische Reformatoren, wie Humboldt, Mädler, Liebig u. s. w., und durch volksthümliche Apostel, wie Roßmäßler, Brehm, Schleiden u. A., deren Resultate einst den letzten Rest des Wunderglaubens niedertreten müssen.

7) als Folge dieser Geistesarbeit die materielle Vervollkommnung aller Zweige der Technik, der Gewerbe, des Handels, des Ackerbaues, der Fortbewegung und Verkehrförderung zu Wasser und zu Lande, wie nicht minder die Versuche solcher im Reiche der Luft.

8) das Streben der Milderung schreiender Kontraste im materiellen Besitze durch kommunistische, socialistische und andere theilweise praktischere Vorschläge und Einrichtungen.

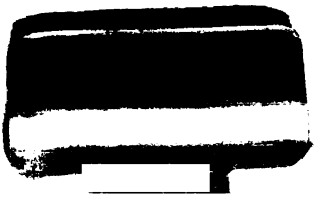
9) die Verbreitung menschlicher Kultur in weitere Kreise durch Kolonisation und Urbarmachung fremder Erdtheile, durch die Pioniere und Goldsucher im fernen Westen und Süden, durch die Förderer und Märtyrer der Wissenschaft (Mungo Park, Barth, Vogel, Burke, Schlagintweit u. s. w.) im Innern Afrika's, Australiens und Asiens, —

und durch die Ausdehnung des Weltverkehrs über das bisher verschlossene Hinterindien, China und Japan. —

So gewinnen wir einen Ueberblick alles Desjenigen, was seit dem ersten erfolgreichen Erwachen aus mittelalterlicher Geistesdumpfheit und Glaubensdespotie bis auf die reichen und belebten Scenen des Wirkens unserer geistesfreien Gegenwart geschehen ist, um die Menschheit nach ihren Zielen hinzuleiten, und lernen vielleicht beurtheilen, was zu diesem erhabenen Zwecke noch geschehen könnte und dürfte. Dies ist die Hoffnung, mit welcher der Verfasser einstweilen diese „Einleitung" in die Lesewelt hinaussendet.

Druck von Otto Wigand in Leipzig

YC 73069

CB83
H47
Henne

11423